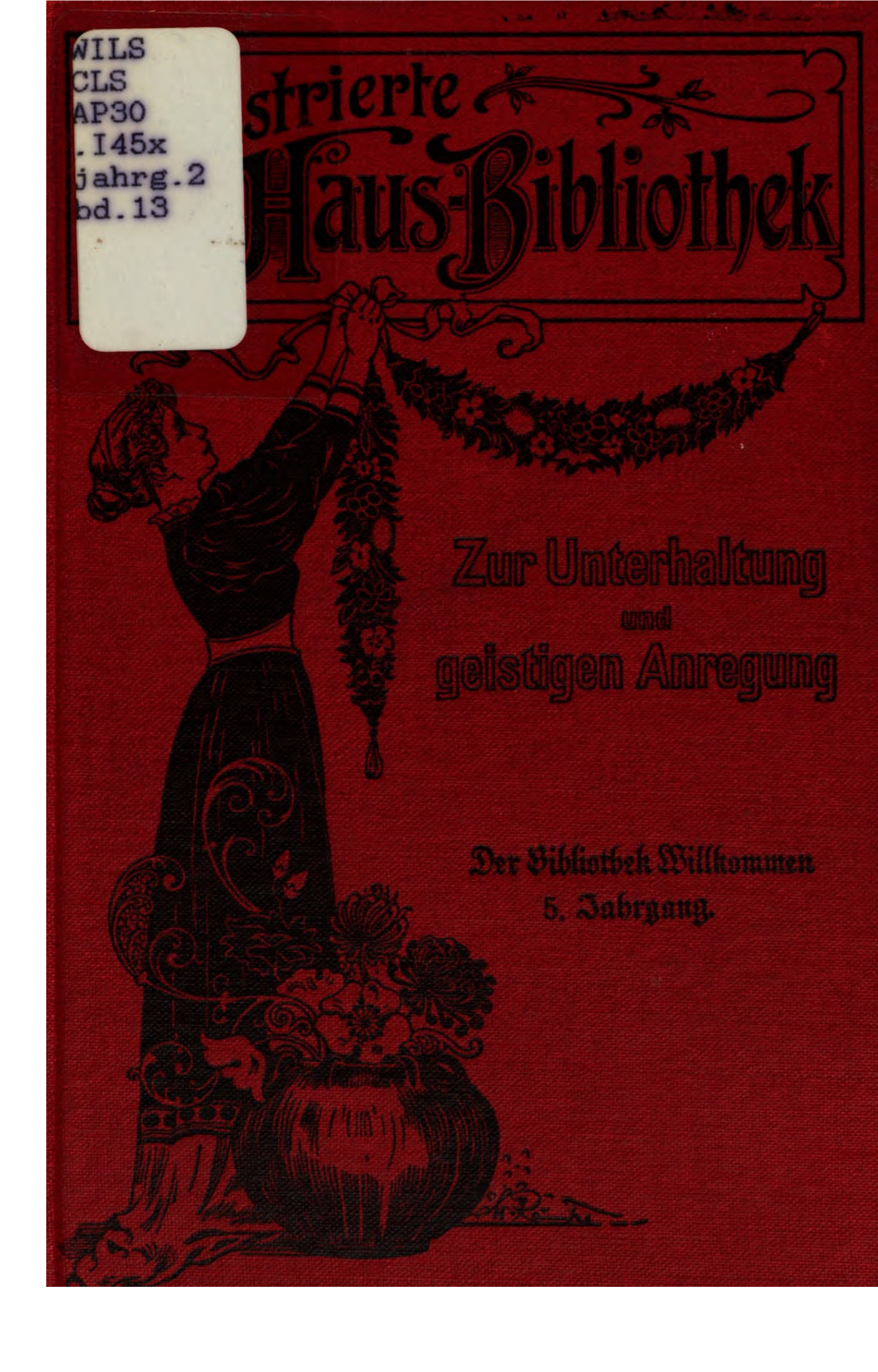
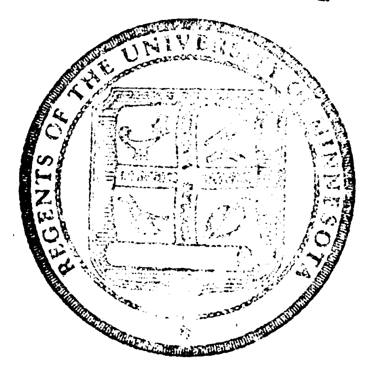

Illustrierte Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II





Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Zuversicht.

Nach dem Gemälde von C. v. Bodenhausen.

Illustrierte

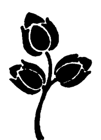
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

Band XIII



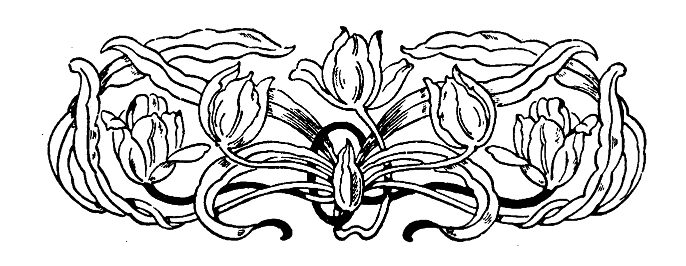
Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.



Druck von
W. Dobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.



Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von Reinhold Ortmann.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)



Es mochte kaum eine Viertelstunde verflossen sein, seitdem die Thür von Dollys Hotelzimmer sich hinter Erich von Brunneck geschlossen, als ein kurzes, energisches Klopfen die auf dem Sofa liegende Bewohnerin aufschreckte. Mit schreckensbleichem Gesicht sprang sie empor, und mit auf die Brust gepreßten Händen blieb sie Sekunden lang regungslos mitten im Zimmer stehen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Sie hatte der Bedienung strengen Auftrag gegeben, niemanden ohne vorherige Anmeldung vorzulassen. Dies harte, gebieterische Klopfen aber war ebenso wenig dasjenige des Kellners oder des Zimmermädchens, als es der rücksichtsvollen Art ihres Verlobten entsprach.

Dollys Kniee wankten, als ob sie im nächsten Augenblick unter der Last ihres Körpers zusammenbrechen müßten. Seitdem diese Abreise, die für sie ja in Wahrheit nichts anderes war als eine Flucht, sich gegen ihren Plan und ihre Absicht so lange hinausgezögert hatte, wurde sie unablässig von der Furcht gepeinigt, daß eine schreckliche Ueberraschung noch im letzten Augenblick ihre Hoffnung auf Glück und Freiheit zu Schanden machen könnte. Und es war deshalb ihre erste Em-

pfindung gewesen, daß jetzt dieser entsetzliche Moment einer vernichtenden Katastrophe gekommen sei.

Sie wartete mit verhaltenem Atem, in der schwachen Hoffnung, daß irgend ein Unbekannter sich in der Thür geirrt haben könnte, und daß er weiter gehen würde, wenn er auf sein Klopfen keine Antwort erhielt. Aber nur zu bald sah sie diese Hoffnung grausam zerstört, denn eine tiefe Stimme, die sie gut genug kannte, ob sie auch in diesem Moment zu vorsichtigem Flüstern gedämpft sein mochte, klang an ihr Ohr:

„Oeffne mir, Dora, wenn du nicht willst, daß ich mich durch die geschlossene Thür mit dir unterhalte.“

In halber Bewußtlosigkeit, ohne eine Vorstellung von dem, was nun weiter geschehen würde, schleppte sie sich zur Thür und drehte den Riegel zurück.

„Komm' herein!“ sagte sie mit tonloser Stimme. Und dann, als der Ankömmling die Schwelle überschritten hatte, verriegelte sie wieder hinter ihm die Thür.

Stumm standen sie einander wohl eine halbe Minute lang gegenüber. Dolly sah, daß der Mann, der das Verhängnis ihres Lebens bedeutete, sich seit ihrer letzten Begegnung gewaltig verändert hatte. Er trug den schwarzen Vollbart nicht mehr, der damals sein Gesicht umrahmt hatte, sondern Kinn und Wangen waren glatt rasiert. Aber es war nicht das allein, was ihr sein starkknochiges, scharf markiertes Gesicht fast zu dem eines Fremden machte. Er schien vielmehr in diesen wenigen Monaten auch um ein Jahrzehnt gealtert, und sie hatte nie einen so harten Zug um seinen Mund, nie ein so düsteres Feuer wilder Entschlossenheit in seinen Augen gesehen wie in diesem Moment.

Der unwillkommene Besucher war es, der endlich das Schweigen brach.

„Nun?“ fragte er mit eisigem Hohn, der entmutigender auf sie wirkte als irgend ein heftiger Ausbruch zügelloser Leidenschaft. „Hast du kein Wort der Begrüßung für mich — keinen freudigen Willkomm? Daß ich eine so weite und keineswegs ganz ungefährliche Reise nicht gescheut habe, um dich heimzuholen, verdient doch, wie ich meine, immerhin einigen Dank.“

Dolly zitterte noch immer; aber sie hatte doch schon Ueberlegung genug, sich zu sagen, daß alles für sie verloren sei, wenn sie sich schwach zeigte. War es ihr bisher noch immer möglich gewesen, sich des Verfolgers zu erwehren, so mußte es ihr auch dies letzte Mal noch gelingen. Sie ahnte nicht, durch welche Mittel er es fertig gebracht haben konnte, ihre Spur zu finden und sie trotz ihres falschen Namens hier in dem Hotel, das sie seit der Ankunft noch nicht ein einziges Mal wieder verlassen hatte, aufzuspüren; aber sie hielt sich überzeugt, daß er über den eigentlichen Zweck ihrer Reise nicht unterrichtet sei. Und in all ihrer Verzweiflung segnete sie den vermeintlichen Zufall, der wenigstens ein verhängnisvolles Zusammentreffen zwischen ihm und Erich verhindert hatte.

Noch hatte sie keinen bestimmten Plan, wie sie ihn über ihre eigentliche Absicht täuschen und sich seiner entledigen würde; aber sie versuchte es halb instinktiv zunächst mit dem Mittel, das für sie immer das nächstliegende war, nämlich mit herrischem Trotz.

„Du mußtest wissen, Gregor, daß du auf meinen Dank so wenig zu rechnen hattest wie auf einen freudigen Empfang. Denn deine Briefe waren es, die mich aus Berlin vertrieben haben. Nur um dem angedrohten Wiedersehen zu entgehen, reiste ich hierher."

„Es bedurfte für mich keines besonderen Scharfsinnes, um das zu erraten; trotzdem weiß ich deine Aufrichtigkeit nach ihrem ganzen Werte zu schätzen. Denn wir werden auf solche Art jedenfalls nur um so schneller miteinander ins Reine kommen. Mochtest du mir soviel zugestehen, wirst du ja auch das übrige nicht feige zu leugnen versuchen."

Es überrieselte Dolly kalt; aber mit der Größe der Gefahr wuchs allgemach ihre Widerstandskraft.

„Ich verstehe dich nicht. Was ist es, das du mit diesem ‚übrigen' meinst?"

„Ich meine damit die Zusammenkunft, die du hier mit einem gewissen Herrn hattest — und deine Absicht, ihn über den Ozean zu begleiten."

Er wußte also alles! Diese unselige Verzögerung ihrer Abreise und ein fast übernatürlicher Scharfsinn mußten ihm die

Möglichkeit gewährt haben, das nach Dollys Meinung so sorglich gewahrte Geheimnis zu durchdringen. Trotzdem schien es ihr noch immer zu früh, sich verloren zu geben.

„Wie kommst du zu solcher Vermutung? — Wer hat dir gesagt, daß ich eine derartige Absicht hege?“

„Du hättest sie also nicht gehegt? Es bestehen keine näheren Beziehungen zwischen jenem Brunneck und dir?“

„Ich werde dir auf diese Frage nicht antworten. Laß uns lieber verständig und offen miteinander reden. Ich habe dich in meinen Briefen wiederholt inständig gebeten, mir noch ein paar Monate Zeit zu gewähren. Du aber hast mir die Erfüllung dieser Bitte mit brutaler Schroffheit verweigert. Und da es mir einfach unmöglich war, jetzt deinem Verlangen zu entsprechen, habe ich mich eben entschlossen, meine Freiheit bis aufs äußerste zu verteidigen. Vielleicht war es eine thörichte Schwäche, daß ich durch meine Flucht allen peinlichen Erörterungen und Erklärungen aus dem Wege gehen wollte. Und es mag wohl am besten sein, daß es jetzt zur Klarheit zwischen uns kommt — ein für allemal. — Aber wir bedürfen dazu keiner Theater-Effekte. Hast du bis zu diesem Tage ohne mich leben können, wird es dir auch fernerhin nicht unmöglich sein. Und nach allem, was zwischen uns geschehen ist, wäre es geradezu einfältig, wenn du dich mir gegenüber auf das vermeintliche Recht berufen wolltest, das dir meine Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit einst über mich gegeben.“

„Bist du zu Ende? Du verlangst also von mir nichts weiter, als daß ich dich freigebe und dir gestatte, mit jenem Brunneck zu gehen, wohin es dir gefällt?“

„Laß ihn aus dem Spiel! Ich habe mich bisher niemals um den Gebrauch gekümmert, den du von deiner Freiheit gemacht haben magst, weshalb also sollte ich dir Rechenschaft darüber geben, was ich mit der meinigen anzufangen gedenke?“

Die scheinbare Ruhe, mit der er ihre hastig hervorgestoßene Rede anhörte, gab ihr mehr und mehr ihren Mut zurück. Sie hatte die erste Bestürzung über seine Kenntnis ihres Vorhabens überwunden. Und da er sie nicht erwürgt hatte, wie sie es nach ihrer Kenntnis seines Charakters bisher immer als das

für einen solchen Fall Wahrscheinlichste erachtet hatte, erschien es ihr wirklich fast als das beste, die Situation auf das Aeußerste zu treiben, um ihm von vornherein jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Wiedervereinigung zu zerstören.

Sie hatte eine Pause gemacht, um ihm Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben; aber er schwieg beharrlich und begnügte sich damit, sie unverwandt anzusehen. Einer anderen würde es vielleicht sehr unbehaglich geworden sein unter diesem starren, funkelnden Blick. Dolly aber nahm das lange Schweigen für einen letzten Kampf, den Liebe und Abscheu in seiner Seele miteinander kämpften, und sie bemühte sich deshalb, dem Abscheu zum Siege zu verhelfen.

„Als ich dir bei unserer letzten Begegnung versprach, nach einem halben Jahre wieder die deinige zu sein,“ fuhr sie fort, „handelte ich wie ein unvernünftiges Kind, dem es nur darum zu thun ist, einen Aufschub zu gewinnen. Denn ich hätte damals so gut wie heute wissen müssen, daß ich mein thörichtes Versprechen niemals würde einlösen können. Aber auch du konntest dich darüber schließlich kaum im ungewissen befinden. Ich stand unter dem Druck des furchtbaren Zwanges, den deine Drohung mit einem Selbstmord auf mich übte, und ich war deshalb gar nicht verantwortlich zu machen für das, was ich sagte und versprach.“

„Nur weiter!“ sagte er, als sie abermals inne hielt, „denn du bist doch wohl noch nicht zu Ende.“

„Doch — ich bin es, denn was könnte ich noch hinzusetzen, ohne zu wiederholen, was ich dir schon mehr als einmal gesagt habe? Wir taugen so wenig für einander, wie Feuer und Wasser für einander taugen. Wir müßten uns notwendig gegenseitig unglücklich machen. Und ich gestehe offen, daß ich mich selbst zu lieb habe, um sehenden Auges in mein sicheres Verderben zu rennen.“

„Das wäre also alles, was du zu deiner Rechtfertigung vorzubringen hast? Und du glaubtest, damit einen Eindruck auf mich zu machen? Du kanntest mich so wenig, um zu erwarten, daß ich daraufhin den großmütigen Narren spielen würde, der sich in sein Schicksal findet und dir gerührten Herzens seinen Segen giebt zu dem neuen Liebesbunde?“

Er hatte auch das noch mit vollkommener Ruhe gesprochen; aber er war um einen Schritt weiter auf sie zu getreten, und als sie halb unwillkürlich vor ihm zurückwich, war er mit einem Sprunge so hart an ihrer Seite, daß ein halblauter Ausruf des Schreckens von ihren Lippen kam.

„Sieh' mir ins Gesicht — und wage es dann, deine Worte zu wiederholen! Weil ich bis heute so einfältig war, mich von dir am Narrenseil führen zu lassen, und weil ich dir immer wieder Glauben schenkte, glaubst du dich berechtigt, mich offen zu verhöhnen. Aber diesmal, meine liebe Dora, reden wir aus einer anderen Tonart miteinander. Und du magst dir's getrost ersparen, das ganze Register deiner Künste spielen zu lassen, weil heute die eine so wenig verfangen würde als die andere. Ich habe alles geopfert um deinetwillen: meine Ueberzeugung, meine Freunde, die großen Ziele meines einstigen Strebens! Ich bin der heiligen Sache untreu geworden, der mein Leben gehören sollte, und habe mich dazu erniedrigt, ein geduldiger Knecht zu werden wie die anderen, nur um dir ein ruhiges, gemächliches Heim zu bereiten! Du seiest nicht dazu geschaffen, das Leben eines geächteten, von Land zu Land gehetzten Flüchtlings zu teilen — lauteten nicht so ungefähr deine Worte bei unserer letzten Begegnung? Nun wohl, ich habe sie mir zu Herzen genommen und bin da unten ein ruhiger, gesitteter Staatsbürger geworden, in dem niemand den einstigen Umstürzler und Tyrannenmörder vermutet. Das sichere Heim, nach dem du begehrtest, es ist bereit, dich zu empfangen. Und es ist mit der Verachtung derer, die ich einst meine Freunde nannte, so teuer erkauft, daß du ein ganzes Leben voll Liebe und Hingebung und ehelichem Gehorsam wirst daran setzen müssen, um mich das Opfer vergessen zu machen, das ich dir gebracht."

„Aber das ist ja Wahnwitz, Gregor," fiel sie ein. „Was auch immer du thun könntest, mich deinem Willen gefügig zu machen, ich würde dir doch nie ein liebendes und hingebendes Weib sein — nie — nie — nie!"

„O, ich denke doch, daß du es sein wirst. Ich habe in dieser endlosen Zeit des Wartens hinlänglich über die Mittel nachgedacht, es dich zu lehren. Und ich verspreche dir sogar,

daß ich ein sanfter und geduldiger Lehrmeister sein werde, der sich die unerbittliche Strenge nur für den äußersten Notfall verspart, wenn etwa alle anderen Mittel versagen sollten."

„Bin ich ein Kind oder eine Sklavin, daß du so zu mir redest? Und würdest du auch dann auf deiner unsinnigen Forderung bestehen, wenn ich dir sage, daß ich — nun, daß ich einen andern liebe?"

Es war das äußerste, das gefährlichste Mittel, zu dem sie da ihre Zuflucht nahm. Sie war sich dessen sehr wohl bewußt; aber die Verzweiflung verlieh ihr dennoch den Mut, sich seiner zu bedienen. Und es bereitete ihr fast eine Enttäuschung, als die erschreckende Wirkung ausblieb, auf die sie sich gefaßt gemacht hatte. Dieser sonst so unbändig leidenschaftliche Mann verfügte heute über eine Selbstbeherrschung, die sie mit einer ganz neuen, bisher nicht gekannten Furcht vor ihm erfüllte.

„Um so gewisser würde ich darauf bestehen, Dora! Und wäre es auch nur, um dein Gewissen vor der Sünde zu bewahren, die zu begehen du eben bereit warst. Eines Tages wirst du mir dafür auf deinen Knieen danken — ich weiß es."

„Ah, welche Ehrlosigkeit! Du willst mich also zwingen, dich zu verachten?"

Er preßte für einen Moment die Lippen zusammen, und sie sah, daß die Fingernägel seiner Rechten sich tief in die Handfläche gruben. Aber mit gewaltiger Selbstüberwindung hielt er noch immer den Ausbruch seines Zornes zurück.

„Ich lege für den Augenblick das entscheidende Gewicht nicht auf die Wärme und Zärtlichkeit deiner Empfindungen für mich, sondern auf die Thatsache, dich zu besitzen," sagte er kalt. „Alles übrige wird sich dann schon finden."

„So höre denn, daß du mich niemals besitzen wirst, Gregor! Ich werde dir nicht mehr angehören, hier so wenig wie an irgend einem andern Orte. Du kannst mich vielleicht daran hindern, glücklich zu sein; aber du kannst mich nicht zwingen, dir mich selbst zum Opfer zu bringen."

„Und wenn ich es dennoch versuchte?"

„So wäre es zu deinem Verderben, denn ich würde vor keinem Mittel zurückschrecken — hörst du? — vor keinem, um meine Freiheit zu verteidigen."

„Du weigerst dich also, mir zu folgen? Und das ist dein letztes Wort?"

„Es ist mein letztes."

„Gut denn — dein Wille geschehe! — Oeffne mir gefälligst die Thür."

Das war eine Nachgiebigkeit, auf die sie nicht gerechnet hatte und die zu schnell und überraschend erfolgte, als daß Dolly nicht sogleich ganz sicher gewesen wäre, es müsse sich irgend etwas Schreckliches dahinter verbergen. Darum willfahrte sie seinem Verlangen nicht, sondern vertrat ihm im Gegenteil den Weg.

„Sage mir, was du thun willst. Ich habe ein Recht, es zu erfahren."

„Zwar weiß ich nicht, worauf dies vermeintliche Recht sich gründet, aber ich habe auch keinen Grund, dir ein Geheimnis zu machen aus dem, was ich thun will. Ich werde einige Worte unter vier Augen mit deinem ritterlichen Beschützer reden."

„Ah, das ist eine leere Drohung, um mich zu schrecken. Und du würdest ihn nicht einmal finden, denn er befindet sich gar nicht hier in Hamburg."

Der andere lächelte.

„Nicht? Er kam also nicht von dir, als er vor weniger als einer halben Stunde dies Haus verließ? Und er hat unverantwortlicher Weise versäumt, dir mitzuteilen, daß er in Streits Hotel abgestiegen ist?"

Dolly fühlte, daß ihr Peiniger diesmal der Stärkere war, daß er seine Vorkehrungen mit berechnender Umsicht getroffen und ein Netz über sie geworfen hatte, aus dessen Maschen es kein Entrinnen mehr gab.

„Du bist ein Teufel!" stieß sie hervor. „Aber du wirst nicht mit ihm reden — du wirst nicht! Denn wenn du es thätest, — bei allem, was mir heilig ist, sei es geschworen: ich würde mich in derselben Stunde töten."

„Vergieb, liebe Dora, wenn auch deine feierlichsten Schwüre keinen rechten Eindruck mehr auf mich machen. Im übrigen hast du selbstverständlich das Recht, mit deiner Person und deinem Leben zu verfahren, wie du es für gut hältst."

„Ja, ich würde mich töten," wiederholte sie, ihn fest ansehend. „Du aber würdest keine Gelegenheit mehr haben, dich deines Triumphes zu freuen, denn zuvor würde ich dich verderben."

„Ich freue mich, heute endlich wieder einmal dein wahres Gesicht zu sehen. Und ich bin weit entfernt, deinen liebenswürdigen Absichten irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen. Bevor ich meine Abrechnung mit diesem Herrn von Brunneck halte, wird er sowohl erfahren, wer du bist, als auch, wer ich bin. Und nicht er allein, sondern auch die hiesige Polizeibehörde wird durch mich Kenntnis davon erhalten, einen wie interessanten und lange gesuchten Gast die Mauern ihrer Stadt beherbergen. Da ich nun einmal um den Preis für meinen Verrat an unserer heiligen Sache betrogen werden soll, fühle ich mich gerade in der rechten Stimmung, gleichzeitig auch die verdiente Strafe für diesen Verrat auf mich zu nehmen."

Dolly hatte ihre Verteidigungsmittel erschöpft. Sie erkannte, daß sie gegen seine Entschlossenheit keine Waffen mehr besaß, und daß die Katastrophe unabwendbar geworden war. Mit einem Aufschrei der Verzweiflung brach sie in einem Stuhl zusammen und barg das Gesicht in den Händen.

„Lebe wohl, Dora!" klang die rauhe, unbewegte Männerstimme an ihr Ohr. „Du gestattest wohl, daß ich mir selbst den Ausgang frei mache."

Sie glitt von ihrem Stuhl auf den Fußboden nieder und umklammerte seine Kniee.

„Sei barmherzig, Gregor! Gieb mir wenigstens eine letzte Bedenkzeit! Nur einen einzigen Tag — nein, nur wenige Stunden."

„Nicht zehn Minuten!" erwiderte er, sich aus ihrer Umschlingung frei machend. „Es war bis zum heutigen Tage der Bedenkzeit mehr als genug."

Er ging zur Thür, aber als er seine Hand auf den Drücker legte, schrie sie gellend auf:

„Bleib!"

Er verweilte wartend, doch ohne seine Hand von der Thürklinke zurückzuziehen. Hinter Dollys Stirn aber jagten

sich in tollem, rasendem Wirbel die wildesten Pläne und Gedanken. Sie liebte Erich von Brunneck mit jener Leidenschaft, die keine andere Empfindung mehr neben sich duldet. Der Tod erschien ihr ein geringeres Uebel, als die Gewißheit, den Geliebten zu verlieren. Aber sie wollte auch nicht sterben. Nie hatte sich der heißeste Lebensdurst, das sehnlichste Verlangen nach Glück und Genuß so mächtig in ihr geregt wie eben jetzt. Ihre gemarterte Seele schrie nach Rettung, und kein Weg konnte so mühselig, so gefährlich oder so verbrecherisch sein, daß sie davor zurückgeschreckt wäre, ihn einzuschlagen, wenn er ihr nur die Aussicht gewährte, an das inbrünstig ersehnte Ziel zu gelangen.

„Nun? — Hattest du mir noch etwas zu sagen?"

Die in eisigem Ton gesprochene Frage stachelte ihr fieberhaft arbeitendes Gehirn zu einer letzten Anstrengung und einem wilden Entschluß.

„Höre mich an!" sagte sie heiser. „Ich erkläre mich bereit, dir zu folgen — aber nur unter einer Bedingung."

„Laß hören!"

„Du mußt mir im voraus versprechen, sie zu erfüllen."

„Nein, ich verspreche dir, daß ich bewilligen werde, was ein Mann in meiner Lage zu bewilligen vermag — nicht mehr!"

„Ich verlange, daß wir auf der Stelle abreisen — noch in dieser Stunde. Und ich verlange deinen Schwur, daß Erich von Brunneck durch dich nichts erfahren wird, weder direkt noch indirekt, weder auf offene noch auf versteckte Weise."

„Wenn das alles ist, was du verlangst —"

„Nein, es ist noch nicht alles. Ich kann nicht von hier fortgehen, ohne ihm zu schreiben, wäre es auch nur, um zu verhindern, daß er uns verfolgt. Dieser Brief müßte auf der Stelle geschrieben werden — und niemand dürfte ihn lesen als er."

„Auch ich nicht, Dora?"

„Du am allerwenigsten."

„Mir scheint, das ist mehr, als eine Frau ihrem Manne zumuten darf. Ich soll dir erlauben, einen Brief an deinen

Liebhaber zu schreiben — und er war doch dein Liebhaber, nicht wahr?"

Seine funkelnden Augen schienen sie fast zu durchbohren; aber sie hielt den Blick aus, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Nicht in dem häßlichen Sinne, den du mit dem Wort verbindest," sagte sie stolz. „Aber wenn du das für möglich hältst, wie kann es dich dann noch danach verlangen, mich aus seinen Händen zurück zu empfangen?"

„Ich bin eben genügsam geworden, wie du siehst. Aber wir wollen bei der Sache bleiben, denn du sagst ja selbst, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Also du willst einen Brief an ihn schreiben, von dessen Inhalt ich nicht Kenntnis nehmen soll! Und was bürgt mir dafür, daß du nicht abermals schmählichen Mißbrauch treiben würdest mit meinem großmütigen Vertrauen? Habe ich nicht vielmehr ein Recht, zu verlangen, daß du ihm rückhaltlos die Wahrheit offenbarst, und sehr triftige Gründe für den Wunsch, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen?"

„Ich bin nicht gesonnen, über die Berechtigung deiner Ansprüche und deiner Wünsche mit dir zu streiten. Ich habe dir gesagt, daß dies meine Bedingung sei, und du kannst sie annehmen oder ablehnen, wie es dir gefällt."

Sie war mit einem Male beinahe unheimlich ruhig geworden. Der tolle, verbrecherische Entschluß, an den sie sich im Augenblick der höchsten Not geklammert hatte, wie eine Ertrinkende an ein ihr zugeworfenes Brett, er hatte innerhalb einer einzigen Sekunde in ihrem Kopfe so feste Gestalt angenommen, als hätte sie seit Tagen und Wochen über seiner Ausführung gebrütet. Jetzt wußte sie, daß dies der einzige Weg zur Rettung sei, und durch nichts in der Welt mehr hätte sie sich hindern lassen, ihn zu gehen.

Der andere aber las etwas von dieser Entschlossenheit in ihren Zügen, wenn er auch zu kurzsichtig oder zu verblendet war, ihr die rechte Deutung zu geben. Und er wollte nicht alles wieder aufs Spiel setzen, indem er ihr jetzt verweigerte, was ihm gering scheinen mußte nach allem, was er für sie geopfert und um sie gelitten.

„Wohl,“ sagte er, „ich nehme sie an. Aber ich werde dich bis zu dem Augenblick unserer gemeinsamen Abreise nicht mehr verlassen. Meine Vorbereitungen sind getroffen. Und ich vermute, daß du nicht sehr viel Zeit brauchen wirst, um die deinigen zu beenden. Schreibe also deinen Brief! Ich verspreche dir, daß ich keinen Versuch machen werde, ihn zu lesen.“

Noch einmal zauderte sie — noch einmal lehnte sich alles, was weich und gut in ihr war, rebellisch auf gegen das Entsetzliche ihres Planes. Es war ihr, als müsse sie ihn noch einmal anflehen, ihr den Weg freizugeben zu ihrem Glück. Aber als ihre Augen den seinen begegneten, wußte sie, daß es vergeblich sein würde. Und sie gab es auf.

„Ich werde nicht in deiner Gegenwart schreiben,“ sagte sie nur. „Aber ich brauche nicht mehr als eine Viertelstunde. Und du hast nicht zu fürchten, daß ich inzwischen einen Fluchtversuch unternehme oder irgend eine andere Thorheit begehen werde. Erwarte mich meinetwegen unten im Vestibule! Dann bist du ja sicher, daß ich dir nicht mehr entwische.“

Und er fügte sich auch darin ihrem Willen. Zwei Minuten später war sie allein. Sie lauschte auf den Klang seiner sich entfernenden Schritte. Dann verriegelte sie die Thür und nahm ihren Kopf in beide Hände, als müsse sie gewaltsam die Schläfen zusammenpressen, um den rasenden Sturm zu besänftigen, der da drinnen tobte.

„Es ist furchtbar!“ murmelten ihre bleichen Lippen. „Aber ich kann nicht anders. Er selbst ist es, der mich dazu zwingt.“

Mit wankenden Schritten ging sie zum Schreibtisch und ließ sich in den Sessel fallen. Es flimmerte ihr vor den Augen, und nach den ersten Zügen setzte sie die Feder wieder ab, weil sie sah, daß nur ein krauses, unleserliches Gekritzel unter ihren zitternden Fingern entstanden war.

Da schlug draußen irgendwo eine Uhr, und diese eherne Mahnung an den unerbittlichen Lauf der Minuten gab ihr die Kraft zurück, deren sie ja niemals so dringend bedurft hatte, wie an diesem schwersten Tage ihres Lebens.

Straff richtete sie sich aus ihrer gebrochenen Haltung empor. Die verstörten Züge ihres schönen Antlitzes nahmen

einen Ausdruck starrer, steinerner Härte an. Und mit festen, gleichmäßigen Schriftzügen brachte sie ihren Brief an Erich von Brunneck zu Ende.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war längst dunkel geworden, und ein häßlicher, feuchtkalter Nebel erfüllte die Straßen der alten Hansastadt, als Erich, mit allerlei Päckchen und Paketen beladen, vor dem von Dolly bewohnten Hotel aus der Droschke stieg. Der Portier eilte herzu, aber als er ihn ersuchte, einige größere Kartons, die noch im Wagen lagen, auf das Zimmer des Fräulein Halberg — dies war der Name, unter dem Dolly hier abgestiegen war — zu schaffen, machte der Mann ein sehr erstauntes und verlegenes Gesicht.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte er, „aber das Fräulein ist doch schon vor mehreren Stunden abgereist."

„Abgereist? Das ist unmöglich! Sie werden die Dame mit irgend einem andern Hotelgast verwechseln. Fräulein Halberg befindet sich ohne allen Zweifel noch oben in ihrem Zimmer. Das weiß ich ganz gewiß."

„Wollen Sie die Güte haben, sich zu vergewissern! Ich habe der Dame selbst in den Wagen geholfen, der sie mit ihrem Begleiter zum Klosterthorbahnhof bringen sollte. Und da ist der Hoteldirektor, von dem Sie sich die Thatsache ihrer Abreise bestätigen lassen können."

Erich wußte kaum noch, ob es Traum oder Wirklichkeit sei, was er da erlebte. Er warf seine Pakete in den Wagen zurück und wendete sich an den eleganten, schön frisierten Herrn, auf den der Portier hingewiesen hatte. Verbindlich lächelnd hörte derselbe seine Frage an, und mit demselben unveränderlichen Lächeln gab er ihm Bescheid:

„Jawohl, mein Herr, Sie sind vollkommen zutreffend berichtet worden. Fräulein Halberg ist im Laufe des Nachmittags abgereist. Aber habe ich vielleicht die Ehre, mit Herrn Erich von Brunneck —?"

„Das ist mein Name?"

„Dann habe ich einen Brief für Sie in Verwahrung, den das gnädige Fräulein bei der Abreise im Hotelbureau deponierte. Darf ich bitten, sich einen Augenblick zu gedulden?"

Er verschwand und kehrte zurück, ohne sich sonderlich beeilt zu haben. Mit einer graziösen Handbewegung und immer mit demselben verbindlichen Lächeln, für das Erich ihn am liebsten geohrfeigt hätte, überreichte er ihm den Brief.

„Und sonst hat die Dame nichts hinterlassen? Sie wissen auch nicht, wohin sie gereist ist?“

Der schön frisierte Herr zuckte bedauernd die Achseln.

„Wenn nicht vielleicht der Portier etwas gehört hat — oder der Zimmerkellner — aber es müßte ein Zufall sein. Denn wir pflegen unsere Gäste, sofern sie ihre Rechnung ordnungsmäßig beglichen haben, nicht nach ihrem Reiseziel zu fragen.“

Erich hatte noch eine Frage nach Dollys angeblichem Begleiter auf der Zunge gehabt; aber er fühlte, daß er in den Augen der neugierig umherstehenden Hotelbediensteten mit seinen Erkundigungen und seiner so schlecht verhehlten Betroffenheit wohl schon jetzt eine lächerliche Figur mache. Darum preßte er die Lippen zusammen und schwieg.

In dem Lesezimmer, dessen Glasthür ihm der höfliche Hoteldirektor geöffnet hatte, saß nur ein einzelner Herr, dessen Oberkörper vollständig hinter einem mächtigen Zeitungsblatt verschwand. Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, trat Erich an das andere Ende des langen Tisches und riß ungestüm den Umschlag des Briefes in Fetzen. Der feine Veilchenduft, der allem anzuhaften schien, was aus Dollys Händen kam, strömte ihm auch jetzt entgegen, als er das winzige, auf allen vier Seiten eng beschriebene Blatt entfaltete. Er ließ sich in einen Stuhl fallen und las:

„Teuerster! Einziggeliebter! Weine über eine Unglückselige, die Dich verlassen muß in dem Augenblick, da es sie mit allen Fibern ihres Seins danach verlangte, Dir ganz zu gehören! Wüßte ich nicht, daß es nur eine kurze Trennung sein wird — ich schwöre Dir bei dem Heiligsten, was es für mich giebt: bei meiner Liebe zu Dir, daß ich diese grausame Stunde nicht überlebt hätte. Ich kann Dir nicht erklären, warum ich gehen mußte, und ich kann Dir nicht sagen, wohin ich gehe. Jenes düstere Verhängnis, das wie ein drohendes Gespenst über meinem Haupte schwebte, es hat seine Krallen ausgestreckt, um mich Dir zu entführen. Aber — ich wiederhole es: nicht

für immer und nicht einmal auf lange Zeit! Es ist eine schwere Probe, auf die ich Deine Liebe und Dein Vertrauen stellen muß, doch ich weiß, mein Geliebter, Du wirst sie bestehen! Glaube an mich und harre auf mich — nur eine kleine Weile. Denn die Prüfung, die das Schicksal über uns verhängt hat, wird bei weitem nicht so lange währen wie die grausame Zeit des Wartens, die schon hinter uns liegt seit dem Tage, an dem sich unsere Herzen fanden. So lange ich fern von Dir weile, werde ich Tag und Nacht keinen anderen Gedanken haben, als die Sehnsucht nach Dir. Und mein heißes Verlangen wird mich das Mittel finden lassen, unsere Wiedervereinigung zu beschleunigen — eine Vereinigung, für die es dann keine andere Trennung mehr geben wird, als den Tod.

Wenn meine inständigen Bitten noch etwas über Dich vermögen, so kehre nicht nach Berlin zurück und verzichte auf jeden Versuch, mir zu folgen oder meinen Aufenthalt zu ermitteln, das eine wie das andere würde nur den Augenblick des Glückes verzögern können, nach dem meine verschmachtende Seele dürstet. Bleibe vielmehr in Hamburg und sorge dafür, daß meine Nachrichten Dich jederzeit unter der Adresse des Hotels erreichen können, in dem Du jetzt abgestiegen bist! Ob es Tage oder Wochen sein werden, die bis zu unserem Wiedersehen vergehen müssen, vermag ich zur Stunde nicht zu sagen, denn noch bin ich ja nicht die Herrin meines Geschicks. Binnen kurzem aber werde ich es sein, halte Dich dessen versichert. Und eine innere Stimme sagt mir, daß der Tag sehr nahe ist, der meine Ketten bricht. Dann, mein einziggeliebter Freund, werden wir unsere so traurig unterbrochene Reise beenden. Es wird kein Geheimnis mehr zwischen uns geben und kein drohendes Verhängnis, vor dem ich zittern müßte. Wir werden nur noch schrankenlos selig sein, und jeder Erdenfleck, auf dem wir leben, unter welchem Himmelsstrich auch immer er liegen mag, wird für uns alle Wonnen des Paradieses umschließen.

Auf Wiedersehen also, mein Herz, mein Leben, mein Gatte! — auf baldiges Wiedersehen! Sei mir treu, wie ich Dir die Treue bewahren werde — und baue auf mich, wie ich auf Deine Standhaftigkeit und Dein Vertrauen — auf Deine Liebe baue!

Ich küsse Dich in Gedanken viel tausendmal — wie grausam, daß es nur in Gedanken sein kann!

Mit Leib und Seele bis in den Tod Deine Dolly."

Erich fuhr auf. Ein rauhes, mißtönendes Lachen war an sein Ohr geschlagen, und erst, als er gewahrte, daß der Hotelgast am anderen Ende des Tisches noch immer ruhig seine Zeitung las, kam ihm zum Bewußtsein, daß nur er selbst es gewesen sein konnte, der dies häßliche Lachen ausgestoßen. Er las den Brief, dessen leidenschaftdurchglühte Sprache kein anderes Echo in seiner Seele geweckt hatte, als ein dumpfes Gefühl des Ueberdrusses und der Verachtung, nicht zum zweitenmal, sondern er faltete ihn langsam zusammen und barg ihn in seiner Brusttasche.

Erst, als er von seinem Stuhle aufstand und sich zum Gehen wendete, fühlte er, wie schwer und widerwillig seine Glieder ihren Dienst verrichteten, eine wie seltsame, unheimliche Leere in seiner Brust und in seinem Kopfe war.

Er mußte dicht an dem Lesenden vorüber, um den Ausgang des Zimmers zu gewinnen, und in dem Moment, da er den Stuhl des Mannes streifte, ließ jener die Zeitung sinken, hinter der sein Gesicht so lange verborgen war.

„Herr Cederskjöld — Sie?" rief Erich betroffen, da er die großen, blauen Augen des Skandinaviers auf sich gerichtet sah. Nichts hätte ihm gerade in dieser Stunde so unerwünscht sein können, als die Begegnung mit einem Bekannten. Und an jedem andern wäre er ohne Zweifel mit kurzem Gruß vorübergegangen. In dem klaren und treuherzigen Blick des schwedischen Dichters aber war etwas seltsam Zwingendes, das ihn halb wider seinen Willen zum Verweilen nötigte.

Arvid Cederskjöld war aufgestanden und reichte ihm die Hand.

„Ja, ich bin es, Herr von Brunneck!" sagte er herzlich. „Ich hatte Sie gleich bei Ihrem Eintritt erkannt, aber ich sah, daß Sie durch irgend etwas in Anspruch genommen waren, und wollte Sie deshalb nicht stören."

Seine angenehm klingende Stimme hatte noch immer den fremdartigen Tonfall, aber er mußte in der Beherrschung der deutschen Sprache während der letzten Monate gewaltige Fort-

schritte gemacht haben, denn er gebrauchte sie fließend und vollkommen fehlerfrei.

Erich bot seine ganze Selbstbeherrschung auf, ihm eine unbefangene Miene zu zeigen.

„Ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen,“ erklärte er, Cederskjölds warmen Händedruck kräftig erwidernd. „Sie waren ja mit einem Male wie vom Erdboden verschwunden, und keiner Ihrer alten Freunde in Berlin vermochte mir Ihren Aufenthalt zu verraten.“

„Ich bin eine Zeitlang ziemlich planlos in der Welt umher gereist. Und nun lebe ich schon seit einigen Wochen hier in Hamburg, wo es mir ganz gut gefällt. Sie aber, Herr von Brunneck, sind wohl nur auf der Durchreise? Wohnen Sie in diesem Gasthause?“

„Nein — nicht hier, sondern in Streits Hotel. Und wenn auch die Dauer meines Aufenthaltes in Hamburg ganz unbestimmt ist, wird er sich doch jedenfalls noch über die nächsten vierundzwanzig Stunden erstrecken. Ich rechne also mit Sicherheit darauf, einen Teil des morgigen Tages in Ihrer Gesellschaft zu verbringen.“

Er hatte gehofft, damit für jetzt von ihm los zu kommen, denn in seiner gegenwärtigen Stimmung schien ihm auch die Gesellschaft des besten und liebenswürdigsten Menschen ganz unerträglich; aber der sonst so feinfühlige und taktvolle Skandinavier zeigte sich heute merkwürdig aufdringlich.

„Ich würde mich sehr gefreut haben, wenn Sie mir schon den heutigen Abend hätten opfern können,“ sagte er. „Vielleicht, wenn Sie die Absicht haben, sich in Ihr Hotel oder sonstwohin zu begeben, gestatten Sie mir wenigstens, Sie ein Stück Weges zu begleiten.“

Es war unmöglich, dies in beinahe bittendem Ton angebrachte Anerbieten einfach zurückzuweisen, wie unbequem auch immer es Erich sein mochte.

„Meine Droschke steht noch vor der Thür,“ erwiderte er. „Wenn ich Sie also einladen darf, mit mir zu fahren —“

Zwei Minuten später saßen sie in dem Wagen, dessen Vordersitz noch mit all den für Dolly besorgten Paketen ausgefüllt war, und während sie über das schlechte Hamburger

Pflaster dahinrasselten, blieb es eine Weile still zwischen ihnen.

Dann sagte der Skandinavier plötzlich:

„Ich bin noch immer in Ihrer Schuld, Herr von Brunneck, und es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich sie wenigstens zu einem kleinen Teile tilgen könnte. Ich sehe, daß Sie einen großen Kummer haben — ist es unbescheiden, nach seiner Ursache zu fragen?“

Darum also hatte er so hartnäckig darauf bestanden, ihn zu begleiten! Obwohl er jetzt in der unsicheren Beleuchtung sein Gesicht nicht sehen konnte, hörte Erich doch schon an dem Klang seiner Worte, daß sie mehr waren als nur eine bloße Redensart — daß sie aus einem warmen, teilnehmenden Herzen kamen. Und jetzt erst fiel ihm ein, wie große Aehnlichkeit zwischen seinem heutigen Erlebnis und den trüben Erfahrungen bestand, die dieser betrogene junge Ehemann da an seiner Seite hatte machen müssen. Wahrhaftig, wenn es einen Menschen gab, dem er sein Vertrauen schenken durfte, so war es dieser vom Zufall in seinen Weg geführte Schicksalsgefährte.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund — denn ich weiß, daß Sie mich nicht aus müßiger Neugier darnach fragen. Aber es beschämt mich beinahe, zu erfahren, daß ich ein so schlechter Schauspieler bin. Steht mir's denn gar so leserlich auf dem Gesicht geschrieben?“

„Auch wenn es Ihnen nicht auf dem Gesicht geschrieben stände, würde mir's vorhin Ihr bitteres Auflachen verraten haben. Werden Sie mir zürnen, wenn ich ganz aufrichtig zu Ihnen spreche?“

„Nein — gewiß nicht! Ich würde Ihnen vielmehr außerordentlich dankbar sein, wenn Sie mich davon überzeugen könnten, daß es noch aufrichtige Menschen auf Erden giebt. Hatte ich doch niemals so guten Grund, es zu bezweifeln, als gerade heute.“

„Nun denn — ich glaube die Ursache Ihrer Aufregung zu erraten. Ich wohne nicht in dem Hotel, das wir soeben verlassen haben; aber ich pflege mein Mittagsmahl dort einzunehmen. Und als ich es heute zu diesem Zweck betrat, begegnete mir eine Dame, deren Gesicht ich auf den ersten Blick

erkannte, obwohl ich es nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen."

Mit Ungestüm erfaßte Erich seine Hand.

„Dolly —? Sie sind ihr begegnet? Als sie im Begriff war, abzureisen? Und Sie sahen auch den Mann, in dessen Gesellschaft sie sich befand?"

„Ja, die Dame kam mit einem Herrn, den ich nicht kannte, die Treppe herab. Wollen Sie, daß ich Ihnen sein Aussehen beschreibe?"

„Es sollte mich im Grunde wenig kümmern, denn die Schicksale dieser Dame und ihre Beziehungen haben eigentlich aufgehört, mich zu interessieren. Aber ich habe da eine ganz bestimmte Vermutung. Und nur um zu erfahren, ob sie mich nicht täuscht — —"

Arvid Cederskjöld ersparte es ihm, den begonnenen Satz zu beenden. Er mußte ein scharfer Beobachter sein; denn aus der Beschreibung, die er von dem Begleiter Dollys entwarf, konnte sich Erich mit voller Sicherheit das Bild des seltsamen, unheimlichen Menschen konstruieren, den er zweimal bei seiner Abreise von Berlin bemerkt und dann hier in Hamburg wiedergesehen hatte. Es war kein Zweifel, daß der Mann jeden seiner Schritte belauert hatte, und daß er ihm gefolgt war, um diese rätselhafte Entführung in Scene zu setzen.

„Es ist, wie ich vermutet hatte," sagte er mit erheucheltem Gleichmut. „Und weiter? — Haben Sie noch etwas weiteres beobachtet, Herr Cederskjöld?"

„Ich würde mich unter anderen Umständen gewiß nicht um das Paar gekümmert haben. Und Sie müssen mich nicht für übertrieben neugierig halten, wenn es jetzt den Anschein gewinnt, als ob ich sie förmlich belauscht hätte. Aber die Ereignisse jener unglücklichen Nacht in Ihrem Berliner Atelier haben sich meinem Gedächtnis so unauslöschlich eingeprägt, daß alles, was mit jenen Vorgängen in irgend einem Zusammenhange steht, für mich von ganz besonderer Bedeutung ist. Und die schöne junge Dame war ja dieselbe, die damals so unzweideutig kundgegeben hatte, daß sie — —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel Erich ein. „Aber lassen Sie uns, bitte, nicht von jener Nacht und ihren Vor=

gängen sprechen. Das ist ein für allemal abgethan und vergessen — nicht wahr? Jetzt handelt sich's nur um das Heute. War sie heiter oder niedergeschlagen? Hörten Sie, was sie zu ihrem Begleiter sprach?"

„Nein! Ich war beiseite getreten, um nicht von ihr erkannt zu werden, da ich glaubte, daß die Begegnung ihr aus irgend einem Grunde Verlegenheit bereiten könnte. Aber ehe sie beim Betreten des Vestibules ihren Schleier über das Gesicht herabzog, gewahrte ich, daß sie sehr bleich war und sich in einer nichts weniger als fröhlichen Stimmung zu befinden schien. Ihr Begleiter bot ihr seinen Arm; aber sie nahm ihn nicht an. Und dann hörte ich sie Ihren Namen nennen?"

„Meinen Namen?" fragte Erich, der immer weniger imstande war, seine fieberhafte Spannung zu verbergen. „Gegen wen?"

„Gegen einen Angestellten des Hotels, dem sie einen Brief übergab mit der wiederholten eindringlichen Weisung, ihn keinem andern als Herrn von Brunneck persönlich auszuhändigen, wenn er am Abend wiederkommen und nach ihr fragen würde."

„Haben Sie mir nicht noch mehr zu sagen?" fragte Erich, aufs höchste erregt.

„Nein, es ist alles! Die beiden bestiegen den draußen wartenden Wagen und fuhren davon."

„Und mit dem Scharfsinn des Dichters reimten Sie sich dann daraus den ganzen Roman zusammen?"

„O nein! Aber ich wußte nun, daß Sie im Verlauf des Abends in das Hotel kommen würden. Und da ich lebhaftes Verlangen trug, Sie wiederzusehen, beschloß ich, auf Sie zu warten. Ich konnte Sie durch die Glasthür des Lesezimmers beobachten, als Sie mit dem Hoteldirektor sprachen. Aber ich gab meine Absicht, Sie sogleich zu begrüßen, auf, als ich Sie so verstörten Antlitzes mit dem Briefe eintreten sah. Und ich würde mir auch später nicht herausgenommen haben, Sie zu stören, wenn — nun, wenn mich nicht Ihr Verhalten auf den Gedanken gebracht hätte, daß Sie vielleicht gerade heute eines aufrichtigen Freundes bedürfen könnten."

Erich mußte es sich versagen, ihm sogleich zu antworten, denn sie hatten das Ziel ihrer Fahrt erreicht. Jetzt aber

dachte er nicht mehr daran, sich von dem Begleiter, dessen Gesellschaft ihm vorhin so lästig gewesen war, zu trennen.

„Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, Herr Cederskjöld," sagte er, „wenn ich Sie jetzt bitte, mir den Rest des Abends zu schenken. Aber ich kann Ihnen leider nicht versprechen, daß es ein vergnüglicher Abend sein wird."

Sie verließen die Droschke, und nachdem Erich den Pförtner angewiesen hatte, die Pakete bis auf weiteres in seiner Loge aufzubewahren, begaben sie sich in das von ihm bewohnte Zimmer hinauf. Hier erst nahm Erich von Brunneck beide Hände des Schweden und sagte mit einer Stimme, die in mühsam verhaltener innerer Bewegung zitterte:

„Sie haben mir mit Ihrer Teilnahme eine Wohlthat erwiesen, für die ich ewig Ihr Schuldner bleiben werde. Aber Sie sollen mich nicht für einen armseligen Narren halten, den allein ein Weib dahin bringen konnte, wo Sie mich heute gesehen haben. Und wenn es Sie nicht ermüdet, die Beichte eines Thoren zu empfangen, so lassen Sie mich Ihnen die ganze Geschichte eines verfehlten Lebens erzählen, das, wie es scheint, nunmehr glücklich bis zum Anfang seines letzten Kapitels gelangt ist."

Was er bisher keinem lebenden Wesen anvertraut hatte, was er sich selber nur zögernd und widerwillig in seinen einsamen Stunden eingestanden, jetzt redete sich's Erich gegen diesen Mann, der ihm noch vor kurzem fast ein Fremder gewesen war, ohne Rückhalt und mit schonungsloser Selbstverurteilung vom Herzen. Und Arvid Cederskjöld war ihm der geduldigste, der teilnahmsvollste und zartfühlendste Zuhörer, den er hätte finden können.

Jedes Wort, mit dem er ihn unterbrach, war eine Ermutigung, denn es offenbarte jenes feinsinnige Verständnis, das alles begreift und alles verzeiht, weil es einer engen, seelischen Verwandtschaft entspringt. Wenn Erich vielleicht im Beginn seiner Erzählung noch in Versuchung gewesen war, manches zu entschuldigen und in einem für ihn günstigeren Lichte darzustellen, so ließ das Verhalten des Schweden ihn diese Versuchung sehr bald überwinden. Und sein Bericht wurde wirklich zu einer Beichte, wie er sie vor keinem Priester wahrhaftiger und aufrichtiger hätte ablegen können.

Als er geendet, sagte Arvid Cederskjöld in seiner ruhig herzlichen Weise:

„Sie waren in der That beklagenswert, Herr von Brünneck, denn Sie haben in Ketten gelegen Ihr Leben lang. Nun aber sind Sie frei, und Sie dürfen alle Enttäuschungen der Vergangenheit segnen, wenn sie Ihnen dazu verholfen haben, jetzt den rechten Gebrauch von Ihrer Freiheit zu machen."

„Ah — eine herrliche Freiheit!" rief Erich, der sich erhoben hatte, um im Zimmer auf und ab zu gehen. „Die Freiheit eines Landstreichers, für den es nirgends mehr einen Platz giebt in der brauchbaren menschlichen Gesellschaft."

„Das sagen Sie, wie ich hoffe, nicht im Ernst! Für ernstes Wollen und rechtschaffenes Streben ist da noch immer ein Platz gewesen. Thun Sie alle unfruchtbare Bitterkeit von sich ab und allen thörichten Zweifel an der eigenen Kraft. Dann brauchen Sie sich nur umzuschauen und zuzugreifen, um das Rechte zu finden."

„Und das Weib, um dessentwillen ich alle Brücken hinter mir abgebrochen? Soll ich es einfach jenem Unbekannten überlassen?"

„Das ist eine Frage, auf die nur Ihr eigenes Herz Ihnen antworten kann," sagte Cederskjöld nach einem Zögern, das in auffälligem Gegensatz stand zu der ruhigen Bestimmtheit seiner bisherigen Aeußerungen. „Als Ihr Freund würde ich Ihnen natürlich raten, es zu thun und diese unerfreuliche Episode Ihres Lebens ein für allemal als abgethan zu betrachten. Aber ich weiß sehr wohl, daß Sie diesen Rat nicht befolgen werden, und daß Sie ihn auch gar nicht befolgen können, wenn es eine tiefe und wahre Neigung gewesen ist, die Sie für jene Dame gehegt haben."

„Nun denn — ich verpflichte mich in dieser Stunde, Ihren Freundesrat zu befolgen. Ob ich Dolly jemals wahrhaft geliebt habe — ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß es nicht mehr Liebe ist, was ich in diesem Augenblick für sie empfinde. Nennen Sie mich einen Schwächling, wenn ich noch einmal — —"

Leicht legte Arvid Cederskjöld die Hand auf seinen Arm, um ihn am Ausreden zu hindern.

„Nicht dies ist die rechte Stunde, Herr von Brunneck, solche Gelöbnisse abzulegen. Das menschliche Herz ist ein launisches, unberechenbares Ding. Und mit einem Zucken wirft es nur zu oft unsere festesten Vorsätze in Trümmer. Wohl Ihnen, wenn es sich verhält, wie Sie in diesem Augenblick glauben. Ihre Ehre aber sollen Sie nicht dafür einsetzen, so lange ich es zu hindern vermag."

Dieser nachdrückliche Einspruch war die erste befremdliche Seltsamkeit, die Erich in dem Wesen des neu gewonnenen Freundes auffiel. Aber er duldete ihn willig, und sie berührten in ihren weiteren Gesprächen diesen Gegenstand nicht mehr.

Als die zehnte Stunde herangekommen war, zeigte Cederskjöld eine gewisse Unruhe und blickte wiederholt auf die Uhr. Erich, dem diese Anzeichen einer stetig wachsenden Ungeduld nicht entgangen waren, fragte ihn geradezu, ob er noch etwas vorhabe. Und nach einem verlegenen Räuspern erwiderte der Schwede, daß er um diese Zeit allabendlich einen kleinen Spaziergang zu machen pflege, und daß er in mancher Hinsicht ein bedauernswerter Sklave seiner Gewohnheiten sei.

Da ihm gar nicht der Verdacht kam, daß diese Erklärung nur eine Ausflucht sein könnte, bat Erich um die Erlaubnis, ihn auf dem Spaziergange begleiten zu dürfen. Und liebenswürdig, wenn auch etwas zaudernd, stimmte Arvid Cederskjöld zu.

Sie hatten einander während der letzten Stunden so viel und so Ernsthaftes gesagt, daß sich jetzt bei beiden eine gewisse Erschöpfung fühlbar machte, und sie schritten in ziemlich einsilbigem Gespräch durch den trüben, nebeligen Winterabend dahin.

Sie waren durch die engen, winkeligen Straßen der inneren Stadt allgemach bis in die Vorstadt Sankt Pauli gelangt und bogen nun in den breiten Spielbudenplatz ein, eine lange Häuserreihe, deren jedes ein Theater, ein Restaurant oder irgend eine andere Vergnügungsstätte aufzuweisen hat.

Die Mehrzahl der kleinen Musentempel, die durchweg auf die sehr bescheidenen Kunstbedürfnisse der unbemittelten Stände eingerichtet sind, hatte eben ihre Vorstellung beendet,

und in breitem Strom flutete lachend und schwatzend, hier und da auch noch den Refrain eines eben gehörten Gassenhauers trillernd, die Menge der Zuschauer auf die Straße heraus.

Erich, der nicht recht begriff, weshalb sein Begleiter ihn gerade hierher in das unbequeme Menschengewühl geführt hatte, fühlte, wie Arvid Cederskjöld, dessen Züge einen Ausdruck eigentümlicher Spannung angenommen hatten, seine Gangart plötzlich beschleunigte und sich mit einer Rücksichtslosigkeit, die seinem sonstigen Wesen wenig entsprach, einen Weg durch die Schar der ihm Entgegenkommenden brach. Er hatte fast Mühe, an seiner Seite zu bleiben. Und sein Erstaunen wuchs, als der Schwede nun mit einem Male seinen Arm erfaßte und ihn in den offenen Eingang eines Bierlokales zog.

„Entschuldigen Sie — es ist nur für einen Augenblick!“ hörte er ihn hastig und verlegen flüstern. „Ich will nicht, daß sie mich sieht.“

Erich gewahrte, daß sie sich unmittelbar neben einem Gebäude befanden, welches an der hell erleuchteten Vorderfront in großen Buchstaben die Aufschrift „Central-Theater“ trug. Hier schien die Vorstellung schon vor einiger Zeit zu Ende zu sein; denn es kamen nur noch vereinzelte Nachzügler heraus, und man schickte sich eben an, den großen Hauptausgang zu schließen.

Arvid Cederskjölds Augen aber waren auch nicht auf diesen, sondern auf eine kleine Seitenpforte gerichtet, die wohl die Thür der Schauspieler sein mochte, denn die Damen und Herren, die in gewissen Zwischenräumen einzeln oder zu zweien und dreien daraus zum Vorschein kamen, zeigten in Kleidung und Aussehen ganz unverkennbar den charakteristischen Typus des Theatervölkchens.

Wohl fünf Minuten schon hatte Erich neben dem Schweden auf seinem sonderbaren Beobachtungsposten ausgeharrt, ohne irgend eine Aufklärung zu erhalten, als Arvid Cederskjöld abermals seine Schulter faßte und ihn noch etwas tiefer in die Dunkelheit der Thürnische hineinzog. Es war nur natürlich, daß Erichs Augen der Richtung seines Blickes folgten. Und nun hatte er mit einem Male alles begriffen.

Die zierliche, kaum mittelgroße weibliche Gestalt, die da mit raschem Schritt aus dem Künstlerpförtchen auf die Straße

hinaustrat, konnte nur Signe Cederskjöld sein. Er erkannte sie an ihrer Haltung, an ihrer auffallend graziösen und leichtfüßigen Art zu gehen, und nun, da sie zufällig das Köpfchen ein wenig gegen ihren Standort hin wendete, auch an ihrem Gesicht. Wohl fand er, daß sie viel schlanker geworden war, seitdem er sie zum letztenmal gesehen, und daß die müden, verhärmten Züge, die sich inzwischen in ihr Antlitz eingezeichnet hatten, ihm all seinen einstigen Reiz genommen. Aber es konnte schließlich auch die unsichere Beleuchtung gewesen sein, die ihn darüber getäuscht hatte, und zu eingehender Beobachtung war ihm keine Zeit gegeben.

Die junge Schauspielerin, die den höflichen Gruß eines ihr nachfolgenden Kollegen auf sehr gemessene Weise erwidert hatte, war zwar fast unmittelbar an ihnen vorübergegangen, aber sie hatte sie offenbar nicht gesehen, da ihre Aufmerksamkeit allein den schwerfällig heranrasselnden Altonaer Omnibus gegolten hatte, in dessen Innerm sie gleich darauf verschwand.

Der Blick des Schweden folgte dem plumpen Gefährt, bis es ihm in dem Wagengewühl entschwunden war; dann erst kehrte er sich wieder gegen seinen Begleiter.

„Verzeihen Sie, Herr von Brunneck — aber wenn Sie die Dame erkannt haben sollten, werden Sie auch verstehen, weshalb ich von ihr nicht bemerkt zu werden wünschte.“

Aber Erich verstand noch viel mehr. Die vorige Aeußerung seines neugewonnenen Freundes über die unberechenbaren Launen des rebellischen Menschenherzens — die Entschiedenheit, mit der er ihn daran gehindert hatte, irgend ein für alle Zukunft bindendes Gelübde in Bezug auf Dolly abzulegen — sie hatten für ihn nicht länger etwas Befremdliches. Ohne Zweifel war dies Vorstadttheater auf dem Spielbudenplatz in Sankt Pauli allabendlich das Ziel von Arvid Cederskjölds Spaziergang, und wahrscheinlich stand er Tag für Tag auf dem nämlichen Beobachtungsposten, um wenigstens für eine flüchtige Sekunde den Anblick der Frau zu erhaschen, die ihm den bittersten Schmerz seines Lebens zugefügt, und von der sein thörichtes Herz sich doch noch immer nicht loszureißen vermochte.

Erich nickte stumm; denn er wußte nicht, was er ihm hätte antworten sollen, und sein Gefährte hatte wohl auch keine

Antwort erwartet. Er fühlte sich offenbar beschämt, daß der andere zum Mitwisser seiner Schwäche geworden war, und er mochte es wohl dankbar empfinden, daß Erich ihm seine Gesellschaft nicht länger aufnötigte.

Aber als sie einander ein paar Minuten später die Hand zum Abschied drückten, sagte er mit all der warmen Herzlichkeit, die ihm Brunnecks Vertrauen so schnell und so rückhaltlos gewonnen hatte:

„Ich suche Sie morgen früh in Ihrem Hotel auf, und ich erwarte, daß Sie vorher weder etwas unternehmen noch irgend welche unwiderruflichen Entschlüsse fassen werden. Ich bin vielleicht in der Lage, Ihnen einen annehmbaren Vorschlag zu machen; aber ich meine, daß wir beide morgen besser als heute in der Stimmung sein werden, ihn in Erwägung zu ziehen."

Erich versprach ihm, was er verlangt hatte, und sie trennten sich mit dem Bewußtsein, daß diese letzten Stunden ein unzerreißbares Freundschaftsband zwischen ihnen geknüpft hatten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wenn Gabor Sarlo gefürchtet hatte, daß seine junge Frau ihm am Tage nach der Imgartschen Soiree Vorwürfe machen oder daß sie mit ihm schmollen würde, so durfte er sich bald überzeugen, daß die Besorgnis eine grundlose gewesen war. In dem Benehmen Helenens gegen ihn zeigte sich vielmehr während der nächsten Tage kaum eine Veränderung — abgesehen davon, daß sie vielleicht noch etwas geflissentlicher als zuvor darauf bedacht war, jedem längeren ehelichen Alleinsein aus dem Wege zu gehen, und daß sie bei solchen Gelegenheiten Fragen wie Antworten stets auf das unumgänglich Notwendige beschränkte.

Der Ton aber, in dem sie dieses Wenige mit ihm sprach, blieb immer gleich ruhig und freundlich. Mit keiner Silbe kam sie auf das an jenem Abend berührte Thema zurück. Und Gabor hätte mit dem herrschenden Zustande ganz wohl zufrieden sein können, wenn es in seiner Seele ebenso still und ruhig

ausgesehen hätte, wie jedem unbefangenen Beobachter sein häusliches Leben erscheinen mußte.

Aber es wollte ihm durchaus nicht gelingen, mit sich selber ins Reine zu kommen über das, was nach Ablauf der von Hertha gestellten Frist geschehen würde. Wenn es ihm in dem einen Augenblick ganz unzweifelhaft dünkte, daß er ihr hochherziges Anerbieten annehmen müsse, und wenn seine Phantasie ihm die herrlichsten Zukunftsbilder vorgaukelte, so kamen ihm vielleicht schon in der nächsten Stunde wieder schwere Zweifel und Bedenken. Und es hatte sogar Momente gegeben, wo er nur durch die Erinnerung an sein festes Versprechen abgehalten worden war, seinem jungen Weibe alles zu offenbaren und ihr die Entscheidung zu überlassen.

Dazu kam, daß Herthas Benehmen ihn immer mehr verwirrte. Sie kam Tag für Tag in das Atelier, weil die nahe bevorstehende Vollendung ihres Porträts diese Sitzungen unbedingt notwendig machte. Aber sie erschien niemals allein, obwohl Gabor sicher war, daß sie es bei ihrem souveränen Charakter ohne weiteres gethan hätte, wenn ihr wirklich an einer ungestörten Aussprache unter vier Augen gelegen gewesen wäre.

Statt ihrer Mutter, die beinahe jedesmal auf kürzere oder längere Zeit eingenickt war und die endlich das Amt einer Anstandsdame für „gar zu ermüdend“ erklärt hatte, brachte sie jetzt stets eine neu engagierte Gesellschafterin mit, eine junge Engländerin, die von so passiver Natur war und sich jedem Wunsch ihrer launenhaften Herrin so willfährig zeigte, daß es sicherlich nur eines Winkes bedurft hätte, um sie blind und taub zu machen für alles, was in ihrer Gegenwart geschah.

Aber dieser Wink erfolgte nicht. Hertha zeigte sich dem Maler gegenüber vollkommen unbefangen. Sie hatte ihm allem Anschein nach durchaus nichts zu sagen, was das Ohr einer dritten Person nicht hören sollte. Und wenn sich, wie es oft geschah, seine dunklen Augen wie in stummer, bittender Frage auf sie richteten, konnte sie sogar in unverhohlener Mißbilligung die schön geschwungenen Brauen zusammenziehen und ihm eine stolze, herrische Miene zeigen, die ihn gänzlich irre werden ließ an allem, was die Ereignisse jener Nacht ihn hatten vermuten und hoffen lassen.

So ging die bedungene Woche zu Ende. Das fertige Bild sollte am nächsten Morgen in der Lennéstraße abgeliefert werden, und am darauffolgenden Abend sollte die glänzende Geburtstagsgesellschaft stattfinden, die der beneidenswerten Frau Imgart die große Ueberraschung und dem jungen Maler die Entscheidung über seine Zukunft bringen würde. Gabor aber war unsicherer und unschlüssiger denn je. Als Hertha zum letzten Male in seinem Atelier erschien, mußte sie aus seiner Wortkargkeit wie aus seinem unruhigen, zerstreuten Wesen notwendig den Zustand seines Innern erraten. Und diesmal endlich schien sie geneigt, seinem Schwanken und Zaudern zu Hilfe zu kommen.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß der Modistin noch eine wichtige Bestellung zu machen sei, und schickte die geduldige Engländerin mit dem entsprechenden Auftrage fort. Dann, als sie mit Gabor allein war, trat sie vor das in seinem kostbaren Rahmen prächtig wirkende Porträt und sagte:

„Wissen Sie auch, mein Freund, daß ich gar nicht sehr zufrieden bin mit dem, was Sie in diesen letzten acht Tagen aus mir gemacht haben? Es ist ein fremder Zug in das Bild gekommen — etwas Kaltes und Herbes — ich möchte fast sagen Grausames, das doch hoffentlich in Wirklichkeit ebenso wenig auf meinem Gesicht wie in meiner Seele ist."

Er stand an ihrer Seite, und von der bemalten Leinwand kehrte sich sein Blick auf das schöne, lebendige Modell, dessen lächelnde Miene wahrlich in diesem Augenblick nichts von Kälte oder Grausamkeit zeigte.

„Ich habe Sie gemalt, Fräulein Hertha, wie ich Sie mit meinem geistigen Auge gesehen habe — und nicht mich trifft die Verantwortung, wenn Ihr Antlitz etwas von einer Sphinx bekommen hat. Mir sind Sie jedenfalls in den letzten Tagen gewesen, was dereinst jenes sagenhafte Zwitterwesen den unglücklichen Sterblichen war, die seiner Zaubermacht verfielen."

Es sollte wohl scherzhaft gemeint sein, aber es klang gar nicht wie ein Scherz. Und Hertha schien von dem Vergleich nicht sehr angenehm berührt.

„Seit wann lieben Sie so drastische Bilder, Herr Sarlo? — Dann muß ich ja am Ende noch froh sein, daß Sie mich

nicht zuguterletzt noch mit Löwenklauen und ähnlichen anmutigen Sphinxattributen ausgestattet haben. Aber ich erinnere mich wirklich nicht, daß ich Ihnen ein lebensgefährliches Rätsel zu raten aufgegeben hätte."

Es war wie kühler Spott in ihren letzten Worten gewesen, und in diesem Ton lag etwas, das ihn reizte. Mit gedämpfter Stimme — obwohl er ja sicher war, daß Helene nicht daran dachte, ihn zu belauschen — aber mit jener beinahe leidenschaftlichen Lebhaftigkeit, die seine Rede in Augenblicken der Erregung so leicht annahm, beklagte er sich über ihr Benehmen während der verflossenen Woche.

„Sie hatten mir versprochen, meinen Bedenklichkeiten und Zweifeln entgegen zu treten," sagte er. „Aber Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten. Nicht ein einziges Mal seit dem Abend, an dem Sie mir eine so verlockende Zukunftsaussicht eröffneten, haben Sie mir Gelegenheit gegeben, mit Ihnen von dem zu reden, was mir jetzt mehr als alles andere am Herzen liegt."

„Nun, so reden Sie jetzt davon, Herr Sarlo — Sie sehen ja, ich bin zu Ihrer Verfügung."

„Nein — nicht so! Dies ist der Beistand nicht, den Sie mir verheißen hatten. Weshalb sind Sie in diesen Tagen so ganz anders gegen mich gewesen, als Sie es an jenem Abend waren? Ist Ihnen Ihre Absicht inzwischen leid geworden, so sagen Sie es mir gerade heraus. Noch haben wir uns gegenseitig ja zu nichts verpflichtet."

„Und Sie sind, wie es scheint, im Grunde Ihres Herzens sehr froh, daß es noch nicht geschah. Nein, mir ist nichts leid geworden. Aber ich habe nachträglich eingesehen, daß ich Ihnen an jenem Abend etwas versprochen habe, was ich sowohl Ihretwegen als auch um meinetwillen nicht halten durfte."

„Ach, das ist doch mit anderen Worten dasselbe!" rief er verlegen. „Und weshalb durften Sie es nicht halten, Fräulein Hertha?"

„Sie wissen ja noch gar nicht, was ich meine. Ich halte alles aufrecht, was ich Ihnen damals gesagt habe — nur das eine nicht, daß ich Ihnen behilflich sein will, mit Ihrem Ge-

wissen — oder wie Sie es sonst nennen wollen — fertig zu werden. Ich will jede Verantwortung auf mich nehmen, bis auf die Verantwortung für die Gestaltung Ihres ehelichen Lebens. Ich bin an jenem Abend in meinem Interesse für Ihr herrliches Talent und in meiner Herzensfreude, Ihnen einen Dienst erweisen zu können, vielleicht weiter gegangen, als es klug und schicklich war. Und ich habe mir nachher bittere Vorwürfe gemacht, weil Sie meinen Worten vielleicht eine falsche Deutung gegeben haben konnten. Es war wirklich nicht meine Absicht, Sie Ihrer Gattin zu entfremden. Ich habe den Künstler in Ihnen frei machen wollen, nicht den Ehemann. Und wenn das eine sich vom andern nicht trennen lassen sollte, so bewahre mich der Himmel davor, die Störerin Ihres häuslichen Glückes zu spielen. Ich habe dann eben Menschen und Verhältnisse falsch beurteilt."

Sie hatte das alles sehr ernsthaft und gelassen, doch mit einem feinen Beiklang von Ironie gesprochen, den Gabor recht wohl empfand. Aber er begriff noch nicht ganz, womit er diese ziemlich unverhohlen kundgegebene Geringschätzung verdient habe.

„Ich sehe, daß ich mir Ihr Mißfallen zugezogen habe," sagte er. „Da Sie mich's fühlen lassen, werden Sie mir, wie ich hoffe, auch die Ursache nicht verschweigen."

„Mein Mißfallen? Nicht im mindesten! Sie haben mir ja bei einer früheren Gelegenheit selbst gesagt, daß Sie kein Held an Charakterstärke seien. Und am Ende kann niemand über die Grenzen hinaus, die ihm von der Natur gesteckt worden sind. Aber ich möchte Ihnen einen wohlgemeinten Rat geben, lieber Herr Sarlo! Sie sind mir doch nicht böse, wenn er aufrichtig ausfällt."

„Nein — und ich bin auf das Härteste gefaßt."

„Werfen Sie all Ihre ehrgeizigen Pläne und Hoffnungen ein für allemal über Bord und bleiben Sie in dem Geleise, das Ihre Gattin für Sie gebahnt hat. Eines schickt sich nicht für alle. Und wenn man sich zu etwas Großem berufen glaubt, muß man nicht nur den Mut eines raschen Entschlusses, sondern auch jene innere Festigkeit besitzen, die keiner Anwandlung kläglicher Reue gestattet, den Begeisterungsrausch über Nacht in die tiefste

Niedergeschlagenheit zu verwandeln. Noch einmal: seien Sie mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böse, Herr Sarlo! — Sie kommen doch morgen — nicht wahr?"

Mit fest zusammengepreßten Lippen und düster gefurchter Stirn hatte er sie angehört. Nun stieß er kurz und beinahe unhöflich rauh hervor:

„Ja, ich werde kommen" — ohne etwas Weiteres hinzuzufügen, so daß sie ihn verwundert und zweifelnd ansah. Aber er ließ sich auch durch diesen fragenden Blick nicht zu einer weiteren Erklärung nötigen. Schweigend war er ihr beim Anlegen ihres Pelzjacketts behilflich, und schweigend geleitete er sie bis auf den Vorplatz hinaus.

Als er ihr die Entreethür geöffnet hatte, reichte sie ihm die Hand.

„Nun habe ich Sie doch gekränkt," sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Und das war meine Absicht gewiß nicht. Glauben Sie mir doch, daß ich es aufrichtig gut mit Ihnen meine!"

„Ich glaube es Ihnen, und ich bin nicht gekränkt. Es bleibt also dabei, daß Ihr Herr Vater mir morgen anbieten wird, die künstlerische Ausschmückung seiner Villa zu bewirken?"

„Es bleibt dabei — selbstverständlich! Die Entscheidung liegt einzig bei Ihnen."

„Gut denn! Ich werde bis morgen zu einem Entschluß gelangt sein. Und es wird ein Entschluß sein, den keine Anwandlung kläglicher Reue mehr zu erschüttern vermag."

Er neigte sich auf ihre Hand herab. Dann schloß sich die Thür zwischen ihnen, und Gabor Sarlo ging festen Schrittes in das Wohnzimmer hinüber, in dem er Helene wußte. Er hatte gehofft, sie allein zu finden, und es bereitete ihm eine sehr unangenehme Ueberraschung, als er seinen Schwiegervater erblickte, der sich allem Anschein nach ganz gegen seine gewöhnliche Art in recht übler Laune befand und ihn merkwürdig kühl begrüßte. Auch Gabor war nicht in der Stimmung, den unbefangen Liebenswürdigen zu spielen. Und so gab es nach dem Austausch einiger gezwungener und nichtssagender Redensarten ein längeres, drückendes Schweigen, währenddessen der alte Maler mit den Schritten eines gefangenen Löwen im Zimmer auf und nieder ging. Mit einem Ruck blieb er plötzlich stehen und wendete sich dem Gatten seiner Tochter zu:

„Höre 'mal, mein lieber Gabor," begann er in einem Tone, der wenig Gutes zu verheißen schien, „ich halte es denn doch nachgerade für meine Pflicht — —"

Aber er kam nicht dazu, ihm zu offenbaren, was er für seine Pflicht hielt; denn Helene war auf ihn zugeeilt, hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und ihm etwas zugeflüstert, das wohl eine sehr dringende Bitte gewesen sein mußte; denn wenn er auch zuerst unwillig seinen graumähnigen Kopf schüttelte, drückte Heinrich Vollart doch in der nächsten Sekunde einen Kuß auf ihre Stirn, machte sich sanft aus ihrer Umarmung los und griff nach seinem Schlapphute, den er vorhin auf einen Stuhl geworfen.

„Nun?" fragte Gabor, „willst du schon fort? Ich glaubte, daß es deine Absicht sei, mir irgend etwas Besonderes mitzuteilen?"

Heinrich Vollart zog die Brauen zusammen und räusperte sich sehr energisch. Aber ein flehender Blick Helenens bestimmte ihn, sich zu beherrschen.

„Das war meine Absicht allerdings," sagte er nur. „Aber ich wurde gebeten, es zu unterlassen. Und vielleicht ist es wirklich besser, wenn du ohne fremde Einmischung zur Erkenntnis dessen kommst, was du deiner Frau an Pflichten und Rücksichten schuldig bist."

Er stürmte mit kurzem Gruße davon und warf sehr energisch die Thür hinter sich zu. Als sie wieder miteinander allein waren, blieb es zwischen den beiden Gatten eine kleine Weile still, bis Gabor das peinliche Schweigen brach.

„Also du beklagst dich bei deinem Vater über mich? Und was ist es, das du an mir oder an meinem Benehmen auszusetzen hast? Welche Pflichten oder Rücksichten, die ich dir schuldig wäre, habe ich verletzt?"

Er fragte es in einem Ton, wie wenn ihm soeben eine tödliche Beleidigung zugefügt worden wäre. Es schien fast, als wäre es ihm erwünscht, eine Szene herbeizuführen. Helene aber kam einem solchen Wunsche nicht entgegen.

„Du bist im Irrtum, Gabor," erwiderte sie ruhig. „Ich habe mich nicht beklagt. Mein Vater hat nur seine Schlüsse gezogen aus dem, was er von andern gehört hat und was er

mit eigenen Augen zu sehen glaubte. Und wenn unsere Unterhaltung nicht durch deinen Eintritt unterbrochen worden wäre, würde es mir wahrscheinlich gelungen sein, seine Besorgnisse zu zerstreuen."

„Nun, es ist mir immerhin interessant, zu erfahren, welcher Art die Gespräche sind, die da hinter meinem Rücken geführt werden. Also mein Herr Schwiegervater hält es für nötig, sich deinetwegen Sorgen zu machen? Er glaubt, daß ich dich mißhandle oder dich Not leiden lasse, nicht wahr?"

„Nein. — Und es ist doch wohl genug, wenn ich dir versichere, daß nicht ich es gewesen bin, die ein solches Gespräch herbeigeführt hat. Da ich nicht daran denke, dir einen Vorwurf zu machen, weshalb sollten wir noch weiter darüber reden?"

„Das ist allerdings die einfachste und bequemste Art, einer Aussprache aus dem Wege zu gehen. Ich aber muß dir sagen, liebe Helene, daß ich nicht gesonnen bin, diesen unnatürlichen Zustand länger zu ertragen."

Sie sah ihn mit großen Augen an. Etwas wie grenzenloses Erstaunen und zugleich wie ein zaghaftes Aufschimmern freudiger Hoffnung war in ihrem auf sein finsteres Antlitz gerichteten Blick.

„Du kannst ihn nicht mehr ertragen, Gabor — du?"

„Nun ja — ich! Glaubst du denn, daß es ein Vergnügen für mich ist, wenn wir da ein Leben führen, als ob wir gar nicht zu einander gehörten? Du machst mir keine Vorwürfe — es ist wahr! Aber was du thust, ist tausendmal schlimmer als das."

„Was ich thue? Ja, willst du dich nicht etwas deutlicher erklären? Denn ich bin mir keines Verschuldens bewußt."

„Natürlich nicht! Alles Unrecht ist selbstverständlich ganz allein auf meiner Seite. Du lässest es mich durch dein Benehmen ja schon seit Wochen deutlich genug fühlen. Und ich brauche dich nur anzusehen, um mir der ganzen Größe meiner Schuld bewußt zu werden."

Fast wider seinen Willen hatten die letzten Worte sich ihm auf die Lippen gedrängt. Denn daß sie so blaß und leidend aussah, daß ein so eigentümlich fremder, verhärmter Zug um ihre Mundwinkel lag, bemerkte er ja in dieser Stunde zum

erstenmal. Und in seiner augenblicklichen Stimmung sah er darin nichts anderes, als einen weiblichen Kunstgriff, seine Sklavenfesseln noch fester zu schnüren.

Aber die unzarte Anspielung wurde ihm doch ein wenig leid, als er gewahrte, welche Wirkung sie auf Helene übte. Ihr Gesicht erglühte wie im Widerschein einer Flamme, und an ihren Wimpern zitterten plötzlich zwei große, wasserhelle Tropfen, die seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen waren, wie eilig auch die junge Frau bemüht war, sie zu tilgen.

„Es thut mir leid, Gabor, wenn mein Aussehen dir nicht gefällt — aber das sollte wirklich das letzte sein, woraus du mir einen Vorwurf machst. Denn ich bin unschuldig daran, das darfst du mir glauben. Und wenn es eine bestimmte Ursache haben sollte, so ist es jedenfalls eine andere, als du vermutest. Aber auch sonst bist du im Irrtum über mein Benehmen. Ich habe dich niemals fühlen lassen wollen, daß du im Unrecht gegen mich bist."

„Nun, so hast du es unabsichtlich gethan. Denn daß dies deine Meinung ist, wirst du doch wohl nicht in Abrede stellen wollen. Ich könnte dir's ja auch schließlich gar nicht so sehr verübeln, wenn dir der jetzige Zustand ebenso wenig gefiele, wie er mir gefällt."

Sie kam ein wenig näher auf ihn zu und legte ihre Hand auf die Brust, als ob sie gewaltsam etwas zurückdrängen müsse, was da heiß und stürmisch nach Befreiung rang.

„Wenn du das empfindest, Gabor —" sagte sie mit bebender Stimme. „Hast du denn noch nie daran gedacht, daß es in deine Macht gegeben ist, es zu ändern?"

„Ja, ich habe daran gedacht," sagte er, den Blick ihrer in feuchtem Glanze schimmernden Augen geflissentlich vermeidend. „Und ich glaube auch das rechte Mittel gefunden zu haben. Aber ich trage fast Bedenken, es dir zu nennen, denn seine Anwendung würde immerhin eine gewisse, wenn auch sehr bescheidene Opferwilligkeit von deiner Seite voraussetzen."

„O, wenn es nur das ist! Es giebt kein Opfer, das ich nicht mit Freuden bringen würde. Handelt es sich doch um mein Glück!"

„Nun ja —! Ich fürchte nur, daß du darunter in diesem Augenblick nicht ganz dasselbe verstehst, wie ich. Obwohl du als

die Tochter eines Künstlers eigentlich viel eher als irgend ein anderes weibliches Wesen befähigt sein solltest, die Bedürfnisse einer Künstlernatur zu begreifen."

Der Hoffnungsschimmer in Helenens Augen war plötzlich bis auf das letzte schwache Fünkchen erloschen.

„Vielleicht werde ich dazu imstande sein, wenn du mir ein wenig behilflich sein willst," sagte sie leise. „An meinem redlichen Willen soll es jedenfalls nicht fehlen."

Er zuckte die Achseln, als wolle er andeuten, daß er herzlich wenig Vertrauen in die Aufrichtigkeit dieser Versicherung setze.

„Dein Vater hegte offenbar soeben die freundliche Absicht, mir eine gründliche Vorlesung über meine Pflichten zu halten. Und wenn deine Ansichten über diesen Punkt sich mit den seinigen decken sollten, darf ich mir wohl kaum Hoffnung auf eine Verständigung machen. Aber du sollst mir wenigstens nicht nachsagen dürfen, daß ich es zur rechten Zeit an der nötigen Offenheit hätte fehlen lassen. Also rund heraus und ohne alle Umschweife! Ich bin vor die Entscheidung gestellt, ob ich als Mensch wie als Künstler kläglich zu Grunde gehen oder mich noch einmal aus diesem erstickenden Dunst zu lichteren Höhen erheben soll. Und von dir allein wird es abhängen, ob das eine oder das andere geschieht."

„Von mir?"

„Ja! Denn ich bin ein Ehemann, der um nichts in der Welt die Rücksichten außer acht lassen möchte, die er dir schuldig ist. Nur wenn du bedingungslos deine Zustimmung giebst, werde ich das Anerbieten annehmen, das man mir gemacht hat und das ich allerdings als die letzte Möglichkeit einer Rettung betrachte."

„Ich gebe sie, noch ehe ich weiß, um was es sich handelt. Du kannst in jeder Beziehung thun, was dir zu deinem Besten geboten scheint."

„Nein — nicht so! Hier ist nicht die Rede von einer einfachen Bilderbestellung, bei der es höchstens noch darauf ankäme, um den Preis zu feilschen. Höre mich an, und sage mir dann deine Meinung mit derselben Offenheit, mit der ich dir die Lage der Dinge offenbart habe. Ein einziges Wort von dir, und ich werde ein für allemal meine Illusionen begraben."

In raschen Worten teilte er ihr alles mit, was Hertha Imgart ihm von dem in Aussicht stehenden großen Auftrage gesagt hatte. Mit einer Beredsamkeit, die von vornherein keinen Einwand und keine Unterbrechung duldete, schilderte er das Lockende der seltenen Aufgabe, um die hundert andere ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele beneiden würden. Und er verschwieg nichts — bis auf Fräulein Herthas hochherziges Anerbieten, ihm nicht nur als Auftraggeberin, sondern auch als getreue Mitarbeiterin, als inspirierende Muse zur Seite zu stehen. Diese Verheißung war das einzige, was er seinem Weibe unterschlug. Und doch schien es seltsamerweise nur dies eine gewesen zu sein, was sie aus seiner langatmigen Rede herausgehört hatte. Denn als er ihr mit den einleuchtendsten Gründen, die jemals ein Mann für die zeitweilige Trennung von seiner Gattin vorgebracht, die Notwendigkeit eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der zu schmückenden Villa dargelegt hatte und nun erwartungsvoll inne hielt, sagte sie nur:

„Es ist natürlich nicht Herr Imgart, sondern seine Tochter, von der dieser Plan ausgeht — und du wirst deine vorbereitenden Studien in ihrer Gesellschaft machen?“

Gabor fühlte, daß ihm das Blut in die Wangen stieg; aber er suchte sich selbst zu überreden, daß es nicht die Röte der Scham, sondern des Unwillens sei. Und mit einer aufbrausenden Heftigkeit, die nur eine recht unvollkommene Maske für seine Verlegenheit war, fiel er ihr in die Rede:

„Das also ist alles, was du mir zu antworten weißt? Ich bemühe mich, dir auseinanderzusetzen, daß es sich um nichts Geringeres als um mein künstlerisches Sein oder Nichtsein handelt — und du hast keine andere Erwiderung als diese von kleinlicher Eifersucht eingegebene Frage! Nun denn, es wäre jämmerlich, wenn ich dir ein Geheimnis daraus machen wollte! Ja, es ist, wie du vermutest. Ein Gedanke gleich diesem konnte selbstverständlich nicht im Kopfe eines Börsenspekulanten entstehen, und Fräulein Imgart hat allerdings den Wunsch, die Einzelheiten der Ausführung an Ort und Stelle mit mir zu besprechen Aber wenn dies in Wahrheit für dich ein Grund sein könnte, deine Zustimmung zu versagen, dann — nun, dann hat es eben niemals etwas wie gegenseitiges Verstehen zwischen uns gegeben.“

„Du würdest dir und mir diese Vorwürfe erspart haben, wenn du mich hättest ausreden lassen," entgegnete die junge Frau ruhig. „Hat meine Zustimmung für dich wirklich irgend welchen Wert, so sei sie hiermit bedingungslos gegeben. Und du hättest mich sogar ohne alle Gefahr auffordern können, dich auf die Reise nach dem Süden zu begleiten, da ich einer solchen Aufforderung doch nicht entsprochen haben würde. Vielleicht erlaubst du mir, die Zeit deiner Abwesenheit bei meinem Vater zu verbringen, der sich sehr einsam fühlt und dem meine Gesellschaft gewiß eine große Freude bereiten würde."

Das war eine kampflose Nachgiebigkeit, die für Gabor Sarlo etwas Beunruhigendes hatte.

„Aber er würde dich natürlich als eine Märtyrerin ansehen," sagte er zögernd, „würde dir täglich wiederholen, daß ein ordentlicher Künstler, wenn er zugleich ein Ehemann ist, keinen anderen Ehrgeiz mehr haben soll als den, behaglich hinter dem Ofen zu sitzen und möglichst viel Geld zu verdienen."

„Mein Vater würde nichts von alledem thun, Gabor! Denn bei dem ersten derartigen Versuch würde ich ihn merken lassen daß er mir Schmerz bereitet. Und so lange ich zurückdenken kann, hat er mir noch niemals mit Bewußtsein weh gethan."

Aber er konnte trotz dieser Versicherung der beklemmenden Empfindung nicht ledig werden, die ihre gelassene Fügsamkeit in ihm erzeugt hatte, und es trieb ihn unwiderstehlich, dem klaren, ernsten Blick zu entrinnen, der ihm von Sekunde zu Sekunde unbequemer geworden war.

„Nun, jedenfalls hast du bis morgen Zeit, dir die Sache nach jeder Richtung hin reiflich zu überlegen," sagte er, indem er zur Thür ging. „Ich möchte deine Einwilligung unter keinen Umständen der großmütigen Regung eines Augenblicks verdanken. Erst wenn du mir nach gründlichem Nachdenken deine Erklärung abgegeben hast, können wir weiter darüber reden."

Hastig zog er die Thür hinter sich zu. Draußen aber atmete er tief auf.

Nun war er gerüstet, Hertha gegenüber zu treten, und nun sollte sie ihn nicht länger mehr für einen unmännlichen Schwächling halten dürfen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein wonniger, berauschender Traum gingen die Ereignisse dieses Festabends an Gabor Sarlo vorüber.

Alle Welt war darüber einig, daß man seit dem Beginn der Gesellschaftssaison keine glänzendere und üppigere Veranstaltung gesehen habe als diese Geburtstagsfeier der glücklichen Frau Irmgart. Aber für den jungen Maler bedeuteten die Stunden, die er da verlebte, doch noch unendlich viel mehr als nur einen durch hundert raffinierte Mittel erzeugten Genuß und einen flüchtigen Taumel der vom Feuer des Weines, dem Duft der Blumen, dem Zauber der Musik und der Schönheit geschmückter Frauen umschmeichelten Sinne. Ihm waren sie gewissermaßen der Höhepunkt seines ganzen bisherigen Lebens, ein Triumph, den seine durstige Seele in vollen Zügen einsog wie einen nie zuvor genossenen und in seiner ganzen wonnevollen Süßigkeit mit keinem irdischen Wort zu beschreibenden Göttertrank.

Denn Fräulein Hertha hatte dafür gesorgt, daß er neben ihr, die in ihrer sieghaften Schönheit wiederum alles überstrahlte, der eigentliche Held des Tages und der Gegenstand eines allgemeinen, bewundernden Interesses war. Ihr von ihm gemaltes Porträt hatte in dem großen Salon der Wohnung einen Platz erhalten, auf dem es beständig die Blicke der Gäste auf sich ziehen mußte. Es war durch einen von Meisterhand hergestellten riesigen Pflanzenaufbau in einen Rahmen gefaßt worden, wie ihn wirksamer sich wahrlich kein Maler hätte ersinnen und wünschen können. Einige geschickt in dem grünen Blättergewirr versteckte Glühlampen schufen die denkbar günstigste Beleuchtung. Und wenn auch der dadurch erzielte Effekt im großen und ganzen vielleicht ein etwas gewollter war, so entsprach er doch auf das vollkommenste dem Geschmack der in künstlerischen Dingen sehr wenig feinfühligen Damen und Herren, für die er in erster Linie berechnet war.

Die Ausrufe der Begeisterung und des schrankenlosen Entzückens wollten nicht enden; man wurde nicht müde, das Meisterwerk mit den überschwenglichsten Lobesbezeichnungen zu belegen und seinen Schöpfer zu beglückwünschen, der sich nach dem einstimmigen Urteil der hier Versammelten mit dieser Leistung an die Spitze aller zeitgenössischen Porträtmaler gestellt hatte.

Selbst Doktor Roberti, den Gabor Sarlo zuerst mit einer Empfindung lebhaften Unbehagens unter den Geladenen bemerkt hatte, schien von dem allgemeinen Enthusiasmus angesteckt; denn er machte sich mit einer Wärme, die wunderbarerweise ganz frei schien von jeder ironischen Beimischung, zum Herold seines Ruhmes. Und da es hier niemand gab, der von dem Sachverständnis und der Urteilssicherheit des vielgenannten und gefürchteten Journalisten nicht eine sehr hohe Meinung gehabt hätte, gingen seine Aeußerungen gleich Orakelsprüchen von Mund zu Mund, um in mehr oder weniger veränderter Form zuletzt immer wieder an das begierig aufhorchende Ohr des Malers zu gelangen.

Es war ohne Zweifel der größte und unmittelbarste Erfolg, den Gabor Sarlo bisher erzielt hatte. Und wenn er auch jetzt noch den Ehrgeiz gehabt hätte, als fürstlich bezahlter Porträtmaler sein Glück zu machen, so hätte er an diesem einzigen Abend mehr ehrenvolle Aufträge einheimsen können, als er sie in der angestrengten Arbeit eines Jahres auszuführen vermocht hätte.

Aber die schönen Frauen, die sich unter anderen Umständen dazu gedrängt hätten, von ihm verewigt zu werden, wagten heute nicht einmal eine schüchterne Anfrage, da sie ja von vornherein der Ablehnung sicher gewesen wären. Denn man wußte, daß der Meister auf viele Monate hinaus durch den mediceischen Auftrag des Hausherrn in Anspruch genommen sein würde. Einer der Freunde des Hauses hatte es der Gesellschaft verraten, als er während des Soupers die Gesundheit des Geburtstagskindes ausbrachte und in enthusiastischen Worten bei dem königlichen Geschenk verweilte, mit dem die beneidenswerte Dame durch ihren Gatten überrascht worden war. Mit prophetischem Geiste hatte er verkündet, daß die Villa am Lago di Como noch nach Jahrhunderten einen Wallfahrtsort für begeisterte Kunstfreunde bilden und daß der Name des Herrn Imgart neben dem des großen Gabor Sarlo unvergänglich am Ruhmeshimmel der Kunstgeschichte strahlen werde. Auch eine kleine Hindeutung auf den Anteil, den Fräulein Hertha an dem hochsinnigen Entschluß ihres Vaters gehabt haben mochte, war dabei mit eingeflossen. Und wenn Gabors Augen nicht

völlig geblendet gewesen wären von dem Glanze seines jungen Ruhmes, so hätte ihnen kaum das verständnisinnige Lächeln entgehen können, das bei dieser feinen Wendung des Redners auf gar vielen Gesichtern erschien.

Aber er sah und hörte nichts anderes als die beglückende Anerkennung, die ihm von allen Seiten wie einem Sieger entgegengebracht wurde. Heute zum erstenmal fühlte er sich hoch emporgehoben über die große Masse. Er hatte durch eigene Kraft endlich den freien Luftraum gewonnen, in welchem sein Genius nur noch die Schwingen zu entfalten brauchte, um aufzufliegen zu jenen sonnig leuchtenden Zielen, an deren Erreichbarkeit es heute für ihn nicht mehr den leisesten Zweifel gab.

Durch eigene Kraft! Das war es, was er sich mit einem Gefühl stolzer Genugthuung immer und immer wiederholte. Ja, er hatte den Mut gehabt, seine Fesseln zu brechen und die Bleigewichte abzustreifen, die ihn immer wieder in den erstickenden Sumpf der Alltäglichkeit hatten hinabziehen wollen. Mit erhobenem Haupte und freiem Blick hatte er heute abend Hertha erklären können, daß er bereit sei, ihrem Rufe zu folgen, und schon der Klang seiner Stimme hätte ihr offenbaren müssen, daß er jetzt in der That gewappnet sei gegen jede nachträgliche Anwandlung unmännlicher Reue.

Darüber, daß das Entgegenkommen seiner Frau ihm die Heldenthat im Grunde sehr leicht gemacht hatte, gab er sich kaum ernstlich Rechenschaft. Und er fragte sich nicht, wie es wohl um seinen Mut und um seine rücksichtslose Entschlossenheit bestellt gewesen wäre, wenn sie etwa heute von der ihr eingeräumten Befugnis Gebrauch gemacht und ihre gestrige Erklärung zurückgenommen hätte. Er hatte eben von vornherein nicht mit einer solchen Möglichkeit gerechnet, denn er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß nichts Wankelmütiges in ihrem Charakter war, und daß ein einmal ausgesprochenes Ja sich bei ihr nicht über Nacht in ein Nein verwandeln könne.

Auch die Art, wie sie ihm heute jede nochmalige peinliche Erörterung erspart hatte, war im Grunde gar nicht überraschend für ihn gewesen. Und er hatte sie ihr auch nicht als ein besonderes Verdienst angerechnet, da sie nach seiner Meinung wohl inzwischen zur Erkenntnis des Unrechts gekommen sein

mochte, das sie so lange an ihm oder doch an seinem künstlerischen Genius verübt. Aber es war ihm doch sehr lieb gewesen, daß sich alles so still und kampflos vollzogen hatte wie etwas ganz Selbstverständliches.

Als er am Morgen erwacht war, hatte er das Lager seiner Frau bereits leer gefunden; aber am Frühstückstische hatte sie ihn erwartet, blaß und mit umschatteten Augen wie nach einer schlaflosen Nacht, doch mit einer so freundlichen Ruhe auf dem Gesicht, daß er sich sofort aller Besorgnisse ledig gefühlt hatte. Und noch ehe er dazu gekommen war, eine Frage an sie zu richten, hatte sie von seiner bevorstehenden Reise zu sprechen begonnen, als handle es sich dabei um eine längst feststehende Angelegenheit, über deren Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit niemals eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen gewesen sei. Bis ins Kleinste hatte sie bereits alle ihre Dispositionen getroffen, und sie hatte sogar mit echt hausmütterlicher Sorgfalt an verschiedene kleine Anschaffungen gedacht, die er für seine eigene Person noch würde machen müssen, um für ein längeres Verweilen in so vornehmer Gesellschaft angemessen gerüstet zu sein. Kein schmerzlicher Ton, kein verräterisches Beben mühsam unterdrückten Wehs war in ihrer Rede gewesen. Und es hatte ihn vorübergehend sogar ein wenig in seiner Eigenliebe gekränkt, daß sie diese erste Trennung gar so leicht nehmen konnte. Als es für den Augenblick nichts mehr zu besprechen gab, war freilich vorübergehend wieder jene peinliche Stille zwischen ihnen eingetreten, die für Gabor Sarlo immer etwas besonders Drückendes und Beklemmendes hatte. Und er hatte geglaubt, ihr auf die beste Art dadurch ein Ende zu machen, daß er sich erhob und, wie er es früher so oft gethan, hinter den Stuhl seiner Frau trat, um sie zu küssen. Aber Helene hatte seine Absicht erkannt und war hastig aufgestanden, um sie zu vereiteln. In diesem Moment war auf ihrem Gesicht etwas gewesen, das ihn geradezu erschreckt hatte, etwas unsäglich Gramvolles, wie er es nie zuvor in ihren Zügen gesehen. Da sie jedoch schon wenige Sekunden später wieder vollkommen gelassen von etwas ganz Alltäglichem gesprochen hatte, war es ihm nicht allzu schwer gefallen, sich einzureden, daß seine vermeintliche Wahrnehmung nur eine

Täuschung gewesen sei, und die flüchtige Regung seines Gewissens war rasch wieder verstummt.

So war der entscheidende Tag ohne alle Aufregung hingegangen, und als Gabor nach der Lennéstraße fuhr, hatte er guten Grund gehabt, sich zu der Energie zu beglückwünschen, mit der er seine Ketten gebrochen hatte. Er hatte eigentlich erwartet, daß Hertha im Laufe des Abends eine auf Helene bezügliche Frage an ihn richten würde.

Aber es war nicht geschehen, und nur ein einziges Mal hatte sie eine Bemerkung gemacht, die er als eine Anspielung auf seine Familien-Verhältnisse und auf ihre gestrige Unterredung deuten konnte.

Er hatte nämlich unter den Gästen auch jene schöne, bleiche Frau mit dem interessanten Botticelli-Kopfe bemerkt, die ihm Doktor Roberti neulich als die Muse des berühmten Feldern bezeichnet hatte. Nach dem großen Dramatiker selbst aber hatte er vergebens Umschau gehalten. Und er hatte sich's nicht versagen können, Hertha gelegentlich zu fragen, ob etwa die Beziehungen zwischen den beiden schon zu Ende seien.

Da hatte sie ihn mit ihren schönen, sprechenden Augen eigentümlich bedeutsam angesehen und hatte nach einem kleinen Zögern erwidert:

„Zu Ende — o nein! Ich denke vielmehr, sie sind inniger denn je. Denn das Schicksal selbst hat mit starker Hand in das Leben der beiden eingegriffen und hat allem zaghaften Zaudern und Schwanken ein Ende bereitet. Es giebt in diesem Augenblick kein Hindernis mehr für die Erfüllung ihrer Wünsche. Und ich halte Feldern nicht für den Schwächling, der sich durch die thörichte Furcht vor dem Gespenst der Reue abhalten lassen könnte, das winkende Glück zu ergreifen."

Vielleicht hatte das nicht einmal eine Anspielung sein sollen; aber Gabor Sarlo hatte es jedenfalls dafür genommen. Und obwohl er den Sinn von Herthas Worten nicht vollkommen verstand, hatte doch der Ton, in dem sie gesprochen, und der Blick, von dem sie begleitet waren, sein Blut noch heißer aufwallen und sein Herz noch stürmischer pochen lassen. Gern hätte er noch eine weitere Frage gethan, um volle Gewißheit über die Berechtigung seiner Vermutungen zu er-

halten; aber ihr Gespräch war durch den Hinzutritt anderer unterbrochen worden, und da Felderns schöne Muse das Fest sehr frühzeitig verließ, hatte Gabor, auf den heute ja so vieles andere einstürmte, später nicht mehr an sie und an ihren Roman gedacht.

Der junge Tag war nicht mehr fern, als er unter den letzten aufbrach, von Hertha mit einem innigen Händedruck und einem leuchtenden Blick verabschiedet. Eine Reihe von Droschken stand vor der Thür. Aber er fühlte sich so wenig ermüdet, und die reine, frische Nachtluft that ihm so wohl nach der Hitze und dem betäubend süßen Blumenduft da oben, daß er es vorzog, seinen Heimweg zu Fuß zu machen.

Noch hatte er kaum ein paar hundert Schritte zurückgelegt, als er sich leicht an der Schulter berührt fühlte und eine wohlbekannte, dünne und hohe Männerstimme sagen hörte:

„Darf ich Sie zu einem Schlummerpunsch in das Café Bellevue einladen, verehrter Meister? Ich möchte mich in meinem nächsten Sonntags-Feuilleton ein wenig mit Ihnen befassen, und es wäre mir darum recht lieb, noch einige Auskünfte von Ihnen zu erhalten."

Nichts hätte Gabor weniger erwünscht kommen können als eine solche Aufforderung. Denn schon durch den bloßen Klang dieser unangenehmen Stimme fühlte er sich aus dem Himmel wonniger Zukunftsträume herabgerissen, in dem er noch soeben geschwebt hatte. Aber einer so wohlgemeinten Absicht, wie es ohne allen Zweifel die des Doktor Roberti war, durfte er doch wohl unmöglich eine kränkende Ablehnung entgegensetzen. Und so ließ er's geschehen, daß der kleine Journalist vertraulich den Arm unter den seinigen schob und ihn unter allerlei inhaltlosen Worten in das um diese Stunde nur noch von einigen wenigen, übernächtig aussehenden Gästen besuchte Kaffeehaus führte.

Erst, als sie auf einem der Ecksofas Platz genommen hatten, kam Doktor Roberti mit einer ganz unvermittelten Wendung auf die persönlichen Angelegenheiten des Künstlers zu sprechen.

„Ich kann Ihnen übrigens versichern, lieber Meister, daß ich mich aufrichtig über Ihr Glück gefreut habe — und zwar nicht bloß Ihretwegen. Es ist doch immerhin eine Art von ausgleichender Gerechtigkeit, wenn ein auf so zweifelhafte Weise

erworbener Reichtum wenigstens zu einem kleinen Teile den idealen Interessen der Gesamtheit zugute kommt. Von den ungezählten Hunderten, die unser gemeinschaftlicher Freund und Gönner an den Bettelstab gebracht hat, wird zwar kaum einer Gelegenheit finden, Ihre Meisterwerke in der Villa am Comer See zu bewundern."

„Entschuldigen Sie," fiel Gabor betroffen dem Journalisten ins Wort. „Ich verstehe Sie nicht! Ist es Herr Imgart, von dem Sie sprechen?"

„Aber wer sonst? Und weshalb machen Sie ein so entsetztes Gesicht? Es ist doch für niemanden ein Geheimnis, auf welche Art er zu seinem Vermögen gekommen ist."

„Er hat es durch Börsenspekulation erworben, nicht wahr? Aber das ist doch nichts Unehrenhaftes."

„Sagte ich, daß es auf unehrenhafte Weise geschehen sei? Dann habe ich mich sehr ungeschickt ausgedrückt, und ich bitte Sie um des Himmelswillen, mich nicht bei ihm zu denunzieren. Nein, unser Freund Imgart ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Er kennt die Bestimmungen des Aktiengesetzes so genau, daß er niemals eine Beute des Staatsanwaltes werden wird, wie sehnsüchtig dieser auch schon seit langem die Arme nach ihm ausstrecken mag. Vor einigen Jahren ist es ja wirklich einmal bis zur Einleitung einer Untersuchung gekommen; aber es stellte sich bald heraus, daß man die Klugheit des Mannes sehr weit unterschätzt hatte. Jedesmal, wenn man ihn glücklich in der Falle zu haben glaubte, konnte er sich mit ironischer Verbeugung durch ein gesetzlich zulässiges Hinterthürchen empfehlen. Und das Gericht mußte mit saurer Miene die Eröffnung des Hauptverfahrens ablehnen, nachdem ihm in wahrhaft glänzender Weise der Nachweis gelungen war, daß er nur mit völlig legalen Mitteln zahllose Existenzen ruiniert und die Leichtgläubigkeit der lieben Nebenmenschen zu seinem Vorteil ausgenutzt hatte."

Gabor, der sich bei diesen sarkastischen Darlegungen von Sekunde zu Sekunde unbehaglicher fühlte, hielt es nun doch für angezeigt, den boshaften Spötter zu unterbrechen.

„Ich wußte von alledem nichts, Herr Doktor — und es ist mir, offen gestanden, peinlich, Sie so von einem Manne

sprechen zu hören, dessen Gastfreundschaft wir soeben genossen haben. Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie einige Auskünfte von mir zu erhalten wünschten?"

Doktor Roberti zeigte sich durch die empfangene Zurechtweisung nicht im mindesten gekränkt.

„Ja. Es würde mich interessieren, etwas über die Sujets der beabsichtigten Gemälde zu erfahren. Ich hörte vorhin davon sprechen, daß Sie sich für Darstellungen aus der Tannhäusersage entschieden hätten, und ich muß gestehen, daß ich diese Wahl den Umständen nach für eine sehr glückliche halten würde."

Verwundert schüttelte Gabor den Kopf.

„Die Entscheidung darüber hat sich Fräulein Hertha Imgart vorbehalten, und sie ist meines Wissens bisher zu keinem bestimmten Entschluß gelangt."

„Nicht? Nun, dann hat mein Berichterstatter sich eben geirrt. Aber ich empfehle Ihnen nichtsdestoweniger die Tannhäuser-Idee als das Passendste, für das Sie sich nach Lage der Dinge entscheiden könnten. Nach geeigneten Modellen brauchen Sie da nicht erst lange zu suchen. Fräulein Hertha müßte sich als Frau Venus geradezu berückend ausnehmen. Und den Tannhäuser, der ja zur Abwechselung auch einmal einen magyarischen Schnurrbart tragen darf, könnten Sie recht gut aus dem Spiegel malen."

Die Wangen des jungen Malers brannten, und er fuhr heftig auf.

„Wenn sich hinter diesem sonderbaren Rat irgend eine beleidigende Anspielung verbergen soll, Herr Doktor — —"

„Aber ganz und gar nicht," versicherte Roberti mit gut gespieltem Erstaunen. „Wie käme ich denn dazu, Sie zu beleidigen! Ja, wenn ich Ihnen noch empfohlen hätte, der Elisabeth die Züge Ihrer verehrten Gattin zu geben — aber so —"

Gabor Sarlo schlug an sein Glas, um den Kellner zu rufen.

„Sie gestatten mir wohl, unsere Unterhaltung damit als beendet anzusehen," sagte er, kaum noch imstande, sich zu beherrschen. Dann aber fügte er doch noch hinzu:

„Nur eine wohlgemeinte Warnung noch möchte ich aussprechen, Herr Doktor Roberti, ehe wir uns trennen. Wenn

Sie sich etwa berechtigt glauben sollten, auch anderen gegenüber den Namen des Fräulein Jmgart mit dem meinigen in eine ähnliche Verbindung zu bringen, wie Sie es soeben zu thun beliebten, so könnten daraus Konsequenzen entstehen, die für niemanden peinlicher sein würden als für Sie selbst. Jch bin nicht Ludwig Feldern, Herr Doktor!"

„Nein. Und Sie mögen Gott dafür danken, daß Sie es nicht sind. Denn, unter uns gesagt, mein verehrter Freund — ich möchte heute nicht in der Haut des berühmten Dramatikers stecken. Man mag sich für noch so modern und fortgeschritten halten, bei solchen Gelegenheiten kommt's einem doch immer wieder zum Bewußtsein, daß man zum richtigen Uebermenschen noch nicht das Zeug hat."

„Jch verstehe Sie nicht. Was ist denn mit Ludwig Feldern geschehen?"

„Mit ihm? Leider nichts. Aber daß seine arme, kleine Frau sich ihm mit einer ausreichenden Dosis Morphium aus dem Wege geräumt hat, sollten Sie doch wohl wissen. Nun stehen seiner Vereinigung mit der angebeteten Muse allerdings keine Hindernisse mehr entgegen."

Gabor Sarlo, der schon, zum Fortgehen bereit, am Tische gestanden hatte, fühlte plötzlich das Verlangen, sich mit beiden Händen auf die Marmorplatte zu stützen. Er hatte die unglückliche Frau, von der da die Rede war, nie in seinem Leben gesehen, und doch war es, als ob ihm jemand einen betäubenden Schlag versetzt hätte, der ihn schwindeln und seine Kniee zittern machte.

„Was sagen Sie da? Frau Feldern hat — sie hat sich das Leben genommen?"

„Ja, in was für einer Welt leben Sie denn eigentlich, lieber Meister, daß man Jhnen dergleichen als Neuigkeit erzählen muß? Seit zwei Tagen spricht man doch in allen Kaffeehäusern und litterarischen Salons von nichts anderem als von dieser dramatischen Wendung in dem bis dahin so alltäglichen Roman, der den Leuten beinahe schon langweilig zu werden anfing. Die Katastrophe ließ so ungebührlich lange auf sich warten, daß der große Feldern fast in Gefahr war, das Jnteresse unserer Damenwelt einzubüßen. Nun aber ist er natürlich wieder der Held des Tages."

Gabor hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen. Er war bleich geworden bis in die Lippen.

„Ich begreife nicht, wie Sie in diesem frivolen Ton von so furchtbaren Dingen sprechen können!“ sagte er mit gepreßt klingender Stimme. „Es ist also sicher, daß die junge Frau Hand an sich gelegt hat?“

„Freilich! Sie wollte dem Himmelsfluge seines Dichtergenius nicht im Wege sein. Und da sie nur die Wahl hatte zwischen der langen, martervollen Prozedur einer Scheidung und der kurzen eines Selbstmordes, entschied sie sich tapfer für die einfachere Lösung. Die Leute, die sie gekannt haben, sind außer sich vor Erstaunen. Keiner will dem stillen, sanften Frauchen eine solche Entschlossenheit zugetraut haben. Ich aber war nicht im mindesten überrascht, als ich's erfuhr. Denn ich weiß, daß man sich gerade von den stillen und sanften Frauen — von denen, die es nicht lieben, viele große Worte zu machen, eines solchen Todesmutes am ehesten zu versehen hat.“

Der junge Maler starrte wie geistesabwesend vor sich hinaus ins Leere. Das also war es, was Hertha Imgart gemeint hatte, als sie von einem „Eingreifen des Schicksals“ gesprochen, das allem zaghaften Zaudern und Schwanken der beiden mit starker Hand ein Ende bereitet habe! Und sie war nicht erschüttert gewesen bei der Erinnerung an das tragische Ende des unglücklichen jungen Weibes! Sie hatte darin offenbar nichts anderes gesehen als die denkbar beste Lösung des Konflikts. Und sie würde Ludwig Feldern für einen erbärmlichen Schwächling gehalten haben, wenn er gezögert hätte, sich des von seinem Weibe gebrachten Opfers zur Befriedigung seiner sträflichen Wünsche zu bedienen!

Ein Grauen beschlich seine Seele, während er sich das alles ins Gedächtnis zurückrief — ein Grauen vor der Fühllosigkeit des schönen Mädchens, zu dem er wie zu einem anbetungswürdigen Wesen emporgeblickt hatte. Und dann mit einem Male erfaßte ihn eine wilde, unsinnige Angst, die ihn von seinem Stuhle emporriß und ihn wie mit zerfleischenden Peitschenhieben forttrieb — heim zu seinem eigenen verlassenen Weibe.

Was er noch zu dem Journalisten gesprochen, ob er überhaupt ein Wort des Abschieds für ihn gehabt hatte, er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er mit der qualvollen, wahnwitzigen Angst im Herzen gleich einem Verfolgten dahingestürmt war durch die Nacht, um atemlos und mit wild jagenden Pulsen eine Viertelstunde später in tiefer Dunkelheit die Treppen zu seiner Wohnung empor zu hasten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie glücklich wäre Gabor Sarlo gewesen, eine wie befreiende Erleichterung würde es ihm gewährt haben, wenn er Helene auch heute seiner Heimkehr wartend gefunden hätte! Aber die schwache Hoffnung, die er in dieser Hinsicht gehegt hatte, verwirklichte sich nicht. In der Wohnung war es totenstill, und in keinem Zimmer brannte Licht. Ohne sich aufzuhalten, ging Gabor in das Schlafgemach hinüber. Er hatte sich sonst oft, wenn er erst zu so vorgerückter Nachtstunde nach Hause zurückkehrte, im Dunkeln entkleidet, um Helenes Schlummer nicht zu stören, oder vielleicht auch, um dadurch jeder Notwendigkeit einer Unterhaltung überhoben zu sein. Heute aber hätte er unmöglich die Augen schließen können, ohne sie zuvor wenigstens gesehen zu haben. Sein halblauter Gruß beim Betreten des Zimmers war unbeantwortet geblieben, und vergebens hatte er gelauscht, um die Atemzüge der Schlafenden zu vernehmen. Da hatte ihn aufs neue und mit verdoppelter Gewalt die furchtbare Angst gepackt, die Doktor Robertis Erzählung vorhin in seiner Seele wachgerufen, und nun tastete er mit bebenden Fingern nach dem Leuchter, um diesen unerträglichen Zustand zu enden.

Das Streichhölzchen flammte auf, und ein Ausruf des Entsetzens kam im nämlichen Augenblick von den Lippen des jungen Malers. Die Lagerstätte seines Weibes war unberührt. Nichts deutete darauf hin, daß sie das Schlafgemach am verflossenen Abend überhaupt betreten habe.

Gabor hatte Mühe, die Kerze in Brand zu setzen, so heftig zitterten seine Hände, und in der Gemütsverfassung eines Menschen, der darauf gefaßt ist, im nächsten Moment auf etwas Entsetzliches

zu stoßen, begann er die Wohnung nach der Vermißten zu durchsuchen. Aber er fand sie nirgends — im Wohnzimmer so wenig als im Salon oder im Atelier. Ueberall herrschte jene musterhafte Ordnung, an die ihn Helene seit dem ersten Tage ihrer Ehe gewöhnt hatte; aber nirgends fand er ein Zeichen, das ihm Aufschluß gegeben hätte über ihren Verbleib.

Er rief ihren Namen, ohne eine Antwort zu erhalten. Er leuchtete in jeden dunklen Winkel des Korridors, und dann, nachdem er auch die Küche abgesucht hatte, pochte er ungestüm an die Thür der Mädchenkammer.

„Wo ist meine Frau? — Wann ist sie fortgegangen — und wohin?“

Es währte eine geraume Weile, ehe das Dienstmädchen sich soweit ermuntert hatte, um zu begreifen, was man von ihm wollte. Da die durch die geschlossene Thür gegebenen Erklärungen Gabor nicht genügten, mußte die Schlaftrunkene sich eilig ankleiden und zu ihm herauskommen. Aber auch jetzt war das Ergebnis des Verhörs nicht darnach angethan, die furchtbaren Besorgnisse des jungen Ehemanns zu zerstreuen.

Denn das Mädchen wußte nur, daß Frau Sarlo bald nach dem Weggange des Herrn ebenfalls die Wohnung verlassen hatte, anscheinend nur zu einer Besorgung oder zu einem kurzen Besuch. Sie hatte gesagt, daß sie vermutlich schon in einer Stunde zurück sein würde. Irgend einen Auftrag oder eine Bestellung hatte sie nicht zurückgelassen. Und die Magd, die überhaupt nicht zu den Klügsten ihres Geschlechts gehörte, hatte sich nicht weiter beunruhigt gefühlt, als es zehn Uhr geworden war, ohne daß ihre Dienstherrin heimkehrte. Da Frau Helene einen Wohnungsschlüssel besaß, und da sie abends niemals eine Hilfeleistung von seiten des Mädchens beanspruchte, war sie wie immer zur Ruhe gegangen. Und auch jetzt schien ihr Gabor Sarlos maßlose Aufregung einigermaßen verwunderlich.

„Sie wird sich verspätet haben und irgendwo über Nacht geblieben sein,“ meinte sie, noch immer ziemlich ungeduldig über die Störung ihrer sauer verdienten Ruhe. „Warum sollte sie denn nicht einmal wegbleiben können, da doch der Herr so oft erst gegen Morgen nach Hause kommt!“

Gabor erkannte bald, daß hier alles weitere Fragen zweck-

los sein würde. Und da er es für unmöglich hielt, daß Helene ihn verlassen haben sollte, ohne einen Hinweis auf ihre nächsten Absichten oder ein Wort des Abschieds zurückzulassen, begann er noch einmal die ganze Wohnung nach dem Briefe oder dem Zettel zu durchsuchen, der sich nach seiner Ueberzeugung doch irgendwo finden mußte.

Und je länger das fruchtlose Suchen währte, desto wilder wurde seine Verzweiflung, desto leidenschaftlicher die Anklagen, mit denen er sich überhäufte.

Wie hatte doch Doktor Roberti gesagt? 'Die stillen und sanften Frauen, die Frauen', die es nicht lieben, viele große Worte zu machen — sie sind es, von denen man sich solchen Todesmutes am ehesten zu versehen hat.

War denn nicht auch Helene eine von diesen? Hatte er ihr nicht mit brutaler Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß sie bis zu diesem Tage ein Hemmnis gewesen sei für die freie Entfaltung seines Künstlergenius? Und hatte sie nicht vielleicht gleich jener unglücklichen Märtyrerin gut genug erraten, wie es um seine Empfindungen für eine andere bestellt war?

Auch sie hatte keine großen Worte gemacht. Aber greifbar deutlich sah er ihr blasses Gesichtchen vor sich mit dem unsäglich gramvollen Ausdruck, den es gehabt hatte in dem Moment, da er sie hatte küssen wollen. Und er rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was während der letzten Wochen und namentlich während dieses verhängnisvollen letzten Tages zwischen ihnen geschehen war. Er vergegenwärtigte sich sein Benehmen gegen sie, und es war ihm, als ob er dabei in einen Abgrund von Schlechtigkeit und Herzlosigkeit blicken müsse. Von all den einleuchtenden Entschuldigungen und überzeugenden Rechtfertigungsgründen, deren ihm bisher so viele zur Verfügung gestanden hatten, wollte ihm nun mit einem Male nicht ein einziger mehr einfallen. Er war sich nur noch bewußt, ihre Liebe mit Treulosigkeit, ihre Hingebung mit Undank vergolten zu haben. Und mit dem Abscheu, den er bei dieser Erkenntnis gegen sich selbst empfand, mischte sich eine Regung heftigen Zornes gegen das schöne, selbstsüchtige, erbarmungslose Geschöpf, das ihn mit seinen süßen Sirenenlockungen bethört und ihn zum Verräter an seinem Weibe, vielleicht zu ihrem Mörder gemacht hatte.

Nachdem er fast eine Stunde lang vergebens gesucht hatte, gab er es auf. Wenn Helene überhaupt einen Brief für ihn zurückgelassen hatte, so war es jedenfalls nicht ihre Absicht gewesen, daß er ihn sogleich finden solle; denn es gab kaum noch einen Winkel in der ganzen Wohnung, den seine brennenden Augen nicht durchforscht, seine zitternden Finger nicht durchtastet hatten.

Und nun mit einem Male machte er sich Vorwürfe, daß er seine Zeit mit diesen zwecklosen Nachforschungen nach einem Blatt Papier verloren hatte, während es doch vor allem seine Pflicht gewesen wäre, sie selbst, die Verschwundene, zu suchen.

Er sah auf seine Uhr. Es war fünf Uhr morgens vorüber. Und wenn auch draußen noch völlige Finsternis herrschte, so war es doch nicht mehr zu früh, die traurige und aufreibende Arbeit des Suchens zu beginnen.

Gabors erste Eingebung war natürlich der Gedanke an Heinrich Vollart gewesen. Seine Hoffnung, Helene bei ihm zu finden, war gering. Denn dazu, sich schon heute zu ihrem Vater zu flüchten, hatte sie ja den Umständen nach keine Veranlassung gehabt. Und sie würde es auch sicherlich nicht gethan haben, ohne ihn brieflich oder durch eine Mitteilung an das Mädchen davon in Kenntnis zu setzen. Aber der alte Mann wußte vielleicht um ihre Absichten. Sie hatte ja mit so rührender Zärtlichkeit an ihm gehangen, daß sie sich gewiß nicht entschlossen hatte, irgend einen verzweifelten Schritt zu thun, ohne sich deshalb vor ihm zu rechtfertigen und ohne ihm die Erklärungen zu geben, deren ihr Gatte ihr vielleicht nicht mehr wert erschienen war. Zu ihm also mußte er zuerst seine Schritte lenken. Und er that es, ohne sich durch die Furcht vor dem Empfang, der seiner dort warten mochte, auch nur einen Augenblick aufhalten zu lassen.

Was bedeuteten denn auch alle Vorwürfe, die ein anderer ihm ins Gesicht schleudern konnte, gegen die Anklagen seines eigenen Gewissens. Auch der gerechte Zorn eines verzweifelten Vaters konnte für seine Handlungsweise keine Benennnug finden, die härter gewesen wäre als die, mit der er selbst sie belegte.

Ohne seinen leichten Gesellschaftsanzug mit einem anderen zu vertauschen, war er wieder auf die Straße geeilt und hatte

fast im Laufschritt den Weg bis zu Heinrich Vollarts Wohnung zurückgelegt. In der unterirdischen Loge des Pförtners war schon Licht, und er brauchte nicht lange darauf zu warten, daß man ihm öffnete. Nie in seinem Leben war er die vier Treppen schneller hinauf gekommen als an diesem Morgen. Aber als er dann vor der Thür mit dem Namensschilde seines Schwiegervaters stand, entfiel ihm doch mit einem Male wieder der Mut. Die Hand, die er schon nach dem Glockenzug erhoben hatte, fiel schlaff herab. Und die Furcht vor der entsetzlichen Gewißheit, die vielleicht hinter dieser Thür auf ihn wartete, wollte ihn überwältigen.

Da schlug von drinnen der Klang mehrerer Stimmen an sein Ohr. Es war die seines Schwiegervaters und eine Männerstimme, die er nicht kannte. Sie schienen sich dem Ausgange zu nähern, und Gabor trat unwillkürlich zur Seite, damit sie beim Oeffnen seiner nicht sogleich ansichtig wurden. Und bei der Dunkelheit, die noch im Treppenhause herrschte, entging ihnen in der That seine eng an die Mauer geschmiegte Gestalt. Gabor hörte seinen Schwiegervater mit eigentümlich bewegter Stimme einige Dankesworte sprechen. Und er vernahm, wie der andere erwiderte:

„Noch einmal, verehrter Herr Vollart; geben Sie sich keinen Befürchtungen hin, für die glücklicherweise im Augenblick keine Veranlassung mehr vorhanden ist. Ich hege die feste Zuversicht, daß wir Ihre Frau Tochter bald wieder hergestellt sehen, und daß alle die frohen Hoffnungen sich erfüllen werden, zu denen Sie und Ihr Schwiegersohn vor dieser Erkrankung so wohlgegründete Ursache hatten. Jedenfalls werde ich gegen Mittag noch einmal vorsprechen, und ich lege Ihnen dringend ans Herz, der Patientin bis dahin ungestörte Ruhe zu sichern. Jede Aufregung könnte bei ihrem gegenwärtigen Zustande von den schlimmsten Folgen sein."

Dann erschien das Dienstmädchen, um dem Unbekannten, einem älteren Herrn von dem Aussehen eines Arztes, die Treppe hinab zu leuchten. Gabor stand so, daß ihn auch jetzt der Lichtschein der Lampe nicht erreichte. Und er verharrte in seiner Stellung, bis die Schritte des langsam Hinabsteigenden unten auf der Stiege verhallten. Ein Gefühl unbeschreiblicher Glück-

seligkeit, wie er es ähnlich nicht einmal in den wonnevollsten Augenblicken seines Lebens empfunden, war während dieser letzten Sekunden an die Stelle der furchtbaren Spannung und verzweifelten Aufregung getreten, die ihn seit der Entdeckung von dem Verschwinden seiner Frau beherrscht hatten. Denn was auch immer geschehen sein mochte und in welchem Zustande er Helene finden würde — er hatte doch aus den Worten des Unbekannten die Gewißheit gewonnen, daß sie hier war und daß sie lebte. Nach den gräßlichen Befürchtungen und den grauenhaften Vorstellungen, die seine Phantasie sich während der letzten anderthalb Stunden ausgemalt, war diese Gewißheit hinreichend, ihm alles übrige geringfügig und leicht erträglich erscheinen zu lassen und sein Herz mit überströmender Dankbarkeit zu erfüllen.

Als er sicher sein konnte, daß der Fremde ihn nicht mehr hörte, trat er durch die offen gebliebene Entreethür in die Wohnung ein. Und fast wäre er mit Heinrich Vollart zusammengestoßen, der noch immer auf dem Korridor stand und dessen Gestalt er bei der herrschenden Dunkelheit erst im letzten Moment gewahrte.

„Vater — mein Vater!“ schluchzte er auf, willens, sich an die Brust des alten Mannes zu werfen. Aber der andere wies ihn rauh zurück.

„Konntest du nun wirklich den Weg hierher finden?“ fragte er voll schmerzlicher Bitterkeit. „Es will mir beinahe scheinen, daß es besser gewesen wäre, du hättest ihr dies erspart. Jedenfalls ist hier nicht der Platz zu einer Aussprache. Komm' hier herein!“

Er hatte die Thür zu seinem Atelier aufgestoßen, und in demütigem Gehorsam leistete Gabor der Aufforderung Folge. Beim Lichte der Gasflamme, die hier drinnen brannte, sah er den Ausdruck tiefen Kummers auf dem Antlitz seines Schwiegervaters, und die jauchzende Freude, von der seine Seele noch soeben erfüllt gewesen war, wurde durch diese Wahrnehmung wieder sehr traurig gedämpft.

„Verdamme mich und schilt mich, so hart du willst,“ sagte er leise. „Aber laß mich nicht länger in dieser qualvollen Ungewißheit! Sage mir, was sich zugetragen hat und was — was ich zu fürchten habe.“

„Was du zu fürchten hast, weiß ich nicht. Denn ich bin nicht Gott, der in die Zukunft sieht. Und über das, was sich zugetragen hat, meine ich viel eher von dir Auskunft fordern zu dürfen. Helene ist gestern abend zu mir gekommen, anscheinend ruhig und jedenfalls nicht in der Absicht, dich zu verklagen, aber mit einem Gesicht, dessen Anblick mir das Herz brechen wollte; denn es war mir nicht anders, als stände der Tod darauf geschrieben. Eine Stunde lang gab sie sich alle erdenkliche Mühe, mich zu täuschen und eine unbefangene Heiterkeit zu erheucheln. Und da ich ihr nicht weh thun wollte, ging ich Narr darauf ein, so gut ich konnte. Aber es war ein trauriges Gaukelspiel, das wir da miteinander trieben. Und zuletzt ging es über meine Kraft. Ich sah, daß ein schwerer Kummer an ihrem Herzen zehrte, und ich glaubte seine Ursache zu kennen. Da drang ich denn endlich in sie, sich mir anzuvertrauen. Und es mag sein, daß ich etwas bitter geworden bin, als sie mir's trotz meiner innigen Bitten verweigern zu müssen glaubte. Es war das erste Mal seit vielen Jahren, daß wir uns wie im Groll voneinander trennten. Aber ich gab ihr doch bis an die Treppe das Geleit. Und da, als sie eben ihren Fuß auf die erste Stufe setzen wollte, brach sie vor meinen Augen ohnmächtig zusammen."

Seine Stimme zitterte bei der Erinnerung an jene schrecklichen Augenblicke, die ihn in innerster Seele erschüttert hatten, und er hielt inne. Gabor, der nicht mehr den Mut hatte, eine Frage zu thun, wartete mit pochendem Herzen auf das Ende seines Berichts. Und nach Verlauf einiger Sekunden fuhr Heinrich Vollart fort:

„Wie in den Tagen ihrer Kindheit trug ich sie auf meinen Armen herein und legte sie aufs Bett. Ich glaubte nur an eine vorübergehende Anwandlung von Schwäche und bemühte mich im Verein mit dem Mädchen, sie ins Bewußtsein zurückzurufen. Erst als es uns auch nach Verlauf einer halben Stunde nicht gelungen war, schickte ich zum Arzt. Er war noch nicht eingetroffen, als mein unglückliches Kind die Augen aufschlug. Aber es waren fremde, unheimlich große und glänzende Augen, in denen das Fieber glühte. Und sie erkannte mich nicht mehr. Meine Anwesenheit schien sie zu ängstigen, und sie führte wirre,

unzusammenhängende Reden. Als der Arzt erschien, sah er sofort, wie es um sie stand. Und während der ersten Stunde hielt er ihren Zustand für so bedenklich, daß er mich auf das Schlimmste vorbereiten zu müssen glaubte. Die ganze Nacht hindurch ist er nicht von ihrem Lager gewichen. Und vielleicht habe ich's nur seinen aufopfernden Bemühungen zu danken, wenn ich nicht in diesem Augenblick der unglücklichste aller Väter bin. Als er sich eben entfernte, machte er mir Hoffnung darauf, daß sie genesen werde. Und ich will ihm glauben, daß er's aufrichtig meinte. Denn wenn es anders wäre — wenn ich die Leichtfertigkeit meiner Einwilligung in diese unselige Heirat so grausam büßen müßte — —"

„Vater!" rief Gabor flehend. „Sei barmherzig! Siehst du denn nicht, wie ich meinen Leichtsinn bereue, und wie ich leide?"

Mit einem finsteren Blick streifte Heinrich Vollart über ihn hin, dann schüttelte er den grauen Kopf.

„Ich sehe nur, daß du festlich geputzt bist," sagte er hart, „und daß du dir von irgend einer anderen Blumen ins Knopfloch stecken ließest, während dein armes Weib vor Kummer und Herzeleid sterben wollte."

Unwillkürlich sah Gabor an sich nieder, und als sein Blick auf die halb verwelkte Gardenia fiel, die in der That Hertha Imgart im Aufschlag seines Fracks befestigt hatte, erfaßte ihn etwas wie eine sinnlose Wut gegen die unschuldige Blume. Er riß sie heraus und schleuderte sie zu Boden, um sie unter seinem Fuße zu zertreten. Dann aber warf er sich in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen.

Für eine geraume Weile sprach keiner von beiden ein Wort. Dann wurde leise die Thür geöffnet, und das Dienstmädchen erschien auf der Schwelle.

„Sie ist eben aufgewacht," meldete sie mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Sie hat mich erkannt und hat gleich nach Ihnen gefragt, Herr Vollart!"

Gabor war aufgesprungen und nach der Thür hin gestürzt; aber Heinrich Vollart stellte sich ihm mit flammendem Blick und gebieterisch abwehrender Geste in den Weg.

„Keinen Schritt weiter! Sie steht hier unter meinem Schutze. Und ich verbiete dir, sie zu sehen."

Gabor fühlte, daß dieser unglückliche Vater ein Recht hatte, so zu ihm zu reden, und er machte keinen Versuch, seinen Willen durchzusetzen.

„Aber du wirst ihr sagen, daß ich hier bin — nicht wahr?" wagte er nur zu bitten. „Es kann ihr doch keinen Schaden bringen, wenn sie erfährt, wie sehr ich leide."

Heinrich Vollart versprach nichts; aber ehe er das Gemach verließ, sah er seinem Schwiegersohne noch einmal lange und aufmerksam ins Gesicht, und der Ausdruck einer finsteren Strenge, der seinem guten, ehrlichen Antlitz ohnehin unnatürlich genug anstand, begann sich zu mildern.

Ruhelos durchwanderte Gabor, sobald er allein war, das Atelier. Schier übermächtig stürmte die Erinnerung an die glücklichen Stunden, die er hier verlebt hatte, auf ihn ein. Da gab es kaum ein Fleckchen, an das sich nicht für ihn ein Gedenken geknüpft hätte an die kleinen und großen Seligkeiten einer ersten, heimlichen Liebe. Und es war dem von nagender Sorge und bitteren Selbstvorwürfen Gequälten, als thäte sich ihm da zu seiner Pein der Blick auf in einen Himmel von Herzensunschuld und Gewissensreinheit, in den zurückzukehren ihm nun für immer verwehrt war.

Unter der Wirkung, welche die Eindrücke dieser Nacht auf sein leicht empfängliches Gemüt hervorgebracht, sah er sein Unrecht ja hundertmal schwärzer, als es wohl selbst seinem strengsten Richter hätte erscheinen können. Er rechnete sich jede halb unbewußt begangene Gedankensünde zum Verbrechen; und es dünkte ihn unmöglich, daß Helene ihm jemals sollte vergeben können. Dabei schien ihm der Rausch dieser letzten Wochen jetzt nur noch wie ein Traum, den er nicht mehr begriff. Denn daß er in Wahrheit niemals aufgehört hatte, sein Weib zu lieben, dafür war die heiße, brennende Sehnsucht nach ihrem Anblick, die ihn jetzt verzehrte, ihm wahrlich Beweis genug. Von seiner Schwärmerei für die andere war nichts anderes in seinem Herzen zurückgeblieben, als eine Regung des Widerwillens, ja, fast des Grauens. Und er wußte, daß er nach dieser Nacht gewappnet sein würde gegen jede Art der Versuchung, die in Gestalt einer schönen Frau jemals wieder an ihn herantreten könnte.

Lange hatte er mit seinen marternden Gedanken allein bleiben müssen, ehe der Klang eines näher kommenden Schrittes ihm verriet, daß man sich seines Daseins noch erinnerte. Heinrich Vollart war es, der in der offenen Thür erschien. Aber sein Aussehen war in diesem Augenblick ein ganz anderes als vorhin. Alle zornige Härte war aus seinem Gesicht verschwunden, und nur eine tiefe Bewegung spiegelte sich in seinen Zügen.

„Komm!“ sagte er halblaut. „Deine Frau wünscht dich zu sehen!“

Mit beiden Händen erfaßte Gabor Sarlo seine Rechte und preßte sie, als ob er sie zwischen seinen Fingern zerdrücken wollte.

„Vater,“ brachte er mühsam hervor, „ich danke dir. — Ist Helene kränker geworden?“

Heinrich Vollart schüttelte den Kopf.

„Nein — ich hoffe vielmehr, sie befindet sich besser. Und ich glaube, daß du jetzt mehr für ihre Genesung thun kannst als irgend ein Arzt der Welt.“

Er begleitete ihn nur bis an die Schwelle des Schlafgemaches, dann ließ er ihn eintreten und drückte hinter ihm die Thür ins Schloß. Was die beiden da drinnen jetzt miteinander abzumachen hatten, ging nur sie allein an, und niemand, wie nahe auch immer er ihnen stehen mochte, hatte ein Recht, diese heiligen Augenblicke durch seine Anwesenheit zu stören. — —

Der späte Wintermorgen dämmerte durch die Fenster, als Gabor heraustrat, um seinen Schwiegervater zu rufen. Sein hübsches Mannesgesicht leuchtete wie von einem Schimmer der Verklärung, aber seine Augen waren noch voll Thränen. Stumm nahm er Heinrich Vollarts Hand und führte ihn an das Lager seiner Tochter.

Aufrecht saß Helene in den Kissen. Ihr einst so blühendes Antlitz war noch sehr bleich von den in den letzten Stunden ausgestandenen Leiden, aber die drohenden Anzeichen, die ihren Vater gestern mit so furchtbarer Angst erfüllt hatten, waren daraus verschwunden. Und das Lächeln, das ihre Züge mädchenhaft lieblich verschönte, hatte nichts Gezwungenes oder Erkünsteltes mehr, wie so oft während der jüngst verflossenen Wochen, wenn sie ihre Umgebung über ihren wahren Gemütszustand hatte täuschen wollen.

Ihre Augen leuchteten, als sie die beiden Männer Hand in Hand eintreten sah, und sie breitete die Arme aus, um sie um Heinrich Vollarts Nacken zu schlingen.

„Mein lieber Vater!“ flüsterte sie mit dem Ausdruck inniger Bitte. „Nun ist alles, alles gut. Und nun darfst auch du ihm nicht mehr zürnen.“

„Wie sollte ich wohl einem Menschen zürnen können, mein Kind, den du so lieb hast!“ erwiderte er, seine Rührung mühsam bemeisternd. „Und ich kenne ihn ja auch, deinen Gabor. Ich hab's ihm vom Gesicht gelesen, daß er in dieser Nacht alles gebüßt hat, was er an dir verschuldet.“

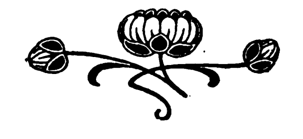
„O, nicht er allein!“ widersprach sie mit einem Kopfschütteln. „Glaube mir, Vater, das Unrecht war nicht nur bei ihm. Wir haben beide gefehlt, und wer weiß, ob dies alles überhaupt hätte geschehen können, wenn ich die Pflichten, die ich als die Frau eines Künstlers auf mich genommen, von vornherein anders und richtig verstanden hätte.“

„Nun, darüber reden wir wohl besser, wenn du erst wieder ganz gesund bist,“ fiel der alte Maler ein. „Du hast gegen ihn und mich vorläufig keine andere Verpflichtung, als die, dich uns in alter Frische und Lebenskraft zu schenken.“

„Ja,“ flüsterte sie leise. Und während eine rosige Blutwelle ihr blasses Gesichtchen überflutete, fügte sie kaum vernehmlich hinzu: „Ich muß wohl mein Möglichstes thun; denn es ist ja nicht mehr mein Leben allein, für das ich die Verantwortung trage.“

„Mein Weib!“ schluchzte Gabor. „Mein angebetetes Weib!“

Und indem er neben ihrem Lager niederkniete, bedeckte er ihre Hände mit heißen Küssen. (Schluß folgt.)





Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

Kopenhagen.

Von Dr. **K. von Berghofen.**

(Nachdruck verboten.)

Kopenhagen, des kleinen Königreichs Dänemark Hauptstadt, ist das „Venedig des Nordens“ und ebenso wert, besucht zu werden, wie seine Schwester im Süden am Gestade des blauen adriatischen Meeres. Alljährlich suchen zahlreiche Touristen die alte Stadt am Sunde auf, und besonders wählt der deutsche Reisende dieses Ziel. Kopenhagen ist sehr leicht von Norddeutschland aus zu erreichen. Ausgezeichnete Dampferverbindungen kürzen die Seefahrt auf ein paar Stunden ab, und da die dänischen Dampferlinien große Dampffähren besitzen, die ganze Eisenbahnzüge nach den einzelnen dänischen Inseln befördern, kann man, ohne den Eisenbahnwagen zu verlassen, nach Kopenhagen gelangen. So sieht denn auch der Reisende, der auf dem Bahnhof von Kopenhagen anlangt, zahlreiche ausländische Züge dort stehen, und gewöhnlich sind sogar immer einige Hofzüge darunter. Kopenhagen ist nämlich die Stadt, die wohl am meisten von fremden Fürstlichkeiten aufgesucht wird; fast alle Herrscherhäuser Europas stehen mit dem dänischen Königshause in verwandtschaftlichen Beziehungen. Man nannte die Königin von Dänemark bekanntlich die Schwiegermutter Europas, und diese Bezeichnung war auch in der That gerechtfertigt, denn die im September 1898

verstorbene Königin Luise, eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel — ihr Gemahl, König Christian IX., bestieg 1863 den Thron — ist die Mutter der jetzigen Königin Alexandra von Großbritannien und Irland und der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, der Gemahlin des verstorbenen Zaren Alexander III. von Rußland, die man in Dänemark immer noch, wie als Mädchen, Prinzessin Dagmar nennt; ihr Sohn Christian Wilhelm ist unter dem Namen Georg I. König von Griechenland, ihr ältester Sohn, der Kronprinz Christian Friedrich, ist vermählt mit Prinzessin Luise von Schweden und Norwegen, ihre Tochter Luise ist die Gattin des Prinzen Friedrich von Schaumburg-Lippe, dessen Bruder Adolf mit Viktoria, der Schwester des deutschen Kaisers, vermählt ist.

Kopenhagen ist eine sehr alte Stadt, und seine Geschichte ist eng verknüpft mit der Dänemarks, die glänzende Episoden aufzuweisen hat. Das kleine Königreich im Norden, das jetzt eine bescheidene Rolle unter den europäischen Staaten spielt, war einst eine Großmacht. Unter Knut VI., der von 1182 bis 1201 regierte und dem deutschen Kaiser Friedrich I. die Huldigung versagte, gehörten ganz Pommern und Mecklenburg, Holstein und Hamburg zum dänischen Reiche; und unter dessen Nachfolger kamen noch Lauenburg, die Länder nördlich von der Elbe und der größte Teil der Ostseeküste hinzu. Bald freilich brach diese Macht zusammen. Innere Wirren und Kriege mit der deutschen Hansa schwächten das Land. Noch einmal gewann es seine frühere Bedeutung wieder; das war unter der Königin Margarete, die unter ihrem Szepter die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen vereinte. Lange hatte Dänemark das Uebergewicht in dieser Vereinigung, bis schließlich Schweden an seine Stelle trat; bald löste sich diese Staatenverbindung, und die Beteiligung am dreißigjährigen Kriege brachte Dänemark schwere Schläge. Es verlor den Vorrang und fast alle seine Besitzungen an der deutschen Küste. Bis heute hat sich Dänemark noch nicht ganz von dieser Niederlage zu erholen vermocht. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war es fast dem Staatsbankerott nahe, und nur der sorgsamsten Verwaltung war es möglich, wieder einigermaßen sichere Verhältnisse herzustellen, die aber im

Jahre 1864 aufs neue gefährdet wurden durch den Krieg mit Preußen und Oesterreich, der die Frage über den Besitz Schleswig-Holsteins zu ungunsten Dänemarks entschied.

Die Stadt Kopenhagen hat an den Wechselfällen der Geschichte des Königreichs reichen Anteil gehabt. Ihre Gründung liegt weit zurück; man nennt den Bischof Absalon unter König Waldemar dem Großen als ihren Gründer. Er baute wahrscheinlich die erste Burg, aus der später das Kopenhagener



Front des ausgebrannten Schlosses Christiansborg.

Schloß wurde. Sehr stark und uneinnehmbar müssen diese Befestigungen nicht gewesen sein; denn in seinem Stadtrecht verhängt König Christopher III. über jeden Strafe, der „über die Mauern oder Umzäumungen der Stadt steigt, Planken losbricht oder ablöst und unter ihnen aus- und einkriecht." Kriege und Seuchen suchten die Stadt schwer heim. Sie hatte schwere Belagerungen durchzumachen, besonders in den Bürgerkriegen, die durch den Streit zwischen König und Geistlichkeit entstanden. In einem Zeitraum von kaum anderthalb Jahrhunderten wurde Kopenhagen nicht weniger als neunzehnmal

von der Pest betroffen; dazu verheerten noch ungeheure Feuersbrünste die Stadt. Der größte Brand war der von 1728, wo 1670 Häuser dem Feuer zum Opfer fielen und Tausende von Menschen obdachlos wurden. Trotz all dieser schweren Heimsuchungen nahm Kopenhagen, das im dreizehnten Jahrhundert nur Lehm- und Fachwerkhäuser aufwies, zwischen denen sich weite Kohl- und Obstgärten hinzogen, eine stetig fortschreitende Entwickelung; besonders in den letzten Jahrzehnten hat sich seine Einwohnerzahl überraschend gesteigert. Während es 1880 etwa 235000 Einwohner zählte, hat es jetzt deren fast 400000: mehr als der sechste Teil der gesamten Bevölkerung Dänemarks wohnt also in der Hauptstadt. Würde das gleiche Verhältnis im deutschen Reiche herrschen, dann müßte Berlin demnach 8 Millionen Einwohner haben.

Kopenhagen ist heute eine gesunde Stadt, die gesündeste aller europäischen Großstädte. Es besitzt ein mildes Klima; in der kältesten Zeit des Jahres, vom Dezember bis März, friert es durchschnittlich in drei Nächten zweimal, doch kommt es nur selten vor, daß die Kälte 10 Grad übersteigt. Im Sommer, in den Monaten Juni bis August, hat die Stadt durchschnittlich täglich sechs Stunden Sonnenschein. Ausgezeichnet ist Kopenhagen durch sein vorzügliches Trinkwasser. Jede Woche wird das Leitungswasser, das etwas eisenhaltig ist, auf Anordnung der Behörde chemisch auf seine Reinheit untersucht.

Kopenhagen gehört nicht zu den Städten, die durch ihre Pracht und ihren glänzenden Luxus auffallen. Auch seine alte Vergangenheit drückt sich nicht in seinem Aussehen aus, da sein mittelalterliches Gepräge durch die vielen Feuersbrünste verloren gegangen ist. Eines der schönsten Gebäude der Stadt, das Königliche Schloß Christiansborg, das 1733 von Christian IV. erbaut wurde und, nachdem ein gewaltiges Feuer es im Jahre 1794 völlig vernichtet hatte, im Anfang dieses Jahrhunderts wieder neu erstanden war, fiel vor kaum zwanzig Jahren aufs neue dem verheerenden Element zum Opfer. Seitdem ist das Schloß nicht wieder aufgebaut worden. Die gewaltigen Ruinen, die rauchgeschwärzten, hohen Mauern bilden inmitten des warm pulsierenden Großstadtlebens einen Anblick von eigentümlichem

Reiz. Einzelne Seitenflügel des Schlosses haben sich noch erhalten; hier ist der königliche Marstall untergebracht.

Nicht weit von den Ruinen der Christiansborg finden wir das Thorvaldsen-Museum. Thorvaldsen, der berühmte Bildhauer, der Begründer der neuklassischen Plastik, ist der Stolz Dänemarks. In dem ihm gewidmeten Museum finden wir eine unendliche Anzahl herrlicher Werke seiner Kunst. 80 Statuen, 130 Büsten, 240 Reliefs, dazu viele Modelle, Umarbeitungen und Skizzen füllen die Säle und Zimmer des Museums und bezeugen

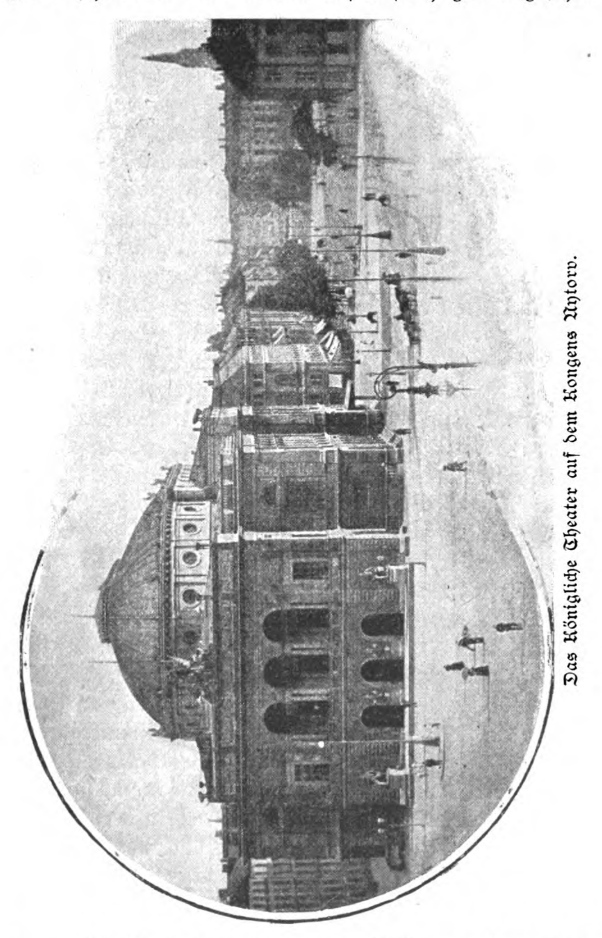


Erlöserkirche mit dem spiralförmigen Turm.

die rastlose Thätigkeit des großen Künstlers. In einem besonderen Flügel des Museums befindet sich der Christussaal, der von der weltberühmten Christusgestalt Thorvaldsens seinen Namen hat. Ihre Kopie steht im Hintergrunde des Saales, vor ihr die Apostel in zwei Reihen geordnet und

davor der knieende Taufengel. Das Original befindet sich in der Frauenkirche, der größten Kirche Kopenhagens, ja, des ganzen Landes, die, bereits im zwölften Jahrhundert in ihren ersten Anfängen gegründet, zuletzt im Jahre 1829 völlig ausgebaut wurde. Eine der schönsten Kirchen der Stadt ist ferner die Friedrichskirche, die sogenannte „Marmorkirche“. Am 30. Oktober 1749, am Jubiläumstage der dreihundertjährigen Regierung des oldenburgischen Königshauses, legte König Friedrich V. den Grundstein zu der Kirche. Sie sollte im Stil der Peterskirche zu Rom aufgeführt werden, doch hatte man die Anlage so großartig begonnen, daß der Bau, nachdem man fast drei Millionen Mark darauf verwendet hatte — eine für die damalige Zeit ungeheure Summe, — aus Mangel an Geldmitteln wieder eingestellt werden mußte. 125 Jahre lang lag das unvollendete Gebäude als Ruine da, bis endlich im Jahre 1874 ein dänischer Geldmann, Geheimrat Tietgen, die ganze Anlage kaufte und aus eigenen Mitteln fertigstellen ließ. Die durch starke Vergoldungen reich verzierte Kuppel ist nur wenig kleiner, als die ihres berühmten Vorbildes in Rom; die Wände, der Fußboden, das ganze Innere ist aus Marmor hergestellt, Altar und Kanzel sind gleichfalls aus Marmor gemeißelt, nur das eigenartige Taufbecken mit der lebensgroßen Statue eines Jüngers Jesu davor, auf dessen Haupt die Flamme des heiligen Geistes lodert, ist in Bronze ausgeführt und hebt sich von dem lichten Marmor wirkungsvoll ab. Merkwürdig durch ihren Turm ist ferner die Erlöserkirche; zu dem 91 Meter hohen Turm führt von außen eine gewundene, vollständig vergoldete Treppe hinauf, das Ganze hat die Gestalt einer riesigen Schraube und wird gekrönt von einer 3 Meter im Durchmesser messenden Goldkugel, die die vergoldete, gleichfalls 3 Meter hohe Gestalt des Heilands trägt. Auch die Trinitatiskirche hat einen ähnlichen Turm, der allerdings nur 35 Meter hoch ist, dafür aber 16 Meter Durchmesser hat. Der spiralförmig gewundene Gang, der im Innern zur Plattform hinaufführt, ist von so beträchtlicher Breite, daß Zar Peter der Große von Rußland, als er Kopenhagen einmal besuchte, neben der vierspännigen Equipage seiner Gemahlin Katharina hinaufreiten konnte.

Im Jahre 1628 wurde ein Teil der Trinitatiskirche — das Feuer scheint es nun einmal auf Kopenhagen abgesehen zu

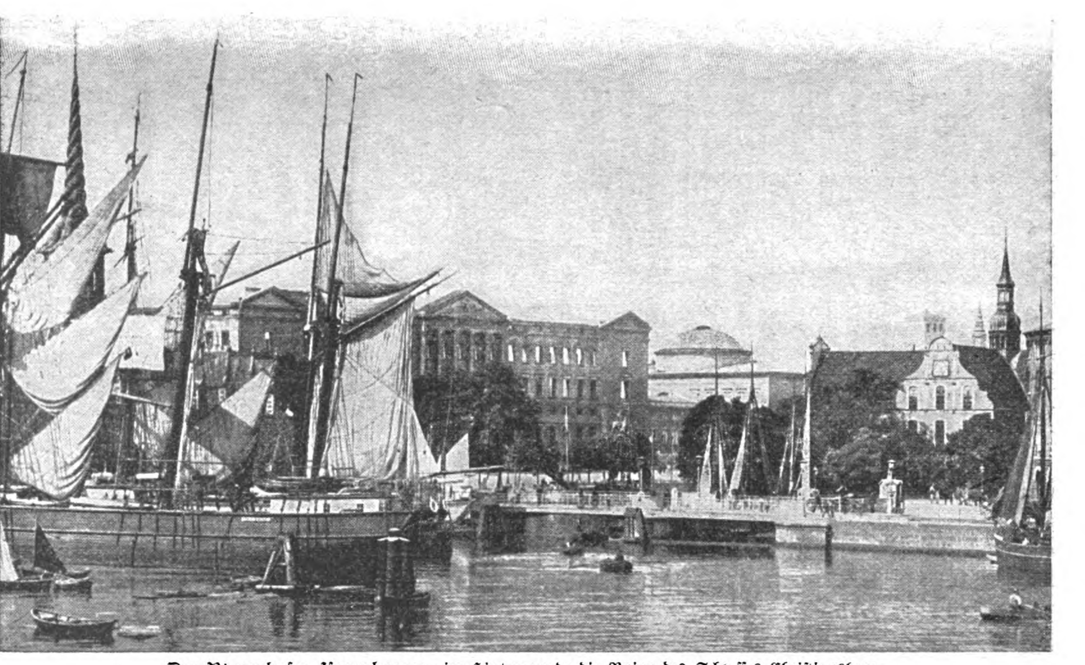


Das Königliche Theater auf dem Kongens Nytorv.

haben — ein Raub der Flammen. Leider verbrannte dabei auch die kostbare Büchersammlung der Universität, sowie der Himmelsglobus des berühmten dänischen Astronomen Tycho de

Brahe, der, als Sproß einer alten angesehenen, dänischen Adelsfamilie im Besitz eines großen Vermögens, trotz der damals sehr mangelhaften Instrumente der Astronomie große Dienste geleistet hat. Von seinen Standesgenossen mit Verachtung angesehen, da in damaliger Zeit der Beruf eines „Sternguckers“ als eines Aristokraten nicht würdig galt, fand er nur in König Friedrich II. einen eifrigen Förderer seiner Bestrebungen. Der König schenkte ihm die zwischen Kopenhagen und Helsingör gelegene kleine Insel Hven, auf der Tycho de Brahe sich ein eigenartiges Reich anlegte. Ein wundersamer Bau mit vielen Kuppeln, Wächtergängen und tiefen Kellern stieg empor, Schloß Uranienburg, ein Tempel der Wissenschaft. Zwanzig Jahre lang forschte Brahe hier dem Gang der Gestirne nach, ungestört auf seinem kleinen Reich. Der Regierungsantritt des jungen Königs Christian IV. beraubte ihn jedoch seiner Besitzung. Seine Feinde wußten seine Stellung vollständig zu untergraben und veranlaßten ihn, Dänemark im Jahre 1597 zu verlassen und sich zum Grafen Rantzau nach Wandsbek zu begeben, wo er zwei Jahre verblieb. 1599 folgte er einem Rufe König Rudolfs II. als königlicher Astronom nach Prag, der ihm ein ansehnliches Jahrgehalt aussetzte und das Schloß Benatky schenkte. Mit Hilfe seiner verbesserten Instrumente verlieh Brahe seinen astronomischen Beobachtungen einen Grad von Genauigkeit, wie ihn keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen erreichte; noch heute sind viele seiner Angaben maßgebend.

Die Trinitatiskirche war ein Werk Christians IV. Für Kopenhagens Ausschmückung und bauliche Entwickelung ist dieser König überhaupt maßgebend gewesen. Eine Reihe der schönsten Gebäude der Hauptstadt verdanken ihm seine Entstehung, vor allem das herrliche Schloß Rosenborg, das in dem von Christian begünstigten holländischen Renaissancestil erbaut ist, den man in Dänemark mit dem populären Ausdruck „Christian IV.-Stil“ bezeichnet. Schloß Rosenborg ist das Ziel aller Fremden; malerisch ragen seine schmucken Türme aus Jahrhunderte alten Bäumen hervor, prächtige Alleen, große Rasenplätze umgeben es, auf denen sich um die Bildsäule des berühmten dänischen Märchendichters Andersen herum die Kopenhagener Jugend

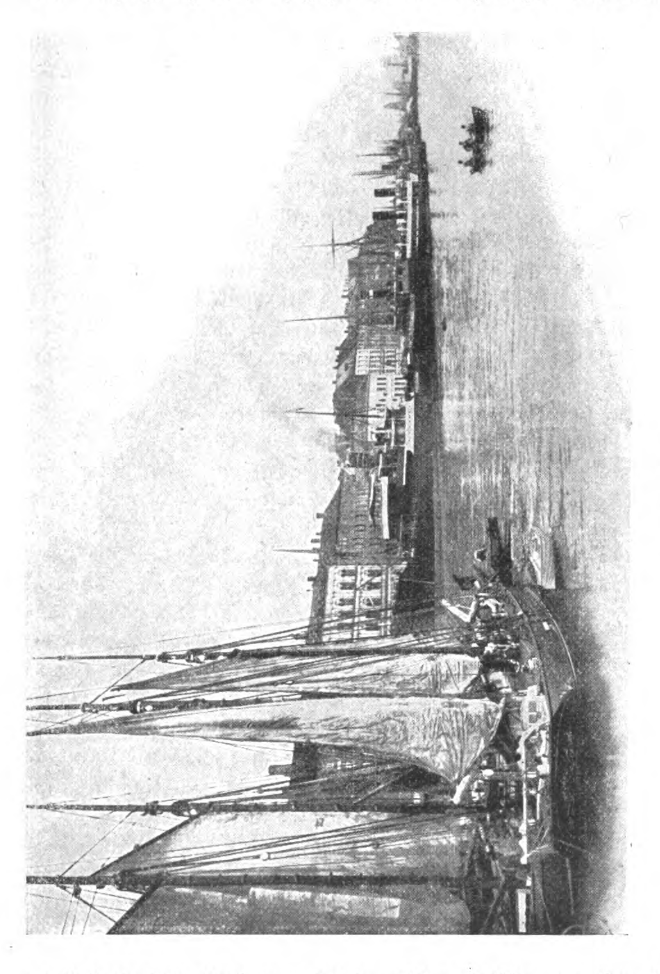


Der Binnenhafen Kopenhagens, im Hintergrunde die Ruine des Schlosses Christiansborg.

tummelt. Das Schloß diente bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts als königliche Residenz. Seit der Zeit Friedrichs III. begann man hier auch Kunstschätze, Waffen, Anzüge der Könige usw. zu sammeln, und aus diesem Familienmuseum ist im Laufe der Zeit eine bedeutende und reichhaltige kulturgeschichtliche Sammlung geworden, die noch ein besonderes Interesse dadurch hat, daß die Sachen in denselben Zimmern aufbewahrt sind, wo ihre königlichen Eigentümer lebten, und daß die verschiedenen Zimmer Dekorationen aus den wechselnden Perioden der Kunst darbieten. Hauptsächlich finden sich Erinnerungen an Christian IV., den Erbauer des Schlosses. An die berühmte Seeschlacht in der Nähe von Kolberghejde, am 1. Juli 1644, die gegen die Schweden geliefert und in der König Christian verwundet wurde, erinnern einige Kleidungsstücke, die der König auf dem Linienschiffe „Die Dreifaltigkeit“ trug; sie sind noch mit seinem Blute befleckt. Daneben sehen wir zwei kleine, goldene Hände, von denen die eine ein Stück Eisen, die andere ein Stück Bronze hält. Das Stück Eisen ist ein Stück der schwedischen Kanonenkugel, durch die seine Stirn und sein Auge verwundet wurden, und die Bronze ein Stück von der feindlichen Kanone.

Gleichfalls im „König Christian IV.-Stil“ erbaut ist die Börse, ein niedriger, langgestreckter Bau, aus dessen reich mit Ziergiebeln geschmückter Fassade sich ein höchst eigenartig wirkender Turm erhebt; vier Drachen bilden mit ihren aufrecht strebenden, zusammen gewundenen Schwänzen die elegante Spitze des Turmes. Die Front der Börse schaut auf den Hojbroplatz hinaus. Dieser und der Amagertorv sind gewissermaßen das Herz in dem pulsierenden Leben der dänischen Hauptstadt. Einst war der Mittelpunkt der Stadt der Kongens Nytorv, der Königsneumarkt, ein großer und breiter Platz, der von modernen Hotels und Geschäftsgebäuden umgeben ist. Hier befinden sich das Charlottenburger Schloß, ein großes Museum für die bildenden Künste, das im Jahre 1874 neuerbaute Königliche Theater — Kopenhagen besaß einst den Ruhm, die beste Oper aller europäischen Hauptstädte zu besitzen — und das Denkmal Christians V., das durch das Material merkwürdig ist, aus dem es hergestellt ist. Die 1688

enthüllte große Reiterstatue ist nämlich aus Blei gegossen. Der Schloßplatz Kopenhagens ist der achteckige, mit Mosaik



Partie am Hafen.

gepflasterte Amalienborger Platz. Vier Paläste umgeben ihn; eins der Schlösser dient gegenwärtig, seit dem Brande des

Christiansborger Schlosses, als Winterresidenz, während das Throngemach, der Rittersaal und die sonstigen Festsäle sich im daneben liegenden Schloß, dem sogenannten „Palais Christians VII.“, befinden. Sämtliche vier Palais waren ursprünglich Privateigentum und wurden erst später von der Krone angekauft.

Wir haben Kopenhagen mit Venedig verglichen, und der Vergleich wird gerechtfertigt durch die vielen Wasserstraßen, die die Stadt durchziehen. Vom Hafen aus zeigt sich Kopenhagen von seiner eigenartigsten Seite. Der Reisende, der zu Schiff in Kopenhagen anlangt, wird auf diese Weise den günstigsten Eindruck von der Stadt erhalten. Die Einfahrt in den Hafen, an den stark befestigten Forts, die wie drohende Wächter aus dem Wasser des blauen Sundes ragen, vorüber, ist großartig. Hunderte von Schiffen aller möglichen Nationen, vom großen Amerikafahrer bis zum kleinen Vergnügungsdampfer, beleben den Hafen, und auf diesen Wald von Masten blicken die grauen, ehrwürdigen Häuser, die stolzen Türme und Kuppeln Kopenhagens herab, deren reich vergoldeter Zierat hell in der Sonne blitzt. Seit zehn Jahren besitzt Kopenhagen einen neuen Hafen von großartiger Anlage. Man hat ihn dem Meere thatsächlich abgerungen.

Mächtige Dämme wurden angelegt, die ungeheuren Wassermassen herausgepumpt, und bald war der Meeresgrund, über den die See jahrhundertelang hinweggerollt war, trocken gelegt. Ueber eine Million Kubikmeter Erde wurden ausgegraben, um die nötige Tiefe herzustellen. Schon nach zwei und einem halben Jahre war das Meisterwerk der Ingenieurkunst vollendet, und am 1. November 1893 konnte bei der feierlichen Einweihung Prinz Waldemar von Dänemark durch einen Druck auf einen elektrischen Knopf die Schleusen öffnen, worauf das Wasser von der See her hereinströmte und die Bassins füllte, die eine Tiefe von vierundzwanzig bis dreißig Fuß haben. Gewaltig hat sich in den letzten Jahren der Schiffsverkehr der Stadt entwickelt; ungefähr 35000 Segel- und Dampfschiffe legen im Jahre hier an, um einen regen Güteraustausch zu vermitteln. In seinem Hafen sieht man Kopenhagen bei der Arbeit.

Aber auch das Vergnügen fehlt nicht. Der ernste, kühle Däne will nach der Anstrengung des Tages einige Stunden der Erholung genießen; das thut er in Tivoli, dem berühmten

Vergnügungspark Kopenhagens. Etwas Aehnliches wie Tivoli findet man in keiner anderen Hauptstadt Europas. Es ist einzig in seiner Art; nicht nur durch die hier in allen möglichen Stilarten erbauten Vergnügungsetablissements, vom Marionettentheater an bis zum großartigen Bazargebäude und eleganten Konzertsaal, sondern auch durch das volkstümliche,



Schloß Frederiksborg,
das nach dem Brande von 1859 auf Nationalkosten neu erbaut wurde.

patriarchalische Gepräge, das wir in der ganzen Anlage finden. Tivoli wird von allen Ständen und von jedem Alter besucht; der Adel, die Bürgerschaft, Arbeiter und Bauer finden sich hier zusammen. Um vier Uhr nachmittags verkünden Kanonenschüsse, daß die vielseitigen Vergnügungen ihren Anfang nehmen. Es währt nicht lange, so strömen die festlich gekleideten und erwartungsvollen Menschen zu Tausenden durch die stattliche

Einfahrt; wie groß das Gedränge hier auch sein mag, so teilt sich doch der Strom innerhalb des Gartens bald und breitet sich über das ganze Terrain aus. Man kann alle mögliche Unterhaltung genießen; zwei große Orchester konzertieren, Luftballons steigen auf, Akrobaten und Athleten treten auf, Seiltänzer und Tierbändiger, Clowns und ähnliches Volk lassen sich sehen. Sobald die Dämmerung eintritt, nimmt eine großartige Illumination des ganzen Gartens ihren Anfang; überall, wohin man sieht, strahlt, leuchtet und flimmert es. Aus den Büschen blitzen viele farbige Lichter, und die spielenden Flammenzungen der Fackeln ergießen ihr rötlich flackerndes Licht über die Menschenmenge. Auf dem großen See, der im Garten liegt, schießen kleine Boote, mit bunten Lampions geschmückt, umher und umschwärmen eine mittelalterliche, vollständig aufgetakelte Fregatte, die mitten auf dem See liegt. Diese Fregatte ist eine getreue Kopie von dem oben erwähnten Schiff Christians IV., der „Dreifaltigkeit". Der Fremde wird es dem ehrwürdigen Aeußeren des imponierenden, an eine vergangene große Zeit gemahnenden Schiffes gewiß nicht ansehen, daß sich im Innern ein zwar kleines, aber viel besuchtes Variété-Theater befindet.

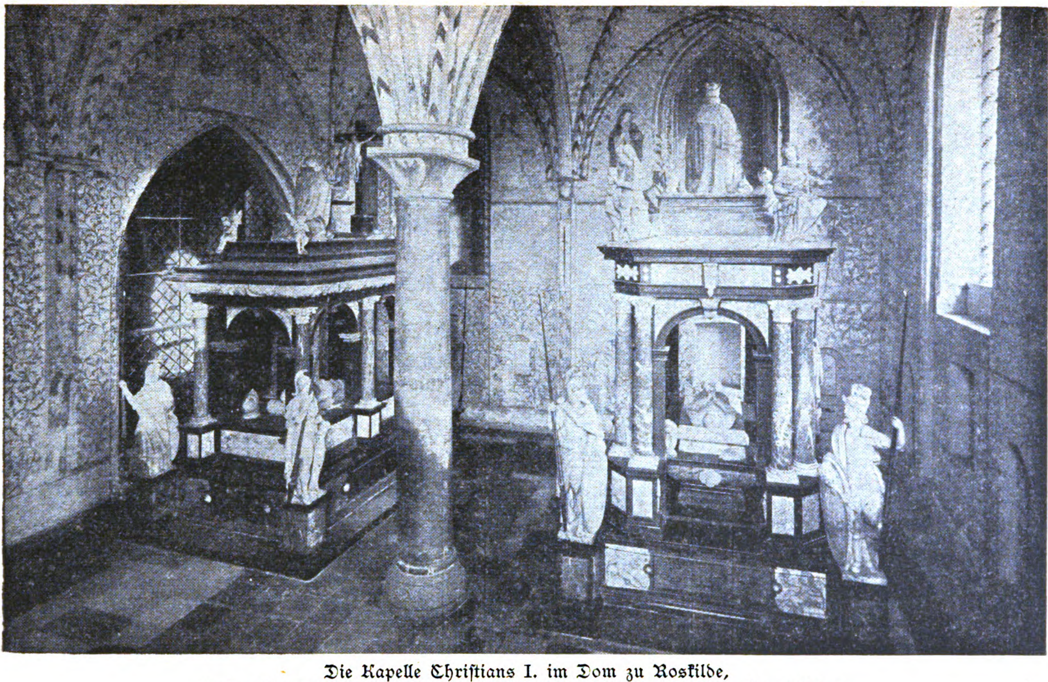
An Festtagen wandert man in Kopenhagens herrliche Umgebung hinaus: das Jagdschloß Eremitagen, in dessen Nähe alljährlich die großen dänischen Wettrennen abgehalten werden, und vor allem die Schlösser Frederiksborg und Fredensborg bilden vielbesuchte Anziehungspunkte. Auch Frederiksborg ist von Christian IV. gebaut und war wohl das meisterhafteste aller unter seiner Regierung entstandenen Bauwerke. Hier wohnte Dänemarks berühmter Heldenkönig in guten und bösen Jahren, wenn er nicht gegen seine Feinde kämpfte, und zahlreich waren die Erinnerungen, die in dem alten Schloß an den pracht- und kunstliebenden Monarchen bewahrt wurden. Lange Jahre hindurch stand es unbewohnt da, bis es in den Weihnachtstagen des Jahres 1859 einem Brande zum Opfer fiel. Allgemein war man sich in Dänemark darüber einig, daß das stolze Schloß wieder aufgebaut werden sollte. Eine Sammlung wurde veranstaltet, genügende Mittel aufgebracht, und bald erstand Schloß Frederiksborg in neuem Glanze, um nunmehr als nationalgeschichtliches Museum zu dienen.

Nur vier Kilometer von Frederiksborg entfernt liegt das stille Schlößchen Fredensborg. Es wurde im Jahre 1720 erbaut und erhielt seinen Namen „Friedensburg“ zum Andenken an den neugewonnenen Frieden, der „für immer“ Schleswig mit dem Königreich Dänemark vereinigen sollte. In dieser Zuversicht täuschte man sich nun freilich, Dänemark hat Schleswig für immer



Schloß Fredensborg.

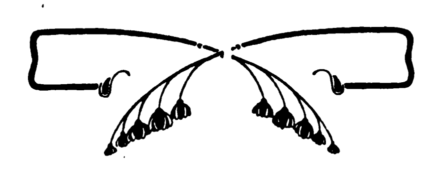
verloren, aber Schloß Fredensborg besteht noch. Mit seinem großen Park, dem „Marmorgarten“ mit vielen kleinen Kanälen, mit dem schönen Esromsee in der Nähe und dem stillen Birkenwald bildet es einen der schönsten Plätze in dem an milden Naturschönheiten so reichen Dänemark. Besonders viel wird es von fremden Fürstlichkeiten besucht: hier waren der deutsche Kaiser und der König von Schweden und Norwegen zu Gaste; hier trafen die Herrscher Rußlands, Griechenlands und Dänemarks



Die Kapelle Christians I. im Dom zu Roskilde,
in der sich die Größenmaße Peters des Großen, des Zaren Nikolaus usw. befinden.

zusammen; hier wanderten König Eduard von England, damals Prinz von Wales, der verstorbene Zar Alexander von Rußland und der Großfürst Nikolaus, der jetzige Zar, durch die breiten Alleen mit den alten Bäumen und weißen Marmorstatuen. Wenn die dänische Königsfamilie jährlich ihre russischen Verwandten bei sich sieht, dann versäumt man nie, dem vier Meilen von Kopenhagen entfernt liegenden Roskilde, der alten Krönungsstadt Dänemarks, einen Besuch abzustatten und die dortige, uralte Domkirche aufzusuchen. Das ist schon immer so gewesen. Hier im Dom, in der Kapelle Christians I., kann man an einer Steinsäule, mit Strichen angegeben, die Größenmaße Peters des Großen, Alexanders III., des Zaren Nikolaus und der jetzigen Verwandten des Königshauses sehen. Gegenwart und uralte Vergangenheit reichen sich hier die Hände.

Dänemark bietet sehr viel an landschaftlichen Schönheiten, seine Hauptstadt aber liegt am schönsten Punkt des ganzen Landes, an der Küste des Sundes. Darum genießt man den ersten Anblick Kopenhagens am besten, wenn man den dänischen Boden zuerst auf der „Langelinie" betritt, der berühmten Küstenpromenade Kopenhagens. Von hier aus kann der Blick über die weite, blaue Fläche des Sundes schweifen bis zu der kleinen Insel Hven und an schönen Tagen auch bis zur schwedischen Küste hinüber. Am Eingang des Sundes, bei dem stillen Städtchen Helsingör, liegt das alte Schloß Kronborg. Von des Landes ältesten Zeiten an spielen Sagen um Schloß Kronborg. Dort unten im tiefsten Keller des Schlosses sitzt hinter undurchdringlichen Mauern seit vielen, vielen Jahren Holger Danske, der Nationalheld Dänemarks. Hier schläft er schon seit einem Jahrtausend; sein weißer Bart ist durch den steinernen Tisch gewachsen. Droht aber dem alten Dänemark der Untergang, dann erwacht der Held, reißt seinen Bart aus dem Steintisch und ergreift das Schwert zum letzten Kampfe. — Oben auf den Schanzen Kronborgs aber streift der Schatten Hamlets, des Prinzen von Dänemark, umher; hier war es, wo der Prinz, wie die von Shakespeare übernommene Sage erzählt, das Gespenst seines Vaters sah.



Deutsche Dichter der Gegenwart.

Victor Blüthgen.

(Nachdruck verboten.)



Victor Blüthgen wurde am 4. Januar 1844 zu Zörbig, Kreis Bitterfeld, geboren, einem kleinen Landstädtchen, wo der Vater die Post verwaltete, indes 1861 die Stellung aufgab. Der größte Teil der Familie siedelte Mitte der sechziger Jahre nach Galizien über, nach dem Tode des Vaters von da nach Ungarn, kehrte erst Ende der siebziger Jahre zumeist im Anschluß an die Mutter zurück. Der älteste Sohn, der spätere Dichter, besuchte das Gymnasium als Pensionär der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S., studierte 1862—1865 dort Theologie, nach den Hauslehrerjahren auch auf dem Predigerseminar in Wittenberg, arbeitete anfangs der siebziger Jahre in Elberfeld an einem theologischen Lexikon, in welcher Zeit er seine ersten dichterischen Arbeiten veröffentlichte, und ging nach Marburg i. H., um sich für die Universitätslaufbahn vorzubereiten, übernahm indes Winter 1876 auf 1877 die Krefelder Zeitung und schrieb zugleich im Auftrag Ernst Keils den Roman „Aus gärender Zeit“. Alsdann übernahm er die Redaktion einer großen Familienzeitschrift. Anläßlich seiner Verlobung mit der Witwe des Hofapothekers Schottmüller in Freienwalde a. O., Luise geb. Heiburg, schied er wieder aus, heiratete 1881 und ließ sich zu freier schriftstellerischer Thätigkeit in Freienwalde nieder. Schon 1885 verlor er die Gattin bei Geburt eines Sohnes, verheiratete sich



1898 zum zweitenmal mit der bekannten geist- und talentvollen Schriftstellerin Clara Eysell geb. Kilburger, und lebt seitdem abwechselnd in Freienwalde und in Berlin.

Blüthgens Ruf begründeten zuerst seine Arbeiten für die Jugend: Kinderreime und -Lieder, Märchen und Jugendnovellen, die zunächst in illustrierten (von Pletsch, Flinzer, Kleinmichel u. a.) Kinderbüchern, in Lohmeyers „Deutscher Jugend“, in dem von Ottilie Wildermuth begründeten „Jugendgarten“ erschienen. Die Märchen liegen gesammelt unter dem Titel „Hesperiden“, die Novellen in drei Bänden, betitelt: „Lebensfrühling“, „Zum Nachtisch“, „Der Weg zum Glück“ vor; die Reime und Lieder harren noch der Sammlung. Die letzteren sind namentlich durch zahlreiche Kompositionen viel gesungen und bekannt geworden; so ist z. B. Blüthgen der Dichter des viel gesungenen Liedes: „Wer hat das erste Lied erdacht?“

Ferner schrieb Blüthgen außer dem erwähnten „Aus gärender Zeit“ noch mehrere Romane. Umfangreich sind die Sammlungen seiner Novellen und Humoresken. Seine Gedichte, die lange vergriffen gewesen, hat der Dichter soeben in völlig veränderter Sammlung neu herausgegeben, der wir einige Proben mit gütiger Erlaubnis des Verfassers entnommen haben.

Als Dramatiker hat Blüthgen sich mit zwei Operntexten versucht, deren erster die Novelle „Die schwarze Kaschka“, deren zweiter den Stoff von Calderons „Richter von Zalamea“ behandelt. Beide Opern, mit der Musik von Georg Jarno, sind mit außerordentlichem Erfolge auf den meisten deutschen Bühnen gegeben worden.

In Gedanken.

Rings liegt das Grün im Blütenschaum,
Und hin und wieder fliegt die Meise.
Das Kind sitzt unterm Fliederbaum
Und regt sich nicht und lächelt leise.

Im Garten schwebt ein schöner Traum
Von Erdenglück, den Duft durchschweifend
Und mit des Kleides Purpursaum
Sacht an die junge Seele streifend.

Mädchengedanken.

Was schaut er mich so traurig an,
Und manchmal zornig gar?
Ich kenn' ihn kaum, den fremden Mann,
Doch seh' ihn gern, fürwahr!

Sein dunkler Blick, so vorwurfsvoll
Drückt mir die Brust wie Blei,
Ich grüble, wie ich's ändern soll,
Das Herz pocht mir dabei.

Und schau' ich hin, so schaut er fort;
Das will mir nicht zu Sinn.
Ich sprach mit ihm kein einzig Wort,
Und bin doch, wie ich bin.

Betrübt' ich ihn, so war's nicht recht;
Doch sagt mir, wie und wann?
Hilf Gott — wenn er mich küssen möcht',
Es wär' mir wohlgethan!

Vom „guten, alten“ Onkel.

Er zählte schon in die vierzig Jahr,
Der Onkel, der „gute, alte“;
Er nahm sie aus der Geschwister Schar,
Daß sie sein Haus verwalte,
Und alles pries den edlen Mann,
Wie er sie väterlich halte.
Was Wunder, daß er ihr Herz gewann,
Der Onkel, der „gute, alte“!

Sie war so rosig und kerngesund,
Und konnte so reizend schmeicheln;
Er ließ sich küssen von ihrem Mund
Und ließ sich geduldig streicheln;
Wie weich sie wischte von seiner Stirn
Die böse, die Sorgenfalte!
Er hatte sie lieb, die „schmucke Dirn“,
Der Onkel, der „gute, alte“.

Sie durfte sich putzen nach Herzenslust:
Er schenkte ihr Samt und Seide;
Er schmückte des „Töchterchens“ junge Brust
Mit funkelndem Geschmeide.
Sie hing am Arm ihm überall;
Und kam der Winter, der kalte,
So ging er getreulich auf jeden Ball,
Der Onkel, der „gute, alte“.

Nur eines sah er niemals gern,
Es machte ihn still und verdrießlich:
Das Seufzen und Schmachten junger Herrn,
Das fand er unersprießlich.
Sie selber sprach, daß sie's für Wind
Und eitel Thorheit halte.
Er freute sich über sein „kluges Kind“,
Der Onkel, der „gute, alte“.

Ein schöner Mann! Es sprühte sein Blick,
Es flossen so braun die Locken —
Wie konnte er gegen des „Kindes“ Glück
Sein ehrliches Herz verstocken!
Bis in die Nacht beim perlenden Wein
Sein Lachen lustig schallte.
Dann schlugen die Thüren — er blieb allein,
Der Onkel, der „gute, alte“.

Er setzte sich an das Fenster sacht.
Die Nachtigallen sangen;
Am Himmel ist des Mondes Pracht
Wohl auf- und abgegangen.
Er wischte die Augen — vergeb'ne Müh';
Das Herz im Leib ihm wallte —
So saß er stumm bis morgens früh,
Der Onkel, der „gute, alte“.

Das Stündchen Fiebertraum entflohn . . .

Das Stündchen Fiebertraum entflohn;
Zum Garten lenkt mein Fuß.
Mich dünkt, es singt die Lerche schon
Der Welt den Morgengruß!
Im Osten dehnt ein weißer Duft:
Ein Hauch von künft'ger Pracht.
Wach' auf, du frische Morgenluft,
Vom Zauberbann der Nacht!

Die Tulpe starrt so müd' versteift,
Die Primeln hängen schwer,
Der Hyacinthe Atem streift
Balsamisch um mich her.
Der ganzen Welt war Ruh' vergönnt,
Und mir ist heiß zu Mut;
Und wenn mein Herz nur schlafen könnt',
Dann würd' wohl alles gut!

Dort steht mein Stern — sie wählt ihn mir!
Er blickt wie ich so blaß . . .
Er regt mich auf: ein Gruß von ihr;
Ich denk' an dies und das:
Ich denk' an dunklen Dünenstrand,
Ein Brautlied rauscht das Meer . . .
Ich denk' an Kahn und Alpenwand,
Der Mond scheint drüber her . . .

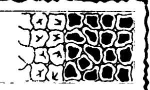
Fort, süße Blumen, meine Qual!
Dornröschen schläft so tief,
Viel tiefer noch, viel tausend Mal,
Als sie im Märchen schlief.
Der Glückerinn'rung Rosenzaun
Umblüht sie weiß und rot —
Sie aber werd' ich nie mehr schau'n,
Lebendig nicht, noch tot . . .

Vorbei — vorbei. Der Himmel glüht,
Ein Goldnetz krönt die Welt,
Grasmück' erhebt ihr schmelzend Lied
Und feiner Lauduft fällt:
Das Leben streicht mit feuchter Hand
Die heiße Wange kühl.
Und weither sagt's, ach! süß bekannt:
Du bist noch nicht am Ziel!





Deutsche Dichtergrüße.



Wandlungen.

Von A. V. R. Enberg.

Was tropfenweis auf deine Seele fällt,
Geheimes Weh, stillschweigendes Entsagen —
Verborgen bleibt es zwar dem Blick der Welt,
Doch ist es wohl am schwersten zu ertragen.

Das nimmt aus deiner Brust den heitren Sinn
Und giebt für frohen Mut dir düstres Bangen;
Das bricht von deinen Lippen den Rubin
Und wäscht den Schmelz der Jugend von den Wangen.

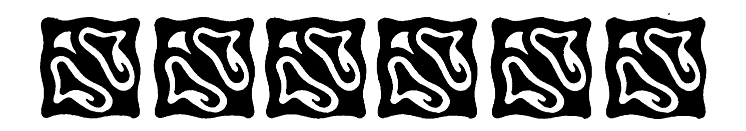
Es scheucht das Lächeln aus dem Angesicht,
Es bannt den holden Scherz aus deinen Reden,
Und in den Kranz der holden Locke flicht
Es vor der Zeit die hellen Silberfäden.

Und niemand hat der stillen Leiden acht,
Kein Freund erscheint des Morgens auf der Schwelle,
Zu trocknen mild die Thränen dir der Nacht:
Es weiß nur Gott von deiner Erdenhölle.

Und dennoch! bist du rein und ohne Schuld,
So laß getrost vom Baum die Blüten streifen,
Die Himmelsfrucht, die edelste Geduld
Wird dir im Schatten still, doch sicher reifen.

Und nährt sie dich mit ihrem Zaubersaft,
So wirst du bis zum Tode nicht verzagen;
Vom Himmel selbst kommt dir die Wunderkraft,
Das Herbste mit Ergebung zu ertragen.





Das Rätsel der Ahnenburg.

Roman von **Egon Fels.**

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

19. Endlich am Ziele.



Sie hatte den Schleier, den sie außerhalb des Hauses immer trug, abgelegt, ihr goldbraunes Haar war von der weißen Stirn zurückgestrichen und in zwei schwere Flechten hinter jedem der kleinen wachsähnlichen Ohren geordnet, von wo sie bis weit unter den Gürtel, fast bis zu den Knieen niederfielen und dem liebreizenden, süßen Gesicht der weißen Frau etwas ungemein Kindliches verliehen. Sie war so bleich wie immer, obschon es Chutbert scheinen wollte, als er sie so in der Nähe sah, als sei sie etwas weniger mager, ja sogar etwas kräftiger geworden, und ihre Blässe nicht mehr ganz so totenfarben als früher. Die glänzenden, schwarzen Augen erschienen überaus trübe, ihre Lider waren gerötet und leicht geschwollen von vielem Weinen, und der Schmerzenszug um den kleinen Mund war in diesem Augenblicke noch ausgeprägter als früher. Selbst das Lächeln, zu dem sie sich zwang und mit dem sie ihm entgegen trat, konnte ihn nicht verbergen; auch verschwand der arme Schatten eines Lächelns nur zu bald, als sie sprach: „Es ist eine schwere Stunde, Herr von Greifenklau, in der ich Euch willkommen heiße und Euch bitte, den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen. Mein sterbender Vater wünscht Euch zu sprechen und Euch mit seinen

letzten Worten zu danken, für das Asyl — das Ihr —" sie vermochte, von Thränen erstickt, nicht weiter zu sprechen, neigte ein wenig das Haupt und glitt, ihm zu folgen winkend, an ihm vorüber.

Der Kaminmantel war zur Seite gewichen. Die Thür zur Treppe stand offen. Auf der ersten Stufe stand bereits Jürgen mit der Laterne.

Die Dame verschwand eben in der Tiefe, als Chutbert, dem Jürgen Stufe für Stufe voranleuchtete, hinunter zu steigen begann.

Der untere Raum nahm, wie sich später zeigte, die ganze Breite des acht Fenster in der Front zählenden Hintergebäudes ein, hatte kolossale Wölbungen, die bestimmt schienen, eine Riesenlast zu tragen und war so geschickt angelegt und verborgen, daß man von dem Vorhandensein dieser Räume unter der Kemnate gar keine Ahnung haben konnte. Dabei entbehrten sie doch weder ein zwar etwas düsteres Licht, noch die genügende frische Luft, um nicht ungesund zu sein. Es gab da unten zwei größere und ein kleineres Gemach, das, mit einem großen Herde versehen, als Küche diente. Beide größere Gemächer besaßen Feuerstellen, die im Winter eine Erwärmung möglich machten und deren Essen zugleich der Zuführung frischer Luft dienten, da ein, durch besonderen Mechanismus zu stellender Windfang darin vorhanden war, während eine andere sinnreiche Vorrichtung zur Ventilation diente.

Neben der Küche öffnete sich jener unter dem Stalle hinführende Gang, der sein Ende gerade über dem Waldbache, in dichtem Gestrüpp versteckt, fand und einst dem Ritter Chutbert und den Seinen zur Flucht gedient hatte. Der Gang war es, der es jetzt den unterirdisch Lebenden ermöglicht hatte, sich mit Jürgens Hilfe zu verproviantieren, und ohne in den Hof hinauf steigen zu müssen, sich mit Wasser und mit Holz für ihre Feuer zu versorgen. Diese überaus bequeme und sichere Verbindung mit der Außenwelt war aber leider durch die Arbeiter, welche der Junker mit der Restauration der Gartenmauer beauftragt hatte, durch einen Haufen von ihnen gefällter Bäume verschüttet, die sie dort aufhäuften, um sie aus dem Wege zu schaffen.

Dieser Umstand, der ein großes Unglück für die weiße Frau hätte werden können, ward jedoch dadurch abgeschwächt, daß gerade an demselben Tage der Junker sie zu verproviantieren begann. —

Durch die Grabesstille, die hier unten herrschte, hörte Chutbert, sowie er sich der Thür des einen Gemaches näherte, schon die lauten, röchelnden Atemzüge des Sterbenden.

Jürgen öffnete leise diese Thür und winkte ihm, einzutreten.

Es war ein weiter Raum, in den er trat, der fast von allen Möbeln entblößt, einen großen Tisch, zwei Stühle und ein altertümliches Bett ausgenommen, dennoch keinesweges einen ärmlichen Eindruck machte.

Das Bett stand in der Mitte auf einem Teppich, überragt von einem hohen Betthimmel, dessen Ecken Federbüsche schmückten, der aber ohne Gardinen war, nur an der einen Seite hatte man eine Gardine von einem prachtvollen, purpurroten Seidenstoffe, zum Schutz vor dem Lichte des Feuers, angebracht, das hellbrennend auf einer Art Herd in der Ecke loderte.

Auf diesem Bett erblickte Chutbert, durch die am Kopfende hochaufgetürmten Kissen in sitzender Lage erhalten, die skelettartig abgezehrte Gestalt eines Greises, dessen außerordentlich langes und starkes Haupt- und Barthaar im Lichte einer hinter ihm auf einer großen Kiste stehenden dreiarmigen Lampe wie flüssiges Silber glänzte.

Größere und kleinere Kisten standen umher, schienen teils als Sitze, teils als Tische zu dienen und waren mit Teppichen von Arras oder Samtdecken, in den reichsten Farben, letztere in Silber und Gold gestickt, behangen.

Silberne und goldene, zum Teil reich mit Edelsteinen verzierte Gefäße waren hier und da aufgestellt, und an der Seitenwand, neben dem Bett, hing eine mit goldenen Zieraten reich geschmückte, silberne Rüstung.

Das Schild zeigte einen goldenen, springenden Bären inmitten einer goldenen, erhabenen Inschrift, die Chutbert nicht entziffern konnte, wie viel Mühe er sich auch gab. Dem Bett gegenüber aber hing die Leinwand eines Oelgemäldes, ein wunderschönes, holdselig lächelndes, junges Weib im reichsten Schmucke darstellend.

Chutberts Blick konnte sich von dem süßen Engelsantlitz gar nicht trennen.

Die unverkennbare Familienähnlichkeit des Porträts mit Donna Maria ließ ihm vermuten, es müsse ihre Mutter sein.

Er hatte dazu und zur Musterung des ganzen Gemaches hinreichend Zeit, denn der Greis schlief.

Als er eintrat, stand Donna Maria ihm zu Häupten und legte, Chutbert flehend anblickend, einen Finger auf die Lippen, worauf sie ihm durch eine Handbewegung einen Platz zum Niedersitzen auf einer, dem Bett gegenüberstehenden, mit mächtigem Wolfsfell bedeckten Kiste anbot.

Chutbert verbeugte sich und nahm Platz, worauf er sich zunächst den Vater der weißen Frau, dessen Dasein ihn außerordentlich überrascht hatte, betrachtete.

Dieser Greis mußte einst ein schöner Mann gewesen sein. Die hohe, gewölbte Stirn, die kühn geschwungene, römische Nase, von reinster Form, deren zierliches Abbild den weichen Zügen seiner Tochter einen besonderen Reiz verlieh, waren noch immer Zeugen davon, aber wie ein kleiner Turm ragte jetzt die Nase aus dem eingefallenen Leichengesicht, zwischen den tief eingesunkenen Augen hervor. Die totenhafte Blässe seiner gelblichen Haut, die kein Fleisch mehr zu bedecken hatte und ledergleich die Backenknochen überspannte, wurde jedenfalls noch durch das weite, schwarze, mit kostbarem Luchs gefütterte und verbrämte Samtgewand, in das er gehüllt war, vermehrt und auffallender gemacht.

Die abgezehrten, skelettähnlichen, zum großen Teil von den feinsten Mechelner Spitzen bedeckten Hände versanken zum anderen Teil fast ganz in der mit Purpursamt eingefaßten und gefütterten Bärendecke, die seinen Unterkörper verbarg.

Inzwischen schien sich sein Zustand zu verändern, denn das laute Röcheln der heftig arbeitenden Lunge ward allmählich weniger laut, die Brust atmete freier und leiser, immer leiser. Die Lebensflamme schien dem Verlöschen nahe.

Aengstlich neigte sich Donna Maria über den Vater, da — schlug er plötzlich groß und voll die Augen zu ihr auf. — „Clodilde, mein Liebling!“ — lispelte er in den weichen Lauten der italienischen Sprache. — „Wo ist der Freiherr? Ist er noch immer nicht hier?“

„O doch, mein Vater! Der edle Herr ist hier, wie du gewünscht. Du schliefst so süß, wir wollten dich nicht stören."

Der Kranke lächelte melancholisch, und mühsam die zitternde Rechte erhebend, um schmeichelnd über ihre Wange zu streichen, erwiderte er: „Ich werde bald für immer schlafen, mein Kind. Jetzt ist dazu nicht Zeit, ich habe anderes zu thun. Laß Uracca meinen Trank bringen."

„Da ist sie schon." —

Der erstaunte Junker sah, dem Blicke der Dame folgend, plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, wenige Schritte von sich die schwarz gekleidete Gestalt einer Matrone einherschreiten, die auf goldenem Teller einen gleichfalls goldenen Becher trug, dessen duftender Inhalt ihm auf einmal verriet, wer seinen Wein getrunken. Der Wein war erhitzt und duftete stark nach Kräutern.

Von den Armen seiner Tochter gestützt, schlürfte der Greis langsam den ihn sichtlich stärkenden Trank, und Chutbert hatte Muße, die neue, zu seiner höchsten Verwunderung aufgetauchte Bewohnerin seiner Burg zu betrachten.

Wie viele Personen, von deren Dasein er nie eine Ahnung gehabt, hausten denn eigentlich noch hier unten? Wie lange waren sie wohl schon hier, und wie in aller Welt entdeckten diese Fremden — denn das waren sie doch wohl — die ihm selbst bisher durchaus unbekannt gebliebenen Geheimnisse seiner Stammburg?

Dabei waren diese Bewohner der Kemnate nicht einmal Deutsche, sondern unverkennbar aus fremdem Lande hierher gekommen. Denn drückte sich auch Donna Maria, oder wie der Vater sie genannt, Donna Clodilde, auch in ihren Briefen so korrekt, wie nur irgend eine Tochter Deutschlands, in der deutschen Sprache aus, so hatte er doch in ihrem ersten Worte, das sie zu ihm gesprochen, den fremden Accent sogleich erkannt. Das Gesicht ihres Vaters, wie das der Uracca genannten Matrone, trugen ganz den Typus der Südländer, den auch der weißen Frau liebliche Züge, trotz der teilweise germanischen Schönheit, nicht ganz zu verleugnen vermochten.

Dies Rätsel, welches ihn schon immer beschäftigt hatte, war ihm nie verwunderlicher erschienen als eben jetzt, da er der Lösung aller Rätsel so nahe war.

Er wußte aus der Chronik seines Hauses, daß bei dem Brande der Burg alle Dokumente und mit ihnen der Plan der Burg verbrannt waren. Denn gerade in der Dokumentenkammer war von des Ritter Chutberts Hand das Feuer angelegt worden, nachdem er die wichtigsten Familienpapiere an sich genommen, dabei den Plan der Burg aber vergessen hatte. Darüber war eine eigenhändige Aufzeichnung des Ritters noch heute vorhanden.

Durch diesen Umstand wurde eine etwaige Vermutung, die Fremden hätten vielleicht den Plan vorgefunden und von ihm beraten, ihre Entdeckungen gemacht, von vornherein hinfällig.

Wußten diese unvermuteten Insassen etwa auch um das Vorhandensein des Schatzes? — Dann durfte er sich freilich Glück wünschen, daß diese Menschen, welche sich, Gott weiß wie lange schon vor seinem Eintreffen, hier niedergelassen haben mochten, zu edel waren, von ihrem Wissen Gebrauch zu machen, und sich des Schatzes zu bemächtigen oder sich ihn für die Zukunft zu sichern, indem sie sich seiner Person entledigten.

Es war wohl kein Zweifel, daß sein Erscheinen ihnen höchst ungelegen kam, indem seine Gegenwart sie auf einem Terrain, in dem sie sich bisher in der tiefen Einsamkeit frei genug bewegt haben mochten, zur tiefsten Verborgenheit zwang. Wären sie niedrigdenkende, böse Menschen gewesen, wie leicht wäre es ihnen geworden, ihn samt Robert schon in der ersten Nacht ihres Verweilens in der Ruine in das Jenseits zu befördern und die Leichen beiseite zu schaffen. Kein Hahn würde darum gekräht, noch ihrer That Entdeckung gedroht haben, wenn sie nur irgend vorsichtig gewesen wären.

Diese Gedanken, welche ihm pfeilschnell, einer den anderen jagend, durch den Kopf gingen, verhinderten ihn nicht, die Uracca genannte Matrone aufmerksam zu mustern, die in ihrer schwarzen, nonnenartigen Kleidung ihm gegenüber an der anderen Seite des Lagers ihres Herrn stand, und nur Augen für diesen hatte.

Auch ohne den Namen hätte man sie schon auf den ersten Blick für eine Italienerin halten müssen. Die dunkelgelbe, faltige Haut, die brandschwarzen, von einem nie ruhenden Feuer belebten Augen bezeichneten sie als solche.

Sie war von hoher, einst wohl sehr stattlicher Figur, aber sie trug sich gebückt, als werde die Last und die Mühen des Lebens — und nicht gering mochte die treue Dienerin wohl zu tragen haben — ihr zu schwer, um sich darunter aufrecht zu erhalten. Das dunkle Gesicht, das keine Spuren von etwaiger einstiger Schönheit mehr bewahrte, schien in einem Ausdruck verbissenen Grimmes und hoffnungslosen Grames gleichsam versteinert zu sein. So bewegungslos waren die Züge, deren Starrheit nur im Augenblicke durch ein schmerzliches Zucken um die blassen, schmalen Lippen ein wenig gemildert wurde, wobei auch der stechende Glanz der Feueraugen von ungeweinten Thränen verschleiert erschien.

Inzwischen hatte der Kranke, der zu schwach war, um ununterbrochen trinken zu können, und mehrere Male absetzen mußte, den Trank zu sich genommen und Donna Clodilde richtete ihn nun mit Uraccas Hilfe weiter auf, um seinen Oberkörper durch untergeschobene Kissen völlig in sitzende Stellung zu bringen, was ihm das Sprechen erleichtern mußte.

Auch Chutbert leistete, rasch herbeispringend, dabei Hilfe oder wollte sie wenigstens leisten. Da indes seine Geschicklichkeit in der Krankenpflege keine große war, so griff er alles verkehrt an und war eher hinderlich als förderlich.

Uracca schüttelte ärgerlich über seine Ungeschicklichkeit den Kopf, doch machte ihm das keinen Kummer, belohnte doch ein freundlicher Blick und ein süßes Lächeln von Donna Clodilde seinen guten Willen.

Der Kranke machte ein Zeichen mit der Hand, worauf Uracca sich sofort entfernte. Als aber auch Clodilde ihr folgen wollte, bannte sein Ruf sie an die Seite seines Lagers.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, Freiherr von Greifenklau,“ begann der Greis in gebrochenem Deutsch, Chutbert die abgezehrte Rechte entgegenstreckend, die dieser mit beiden Händen hastig ergriff, um die arme, kalte, zitternde Hand zwischen ihnen zu drücken und zu erwärmen.

„Ich weiß nicht,“ fuhr der Greis fort, „wo ich beginnen und wo ich aufhören soll, um Euch den tiefsten Dank meines —“

„O bitte, schont Euch, edler Herr,“ unterbrach ihn Chutbert, sich tief verneigend in italienischer Sprache, „und lasset das

Danken ganz. Glaubt mir, es ist nicht vonnöten. Sprecht italienisch, wenn Euch dies leichter wird als das, wie ich höre, ungewohnte Deutsch. Ich verstehe Eure Sprache vollkommen, wenn ich sie auch, wie Ihr hört, nicht sonderlich spreche. Was ich für Eure Tochter gethan, ist nicht mehr, als jeder andere an meiner Stelle auch gethan haben würde. Freilich hätte ich gern mehr gethan, wenn mir nicht das Geschlecht und der Wille Eurer Tochter Grenzen gesetzt, die —"

„Niemand auf der ganzen Erde zarter, rücksichtsvoller respektiert hätte, als Ihr es gethan, edler Herr," fiel Clodilde herzlich ein und reichte ihm, einem Impulse tiefster Dankbarkeit nachgebend, mit einer ungestümen Wärme die Hand, über die sie, als er die zarte Rechte ergriff und an seine Lippen führte, erschrak.

Die weiße Frau hätte jetzt vielmehr den Namen einer Rose verdient. Eine tiefe Rosenglut färbte und verschönte das ohnedies so liebreizende Gesicht, während der Widerschein dieser Glut sich in noch viel tieferem Purpurschimmer auf des Freiherrn offnem, schönem Gesicht abspiegelte.

Mit ängstlichem Interesse hatte der Kranke die kleine Szene beobachtet. Prüfend glitt sein Blick von dem einen zur anderen und gedankenschnell drängte sich eine beglückende Ahnung der Seele des besorgten Vaters auf, der mit tausend Schmerzen sein inniggeliebtes Kind ganz allein und verlassen in der Welt zurücklassen sollte.

Einen Augenblick leuchtete sein Auge im alten Feuer auf, und dankbar wendete er den Blick nach oben, drückte die gefalteten Hände gegen die eingesunkene Brust, die ein tiefer Seufzer, der einem Gebete gleich zu Gott emporstieg, erleichternd hob.

„Nun wohl," begann er wieder, „Ihr habt Recht, meine Zeit ist zu kurz, ich selbst zu schwach, um Euch auszusprechen, was ich fühle. Gott wird meinen Dank an Euch übernehmen. Wenn Ihr aber meint, daß ein jeder so edel gehandelt haben würde, so irrt Ihr Euch schwer. Ihr seid jung und müßt viel Glück gehabt haben, daß Ihr den schönen Irrtum noch hegen könnt, die Menschen seien im allgemeinen mehr gut, als böse. Ich will ihn Euch nicht nehmen, werdet Ihr doch noch

zeitig genug erkennen müssen, welch elendes, niedrigdenkendes, treuloses, zu jedem Verbrechen geneigtes Gezücht die Mehrzahl derer ist, die sich Menschen nennen. Doch die Zeit entweicht und mit ihr der Rest vom Leben, der noch in mir ist. Wolf wird wohl bald mit dem Priester kommen, nach dem ich ihn ausgesandt. — Ihr habt so viel für uns gethan, edler Junker von Greifenklau, thut auch noch mehr und macht meine letzte Stunde sorgenfrei, indem Ihr mir versprecht, mein Kind nach meinem Tode sofort nach dem Kloster der Urselinerinnen in B—, wo sie den Schleier nehmen will, zu geleiten."

„Nicht das! — nein, nicht das fordert von mir, edler Herr!" brach Chutbert aus, der tief erbleicht war, bei dieser alle seine schönen Hoffnungen mit einem Schlage darniederschmetternden Forderung.

Ganz außer sich fuhr er fort: „Wie — ich selbst sollte die Hand dazu bieten, um das lieblichste, herrlichste Wesen, das je mein Auge erschaut, lebendig hinabzustoßen in das kalte Grab? Nein, nimmermehr! — Vergebt mir, edler Herr, aber wahrlich, ich kann das nicht!"

Die weiße Frau hatte ihr wieder erglühendes Gesicht mit beiden Händen bedeckt und brach in einen Strom heißer Thränen aus.

„Ihr weint, Madonna," begann Chutbert wieder und sein Ton ward beschwörend. „Nicht wahr, Ihr fühlt es selbst, daß nicht das Kloster es ist, wo Ihr Zuflucht nehmen dürft? Ihr empfindet im voraus die Qual, welche Eurer dort in den düstern Mauern harrt, die Euch —"

Hier ward er von dem Kranken unterbrochen, der von dem ungestümen Ausbruche der Mißbilligung seiner Forderung von seiten des Freiherrn kaum überrascht, eher freudig berührt schien. Abermals hatte ein tiefer, erleichternder Atemzug seine Brust gehoben, und ein freundlicher, fast liebevoller Blick ruhte auf des jungen Mannes vor Eifer und tiefster Bewegung glühendem Gesicht. Doch klang seine Stimme traurig, als er ihn unterbrach: „Ihr habt nicht unrecht, mein werter Gastfreund. Ich fühle das alles selbst im tiefsten Herzen, hätte früher wohl jeden Gedanken, meine Tochter als Nonne im Kloster zu wissen, weit von mir gewiesen. Aber wo anders

sollte das Kind eines Verbannten, nach dem ein Elender die ruchlose Hand ausstreckt, ihre Zuflucht suchen als im Kloster? Was soll, wenn ich tot bin, aus ihr werden?"

„Was aus ihr werden soll? — O! sorget Euch nicht darum, edler Herr — die Herrin vom Greifenstein, mein geliebtes, verehrtes Gemahl soll sie werden."

„Sprecht, Donna Clodilde!" rief er, sich direkt an sie wendend und unwillkürlich wieder in die geliebte Muttersprache fallend: „Wollt Ihr das? Wollt Ihr mich glücklich machen, teures Mädchen? Ich liebe Euch, seit mein Auge Euch zum ersten Male erblickt, und —"

„Gemach, gemach!" mahnte die tiefe, heisere Stimme des Kranken, deren Beben von einer tiefen Ergriffenheit zeigte, die jedoch lediglich eine freudige war. — „Ihr geht allzurasch, zu ungestüm vorwärts. — Ihr gehört einem alten, edlen Geschlechte an, habt Pflichten gegen Eure Familie. — Wie wisset Ihr, ob das Mädchen, dem Ihr so rasch Eure Hand und mit ihr Euren Namen bietet, Euch ebenbürtig und Eurer würdig ist? — Nein, lasset mich aussprechen —" beharrte er, und ein gebietender Wink heischte Chutberts Schweigen, bannte das rasche Wort, mit dem er einfallen wollte, auf seiner Zunge fest. — „Sie ist arm," fuhr der Kranke fort, und eine Handbewegung deutete auf die kostbaren Gefäße, Teppiche und Waffen hin, indem er weiter sprach: „Das alles da ist nichts als der arme Rest früheren Glanzes und Reichtumes, zusammengerafft und mitgenommen auf einer eiligen Flucht vor Mörderhänden. Sie ist krank, denn sie wandelt Nachts schlummernd im Mondenscheine umher, ohne es zu wissen; mondsüchtig nennt man hier in Deutschland solche Kranke. Sie mag ferner von einem Geschlecht sein, das dem Unehre bringt, der sich damit verbindet, ihr Wandel mag zweifelhaft und —"

„Genug, edler Herr, nicht weiter! —" unterbrach ihn ungestüm aufspringend Chutbert. — „Selbst Ihr sollt sie nicht beschimpfen. Hätte ein anderer als Ihr dies gesprochen, er sollte nicht leben, die Beleidigung zu wiederholen. — Steht nicht der Adel der Seele, der höher ist, als der zufällige der Geburt, auf dieser weißen Stirn geschrieben? Leuchtet nicht hohe Seelenreinheit und Unschuld aus diesen Augen? Und

gehörte sie einer Familie an, der Henkershand den Schild zerbrochen, ich reichte ihr dennoch meine Hand und fragte, ob sie mein geliebtes, geehrtes Weib sein will."

Und noch einmal beugte er sein Knie vor ihr, die regungslos vorgebeugt, mit einem vor Glück strahlenden Antlitz, erfüllt von einer Seligkeit, wie sie der Himmel nicht reiner und beglückender denen im Jenseits bieten kann, seinen Worten gelauscht hatte.

Als Chutbert ihr nun, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, aber mit einem leuchtenden, flehenden Liebesblicke die Rechte darbot, da erwiderte sie seinen Blick ihrerseits mit einem strahlenden Auge voll innigster Liebe und legte ihre kleine Hand sonder Zögern in die seine, zog ihn empor und mit ihm Hand in Hand vor des Vaters Bett tretend, sank sie mit ihm auf die Kniee, indem sie rief: „Vater, segne deine Kinder! Deine Tochter weiß kein höheres Glück auf Erden und im Himmel, als dieses edlen Mannes treues Weib zu sein."

Selig lächelnd legte der Kranke, ohne ein weiteres Wort des Widerspruches, die zitternden Hände auf die geneigten Häupter der beiden und flehte in den gebrochenen Lauten tiefster Herzensbewegung Gottes besten Segen auf sie herab. Dann umarmte er beide und während er erschöpft von der großen Anstrengung und Bewegung sich ein wenig ruhte, durfte Chutbert mit scheuer Zartheit den süßen Mund seiner Braut küssen und ihr flüsternd von seiner tiefen, innigen Liebe sprechen. —

Sie hörte ihn zwar stumm an, aber ihr Blick und das Beben ihrer in der seinen ruhenden Hand, die sie nicht zurückzog, wie oft er sie auch küßte, gaben ihm eine beglückende Antwort, mit der er im Hinblick auf den tiefen Ernst dieser Stunde völlig zufrieden war.

„Mein Sohn —" sagte der Kranke endlich, nachdem er sich erholt hatte: „Du wirst alles Nähere von deiner Braut hören, wenn meine Lippen stumm geworden sind. Laß dir heute damit genügen, daß dies Mädchen, dem du den Ehrenplatz deiner Hausfrau angeboten, ohne ihren Namen und ihre Familie zu kennen, in jeder Beziehung deiner würdig ist. Nichts von dem, womit ich vorher die Aufrichtigkeit deiner Gefühle für sie zu prüfen mir erlaubte, ist wahr, außer ihrer Krankheit.

Obschon sie im Augenblicke allerdings nicht reich ist, bewahrt eines treuen Freundes Hand ihr doch für die Zukunft die ganzen reichen Güter meines Hauses, deren einzige Erbin sie ist, seit mein Sohn dem Hasse eines mächtigen Feindes, der an ihm es rächte, daß wir seinem Arme entronnen, zum Opfer gefallen ist. Was ihre Familie betrifft, so kann sich der Name der Marchese di Ghisberti wohl mit einem jeden in Deutschland messen, ohne im Nachteil zu sein. Er ist, wie du hören wirst, ohne Makel wie unsere Personen, denn klebt auch Blut an ihrer wie an meiner Hand, so floß es doch nur in gerechter Notwehr. Sie verteidigte ihre Person gegen einen Schurken, und ich tötete im ehrlichen Zweikampf den Elenden, dessen Werkzeug jener gewesen.

„Daß hinter dem allen nur der Höchste des Landes steckte, der mich und mein Geschlecht haßte, Clodilde aber mit seiner fluchwürdigen Liebe bedrohte, das brachte erst später Freundes Sorge ans Licht und trieb mich mit meinem bedrohten Kinde zur Flucht. Gleich Verbrechern verfolgt, gelang es uns, diese Ruine zu erreichen. Unbestraft verlacht uns der wahre Schuldige auf seinem blutigen Fürstenthrone und vergeudete mit seinen Dirnen und feilen Günstlingen in ein paar Nächten den Besitz meines Sohnes, den er an sich gerissen, nachdem er ihn hatte vergiften lassen. — Er meint, weil ich verschollen bin, werde auch dies neue Verbrechen straflos ausgehen. Aber das wird es nicht. Gottes Hand wird ihn erreichen. Ich habe es diese Nacht im Traum gehört. — Ehe das neue Jahr die Frühlingssonne gesehen hat, wird Alessandro dei Medicis sich vor dem Throne Gottes über seine zahllosen Verbrechen zu verantworten haben. — Er fällt, da er es am wenigsten erwartet, von Mörderhand.“

Der Kranke schloß erschöpft die Augen und mußte erst wieder genug Atem gewinnen, um weiter zu sprechen; wie er denn keinesweges so ununterbrochen, wie wir es hier verzeichneten, zu sprechen vermocht, sondern durch öftere Pausen sich unterbrechen mußte, um neue Kräfte zu sammeln.

Wie oft dachte und sprach Chutbert später von dieser Prophezeiung, die so buchstäblich in Erfüllung ging, daß kein Zweifel möglich blieb, Gottes Gnade müsse dem so schändlich

von Alessandro Verfolgten im Traume den Schleier der Zukunft, ihm zum Troste, gehoben haben.

Nachdem er sich erholt, begann der Marchese wieder: „Jetzt darf ich ruhig scheiden, denn nicht lange ist jenem Elenden noch die Macht gegeben. Bis dahin wirst du deine Braut in ihrer Verborgenheit zu schützen wissen. Mit seinem Tode fällt jede Notwendigkeit, sich verborgen zu halten, weg. Doch so lange er noch lebt, so vergesset nicht, daß nur die Verborgenheit sie retten kann, denn nirgend ist sie sicher vor seinen Spionen, und weiß er erst, wo sie ist, vor seinen Mördern —“

„Sorget Euch nicht, mein Vater — ich werde sie zu schützen wissen. — Doch warum soll Clodilde, wenn Ihr zu Gott gegangen sein werdet, noch immer so allein und verlassen hier leben? Das kann ja ihre Krankheit nur befördern. Gebet mir schon jetzt das Recht, immer an ihrer Seite zu sein, lasset den Priester, den Ihr mit den heiligen Sakrament erwartet, zugleich unsere Hände zum ewigen Bunde vereinigen.“

Ein Freudenstrahl zuckte aus den Augen des Marchese. Er ergriff Chutberts Hand und drückte sie mit einer Kraft, die man in dem abgezehrten, seiner Auflösung so nahen Körper nicht gesucht haben würde. — „Sei gesegnet, mein Sohn, für diese Worte!“ — erwiderte er — „sie kommen meinem sehnlichen Wunsche entgegen, den ich jedoch nicht zu äußern wagte, aus Furcht, ihn mißdeutet zu sehen. Auch wußte ich nicht, ob du frei bist, zu handeln, wie dir gut dünkt. Ob deine Familie —“

„Beunruhigt Euch nicht, mein Vater. Ich bin ganz frei und unabhängig. Meine Familie wird, dafür bürge ich Euch, Eure Tochter mit offenen Armen aufnehmen. — Was aber saget Ihr, meine teure Braut? —“ wendete er sich zu Clodilde, die halb von ihm abgewendet, mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen zur Seite stand. — „Ihr williget ein, nicht wahr? — Glaubt nicht, daß Leidenschaft mich treibt, mit unserer Verbindung so zu eilen. Ich will nichts, als mit dem Namen Eures Gatten das unantastbare Recht erlangen, Euch allezeit schützend zur Seite zu stehen.“

Clodilde trat ihm näher und seine Hand ergreifend, lehnte sie stumm zwar, aber hingebend ihr Haupt an seine Brust.

Ghutbert drückte sie zärtlich an sich und hauchte einen Kuß auf ihre alabasterweiße Stirn. —

„Habt Ihr noch einen Wunsch, teurer Vater?“ fragte er hierauf, sich wieder zu dem Marchese wendend, „so sprecht ihn aus und seid versichert, daß mir nichts zu schwer sein wird, ihn zu erfüllen.“

„Wohl habe ich noch zwei Wünsche, doch der erste wird wohl nicht gut erfüllt werden können, und ich gebe ihn auf.“

„Nein, das sollt Ihr nicht, sprecht ihn aus, ich bitte Euch.“

„Ich hätte gern in der Heimat, an der Seite meiner geliebten Gemahlin, geruht. Doch das ist unmöglich. So lange Alessandro lebt, würde die Ausführung meines Wunsches dir nicht nur Gefahr bringen, sondern auch meinen toten Leib seiner niedrigen Rache preisgeben. Drum lasset mich nur hier, am Ende ruht es sich bei deinen Vorfahren so gut, wie in der Heimat, an der Seite meiner geliebten Frau und meines armen gemordeten Sohnes. Meinen Schild dort und mein Schwert, die ich allezeit rein gehalten, gebt mir, als letztem meines Geschlechtes, mit in die Gruft. Sitzt später ein besserer, gerechterer Mann auf meiner schönen Heimat Fürstenthrone, so mag Clodilde ihr Erbe antreten, und da du, mein Sohn, selbst reich genug bist, um, wenn Gott, wie ich hoffe, euch reichen Kindersegen schenkt, deinen Erstgeborenen zu versorgen, so wünsche ich, daß euer zweiter Sohn, als Marchese von Greifenklau-Ghisberti, ein neues Geschlecht gründet, das Gott segnen möge für ewige Zeiten! Alle sonst noch folgenden Kinder, seien es Söhne oder Töchter, gut zu versorgen, ist mein Besitz reich genug. Der edle Prinz, der ihn für dich verwaltet, meine Tochter, wird die Reichtümer gemehrt haben in seiner gesegneten Hand. Du wirst Antonio meine letzten Grüße und Segenswünsche senden.“

„Das werde ich, mein Vater —“

„Und nun, meine Kinder,“ begann er wieder, „möchte ich versuchen, noch ein wenig zu schlummern, um meine Kräfte für die Beichte und den Empfang des allerheiligsten Sakramentes zu sammeln. Geht ihr zu Uracca, die treue Seele verdient es wohl, daß sie zuerst von deinem Glücke hört, mein liebes

Kind. — Was wird Wolf sagen, wie wird er jubeln! — O, wie viel ruhiger kann ich nun scheiden! Gott ist nach so vielen Prüfungen doch sehr gütig und gnädig gegen mich!"

Er faltete die Hände und betete still, während Chutbert die Geliebte in das Nebengemach geleitete, wo sie Uracca auf den Knieen vor einem Kruzifix fanden. —

Der Marchese hatte aus den Händen des Priors des benachbarten Cisterzienserklosters nach seiner Beichte die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung empfangen, worauf der Prior sein Beichtkind, den Freiherrn Chutbert von Greifenklau auf Greifenstein, mit der Marchesina Maria Clodilde di Ghisberti ehelich verband.

Voll heiteren Friedens, von Schmerzen ganz befreit, die schon seit den letzten vierundzwanzig Stunden ihn verlassen hatten, wohnte der Marchese der heiligen Handlung bei und segnete dann die Neuvermählten nochmals. Hierauf empfahl er ihrer Sorge die treue Uracca und Wolf samt seiner Frau, empfing des Schwiegersohnes Versprechen, daß sein Haus immer ihre Heimat sein werde, reichte erst den Dienern, dann nochmals den Kindern die Hand zum ewigen Abschied, ermahnte sie, treu in Glück und Unglück bei einander auszuhalten, faltete dann die Hände über der Brust zusammen, und bat den Prior, die Sterbegebete zu beginnen.

Alle Anwesenden sanken auf die Kniee, und der Prior begann die Gebete, die der Sterbende mitsprach. Aber schon nach wenigen Minuten ward die Stimme leiser und leiser, sein Antlitz jedoch immer verklärter. Endlich bewegte er nur noch hin und wieder die Lippen, ohne daß man einen Laut vernehmen konnte und schien langsam zu verlöschen.

Da aber schlug er plötzlich noch einmal groß und voll die Augen auf, richtete sich ohne alle Beihilfe rasch auf und rief, als antworte er einem an ihn ergangenen Rufe: „Hier, hier bin ich, Clodilde! schickt Gott dich, mich zu holen?"

Er hob die Rechte und machte die Bewegung, als lege er sie in eine andere Hand, lächelte, wie ein Seliger lächeln mag, wenn er Gottes Herrlichkeit erblickt, und lispelte: „Clodilde — mein Kind — siehst du — deine Mutter? — siehst du — ihr leuch—tend — An—"

Ein Zucken ging durch den Körper. Ein tiefer Seufzer entfloh den Lippen, und tot sank er in die Kissen zurück.

Laut aufschreiend, warf sich Clodilde über den Vater, um das bereits erkaltende Antlitz mit Küssen und Thränen zu überdecken.

Der Prior erhob sich, und das Kreuz über der Leiche schlagend, sprach er den Anfang jenes erhabenen Gebetes für die Toten:

„Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua lucaet eis.“ (Gieb ihnen die ewige Ruhe, Herr, und lasse Dein ewiges Licht leuchten über ihnen.)

„Schließt Eurem toten Vater die Augen, Frau von Greifenklau, und gönnt ihm die Ruhe —“ mahnte er.

Weinend gehorchte Clodilde, als sie dann aber neben dem Sterbebette in die Kniee sinken wollte, verhinderte sie der Prior daran und sagte zu Chutbert: „Führt Euer Gemahl fort, lieber Sohn!“ —

---

20. Hans Jochem und seine Alte.

Mit sanfter Gewalt, sie mehr tragend als führend, brachte Chutbert Clodilde hinauf in ihre Gemächer. Da er sie jedoch ganz aus der gewohnten Umgebung zu entfernen wünschte, weil diese ihren Schmerz immer nur erneuern mußte, überredete er sie, ihn in sein Zimmer zu begleiten, wo er Uracca sofort zu ihr holen wolle.

Sie weigerte sich zwar erst, gab aber dann nach und ließ sich dahin führen.

Chutbert rückte ihr einen Lehnstuhl an das Feuer, schob ein Kissen unter ihre Füße, und ihre Hand küssend, verließ er sie, um Uracca zu ihr zu senden, nachdem er vorher die nach dem Ahnensaale führende Thür von innen verschlossen hatte, um sie vor jeder Störung zu sichern.

Hierauf erst begab er sich selbst durch die Verbindungsthür, welche die Kemnate abschloß, in den vorderen Teil der Burg, um die durch sein spurloses Verschwinden schwer geängstete Dienerschaft durch sein Erscheinen endlich zu beruhigen, den

knurrenden Magen, der nach den überstandenen Gemütsbewegungen nunmehr sein altes Recht in höchst gebieterischer Weise geltend machte, durch ein wenig Nahrung zu beschwichtigen, und notgedrungen Hans Jochem und sein Weib, die gute Frau Brigitte, in sein Geheimnis zu ziehen.

Vor allem galt es, Nahrung für die Bewohner der Kemnate zu schaffen. Denn Jürgen hatte inmitten jener traurigen Stunden weder an Beschaffung von Material, noch Uracca an das Bereiten von Nahrung gedacht. Auch stand das Essen vom vergangenen Abend noch unberührt drüben, so daß Donna Clodilde, Uracca und Jürgen über vierundzwanzig Stunden ohne alle Nahrung waren.

Begreiflicherweise erregte die wunderbare Mitteilung des Freiherrn ein solches Erstaunen bei seinen beiden Zuhörern, daß zum Beispiel Frau Brigitte eine ganze lange Weile steif und starr mit offnem Munde vor ihm stand.

Erst durch einen derben Rippenstoß ihres Alten und durch die zugeraunte Mahnung, auf diese Weise werde wohl weder die junge gnädige Frau, noch der Herr Prior und die anderen zu einer doch so notwendigen Magenstärkung kommen, ward sie so weit ihrer mächtig, daß sie den Mund schloß.

Doch öffnete er sich gleich darauf wieder und Frau Brigitte stieß die geflügelten Worte hervor: „O je! o je! ob ich es mir nicht gleich gedacht habe, daß etwas dahinter stäke, weil der gnädige Herr mit einem Male einen so großen Appetit entwickelte und doch, statt fetter zu werden, alle Tage magerer wurde. Ja, ja, die Liebe zehrt! Das ist eine alte, wahre Geschichte. — Aber! — Ach, du mein lieber Gott! was wird nur die gnädige Frau Mutter zu dem allen sagen?“

Sie wollte dabei die fetten Hände zusammenschlagen, ward jedoch daran von ihrem Manne verhindert, der an der Miene und dem Stirnrunzeln des Freiherrn bemerkte, daß dessen sonst immer ziemlich zähe Geduld nahe am Reißen war.

Er faßte ihre Hand und rief, sie fortziehend: „Daß du eine alte Plaudertasche bist und deine unnützen Redereien für dich behalten sollst, das sage ich! Der gnädige Herr wird schon mit der Frau Gräfin Gnaden fertig werden, ohne daß du deinen Senf dazu giebst. Mach' du dir keine unnützen Ge-

danken darüber, thue, was von dir verlangt wurde, und halte den Mund, damit niemand etwas merkt."

Damit waren beide in den unteren Regionen angekommen, und diese vernünftige Zusprache ihres Mannes hatte denn auch Frau Brigitte wieder so zu Verstande und in das gewohnte Geleis gebracht, daß sie sich mit gewohnter Energie ihren Haushaltungspflichten widmete und mit ihrem Kommando, sowie mit ihrem eigenen Beispiele, die Köchin und die beiden Mägde so zur Eile anspornte, daß schon eine Stunde darauf Hans Jochem an die Thür des Zimmers seines Herrn klopfen und in den vorsichtig geöffneten Spalt hinein melden konnte: Das befohlene Abendessen stehe fertig serviert auf der Tafel im Ahnensaale.

Uracca hatte die Meldung in Empfang genommen, schloß hierauf die Thür wieder und stieg hinab, um dem Schloßherrn die Meldung zu überbringen.

Chutbert begab sich mit dem Pater Prior hierauf zu Clodilde, während Wolf und Uracca die Totenwache übernahmen und die Totengebete fortsetzten.

Ihres Gemahls Zureden und Bitten nachgebend, nahm Clodilde zum ersten Male den ihr gebührenden Vorsitz an der Tafel ein, und lieferte damit, wie mit ihrem ganzen Benehmen während derselben, den Beweis, in wie hohem Grade sie der schweren Kunst der Selbstbeherrschung mächtig war, und mit welcher Gewandtheit, Würde und Feinheit sie ihren Platz als Dame des Hauses auszufüllen vermochte.

Hans Jochem, der, ohne alle Hilfe der neugierigen Dienerschaft, die Tafel servierte, hatte auch die Bedienung dabei übernommen.

Der Freiherr hatte ihn mit den wohlwollendsten und ehrenvollsten Ausdrücken für ihn, als alten, treuen Diener seiner Gemahlin vorgestellt. Er erfreute sich darauf eines freundlichen Wortes von ihr, durfte die schmale, weiße Hand küssen, und war von Stunde an so eingenommen von seiner neuen Gebieterin, daß er seiner Frau gar nicht genug von ihr erzählen konnte.

Er schilderte mit förmlicher Begeisterung, wie schön, wie bleich, wie gramvoll sie aussähe.

Der gnädige Herr sei ganz weg in sie, sähe nur sie, und er wette, daß er sie am liebsten auf den Händen von Ort zu Ort trüge.

Die beiden Herren, erzählte er weiter, hätten mit vortrefflichem Appetit gegessen, aber die gnädige Frau hätte nur etwas Brot und Wein genommen, obgleich der gnädige Herr sie inständig gebeten habe, wenigstens den delikaten Rehziemer zu versuchen. Sie habe über sein Drängen so gütig, wie ein Engel, aber auch unendlich schmerzvoll gelächelt und wirklich versucht zu essen, was er ihr sorgsam vorgelegt. Es sei aber nicht gegangen. Den Teller zurückschiebend, habe sie sanft gebeten, ihr Gemahl möge nicht länger darauf bestehen, es sei ihr wirklich unmöglich, zu essen. Dieser Mangel an Appetit sei aber auch fast das einzige gewesen, woran man gemerkt, wie traurig sie in ihrer Seele sei, denn sie habe gesprochen und sich Mühe gegeben, den Prior und ihren Gemahl zu unterhalten, habe ihnen die Speisen angeboten und die besten Stücke eigenhändig für sie ausgesucht, habe ihm, Hans Jochem, ihre Winke und Befehle gegeben, als sei sie wer weiß wie lange schon Hausfrau auf dem Greifenstein, und es liege nicht dort drüben im Gespensterschlosse ihr vor wenig Stunden gestorbener Vater. — Aber als die Herrschaft die Tafel verlassen und die junge Frau in ihres Gemahl Zimmer zurückgekehrt sei, während der gnädige Herr mit dem Pater Prior, um der Dienerschaft Willen, damit diese doch sähe, für welchen Gast die Tafel zu so ungewöhnlicher Zeit gerichtet worden, durch das Schloß in den Burghof hinabgestiegen und von dort aus erst in den Gespensterwinkel zurückgegangen war, habe er die gnädige Frau heftig weinen und schluchzen gehört. Doch als Jürgen Wiedemann mit Frau Uracca, der schwarzen Italienerin, die greulich häßlich, aber sonst ein ganz gutes Frauenzimmer sei, gekommen war, um nun sich ihrerseits an der Herrschaftstafel zu stärken, was sie nicht gethan, ohne ihn sehr freundlich dazu einzuladen, da habe die junge Freifrau sich mäuschenstill verhalten, nicht ein Laut sei zu vernehmen gewesen. Gewiß eine ganz außerordentliche Güte und Rücksicht einer so vornehmen Dame gegen ihre Diener, deren Essen sie nicht durch ihre Klagen stören gewollt. — Als dann Uracca — ein verflixter Name das, man könnte sich die

Zunge dabei zerbrechen — zu ihrer Dame zurückgekehrt war, hatte Hans Jochem sie auch von neuem weinen und jammern gehört, was ihm, wie er sagte, sehr leid gethan.

„Ja, ja," meinte die weise Frau Brigitte, „das ist so der vornehmen Leute Art. Unsereins brächte das freilich nicht fertig. Sie sind es gewohnt, ihre Gefühle einzuschnüren, einzusperren und sie nur heraus zu lassen, wenn sie allein sind. Sie lächeln, wenn sie vor Wut aus der Haut fahren möchten und verstehen ruhig zu scheinen mit zerrissenem Herzen. 's mag eine gar schwere Kunst sein, das zu lernen, und ich meine, glücklich ist der, welcher sie zu lernen nicht nötig hat. — Diese Selbstbeherrschung ist übrigens ein gutes Zeichen für ihre Geburt. Ist sie denn auch sonst von vornehmem Wesen?"

„Na, und wie! — Darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen, sie hat gewiß schon in der Wiege befohlen. Sie scheint sehr sanft und gütig zu sein, ist aber so herrisch dabei, wie irgend eine, herrisch in jedem Blicke, in jedem kurzen Winke der weißen Hand. Darin kann sie sich selbst mit Frau Adelheid messen, und das ist gewiß viel."

„Das ist sehr gut, aber dennoch, was wird Frau Adelheid sagen? O je, ich möchte nicht an des gnädigen Herrn Stelle sein, wenn sie es erfahren hat. Das wird eine Szene geben! Gott behüte uns, sie wird wütend sein."

„Hm! das schon, da hast du wohl recht, aber, was kann sie machen? Bös Wetter wird es freilich erst geben. Aber du weißt auch, der Herr hat seinen Kopf für sich, so gut wie sie. Was er will, das will er im ganzen Gesicht. Da gilt kein Widerstreben und — er ist ihr Lieblingssohn."

„Ja, das ist er freilich und dennoch, weißt du, mich sollte es sehr wundern, wenn sie sich nicht schon irgend ein Edelfräulein zur Schwiegertochter ausgesucht hätte. Bisher ist es in betreff unseres Herrn ja immer nach ihrem Kopfe gegangen, wenn sie ihn auch in allen kleinen Dingen von jeher thun und lassen ließ, was er wollte. Warum sollte sie nicht bei dieser wichtigsten Sache, wie die Ehe ihres Lieblings es für sie ist, auch die Hände im Spiele haben wollen?"

„Na, das bezweifle ich gar nicht. Darinnen hast du wieder recht, Alte, aber, du weißt, wie klug sie es auch an-

gefangen hat, um ihn zu lenken, wie sie wollte. Hätte sie es ihn merken lassen, so würde sie nie ihren Willen gehabt haben. Deshalb wußte sie ihm weiß zu machen, er folge seinem Kopfe, statt dem ihren."

„Freilich, das versteht sie aus dem Grunde, und weil das beim Grafen Richard nicht geht, deshalb macht sie sich nichts aus ihm."

„Na, na! das mag vielleicht dazu beitragen, aber der einzige Grund ist das nicht. Die Hauptsache ist des Grafen Richard Häßlichkeit. Sie liebt alles Schöne, weil sie selbst noch heutzutage, so alt wie sie ist, ihre Schönheit bewahrt hat. Sie soll ja gar in ihrem ersten Schrecken nach der fürchterlichen Krankheit, die das Kind so entstellt hatte, gesagt haben, das sei nimmermehr ihr Sohn, sondern ein häßlicher, für diesen umgetauschter Wechselbalg."

„Gott bewahre uns! das ist gewiß nur Dienstbotengeklatsch, das glaube ich nimmermehr. Ist sie ihm denn nicht bei alledem eine gute Mutter gewesen? Hat sie etwa nicht ihre Pflicht gegen ihn gethan, innerhalb der Schranken freilich, wie die Vornehmen sich ihrer Kinder annehmen? — Die alte Frau Gräfin ist trotz ihrer Herrschsucht eine gute Frau und liebt ihren ältesten Sohn im Grunde mehr, als sie selbst weiß, oder ihm und anderen merken lassen will. Wir beide müßten das doch am besten wissen. Wie hat sie ihn gepflegt, wie sich um ihn gesorgt und geängstet, als er mit dem Pferde gestürzt und so lange dem Tode nahe war. Ich lasse nichts auf sie kommen, denn ich weiß, sie hat bei allem Hochmute und Stolze ein liebreiches Herz. Die Liebe wird ihr wohl helfen, den Aerger zu überwinden, daß ihr Jüngster, ihr Hätschelkind, ihr Liebling, den sie bisher an einem seidnen Fädchen lenkte, wo sie ihn hinhaben wollte, mit einem Male in seines Bruders Fußstapfen getreten ist und eine Heirat gemacht hat, die sie nicht angebändelt."

* * *

Die Leiche des Marchese ward in der dritten Nacht nach dem Cisterzienserkloster gebracht, wo sie beigesetzt wurde, da die Familiengruft auf dem Greifenstein, welche durch die Rache der Belagerer, die sich an den Toten dafür schadlos hielten, daß

die Lebenden ihnen entgangen waren, mit zerstört wurde, noch nicht wieder hergestellt worden war. Möglicherweise mochten die Städter damals auch in der Gruft die Schätze gesucht haben, deren Vorhandensein auf dem Greifenstein sie als gewiß voraussetzten, worin sie sich ja auch nicht täuschten, wie wir wissen.

Der junge Freiherr war auf solchen Fall nicht vorbereitet und hatte die Wiederherstellung der letzten Ruhestätte seiner Ahnen, zu gunsten der Wohnungen für die Lebenden, verschoben. Die Restauration der Gruft sollte erst im nächsten Sommer in Angriff genommen werden.

Außerdem handelte sich es ja überdies nur um einen vorübergehenden Ruheplatz für seinen toten Schwiegervater. Die Leiche des Marchese sollte zur geeigneten Zeit in die Familiengruft der Ghisberti nach Florenz übergeführt werden, und ruhte bis dahin eben so gut in dem Cisterzienserkloster als in Greifenstein.

Der Freiherr hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, wenn er nicht diesen Wunsch seines Schwiegervaters, an der Seite seiner geliebten Gemahlin, in der teuren Heimat der Ewigkeit entgegen zu schlummern, sobald es nur die Verhältnisse in Florenz gestatten mochten, ausführen ließ.

Damit Uracca, die so lange fast nur unter der Erde gelebt hatte, die Freiheit ihrer Bewegungen zurück erhielt und leichter für alle Bedürfnisse ihrer Gebieterin sorgen könne, entwarf der Freiherr einen Plan, der ein paar Tage nach der Beisetzung der Leiche des Marchese zur Ausführung gebracht ward.

Eine junge Magd hatte sich bereits einmal den Unwillen des Freiherrn dadurch zugezogen, daß sie in seinem Arbeitszimmer die Bücher und gelehrten Schriften, welche den Schreibtisch bedeckten, beim Abwischen in Unordnung gebracht. Nun benutzte derselbe ein neues, kleines Versehen dieser Art, schrie und tobte — ganz gegen seine Gewohnheit, mit der er derartige Versehen ein-, zweimal rügte, beim dritten Male aber den Schuldigen, ohne weiter ein Wort über das Vergehen zu verlieren, den Dienst entzog und anderweit beschäftigen ließ — worauf er Hans Jochem befahl, die Schuldige augenblicklich zu entlassen. In ihre Stelle solle Jürgen Wiedemanns Frau

eintreten und mit diesem seine alleinige Bedienung übernehmen.

Am anderen Morgen kam denn auch Jürgen Wiedemann — so wollen wir ihn auch ferner noch nennen, bis das Geheimnis der weißen Frau allen Schloßbewohnern aufgeklärt sein wird — mit seiner Frau. Es war Uracca. Sie nahm ihre Stelle ein und ward unter dem Namen der Frau Wiedemann von Hans Jochem der anderen Dienerschaft vorgestellt. Somit war sie aus ihrem Geheimnis hervorgetreten und eine erklärte Bewohnerin des Schlosses geworden, dessen heimliche Insassin sie längst gewesen.

21. Verunglückte Diplomatie.

Wenig Tage nach dem Weihnachtsfeste stand Robert in dem unweit des Stephansdomes in Wien gelegenen Palaste des Grafen Richard von Greifenklau diesem gegenüber.

Beide befanden sich in einem großen Saale, wo unter anderen ähnlichen Gegenständen die herrliche Rüstung, die Chutbert dem Bruder zum Weihnachtsgeschenk geschickt, aufgestellt war.

Kein Liebhaber kann die Geliebte mit größerem Entzücken betrachten, als Graf Richard dies seltene Stück schönster Mailänder Waffenschmiedearbeit, das sein Sammlerherz in hoch lodernde Flammen der Bewunderung schon beim ersten Anblick versetzt hatte und an dem ihm sein Kennerblick bei jeder neuen Betrachtung irgend eine neue Schönheit und Feinheit der Arbeit entdecken ließ.

Der Graf war von noch höherem, kräftigerem Körperbau als sein um volle dreizehn Jahre jüngerer Bruder. Die Gestalt war, obgleich derber und gedrungener und jener Anmut entbehrend, die Chutbert in so hohem Grade auszeichnete, dennoch schön und wohl geeignet, zu imponieren, aber das Gesicht war im ersten Augenblicke von einer geradezu abschreckenden Häßlichkeit. Von Blatternarben ganz zerrissen und durchfurcht, machte es indes trotzdem nicht den unangenehmen Eindruck auf die Dauer, den man nach dem ersten Blick hätte erwarten müssen. Das war vor allem das Verdienst der ernsten, tiefen, klaren, blauen Augen und eines treuherzig, gutmütigen Lächelns,

welches, wenn er sprach, fast immer den wohlgeformten Mund umspielte.

Der Graf hatte eine der schönsten Frauen Wiens zur Gemahlin, und sie hing an ihm mit einer Liebe, die sein gutes, treues Herz und die makellose Ehrenhaftigkeit seines vortrefflichen Charakters wohl verdiente, die aber alle die nicht begriffen, denen ihre Erfahrung sagte, daß so schöne Frauen nicht immer die besten Männer am meisten lieben, besonders wenn sie so häßlich sind, als er es war. Er selbst pflegte scherzend zu sagen: Sein schönes Gemahl habe ihm nur deshalb ihre Hand gereicht und liebe ihn nur darum so sehr, weil sie auf der ganzen weiten Erde keine effektvollere Folie für sich habe finden können. Denn wenn neben solcher Häßlichkeit die gewöhnlichste Sterbliche schon als Schönheit erscheine, so werde aus solcher Schönheit, wie die seiner Frau, geradezu eine Göttergleiche.

„'s ist ein Prachtstück, Robert," sagte der Graf, der, einen Lederlappen in der Hand, immer um die Rüstung herumging und hier und da wischend darüber hinfuhr, wohl zum zehnten Male. — „Chutbert, der liebe Junge, hat mir große Freude damit gemacht. Der Kaiser selbst hat kein schöneres, selteneres Stück in seiner Sammlung, wird Augen machen, der hohe Herr, wenn er sie sieht. — Und du sagst, es giebt noch viele dergleichen in dem Schatze?"

„Ja, so ist es, und mein gnädiger Herr läßt dem Herrn Grafen vermelden, daß es ihm große Befriedigung gewähren würde, wenn der gnädigste Herr die ganze Waffen- und Rüstsammlung annehmen wollte. Er meint, es wäre immer noch nicht —"

„Larifari! Ich weiß schon! Zum wievielsten Male, freilich immer wieder mit anderer Variation, sagst du mir denn das? Damit ist's aber nichts, mein Junge. Ihr meint wohl, ich lasse mich mit meiner Liebhaberei an dergleichen fangen, damit Chutbert doch seinen Willen bekommt und ich den, nach seiner närrischen Meinung mir gebührenden Teil des Schatzes? Nein, da irrt ihr euch. So verrannt bin ich in meine Sammlerlust denn doch nicht, daß ich, meines lieben Bruders übertriebene Großmut benutzend, ihn schamlos brandschatzen werde. Das

Stück da hat mir unbändige Freude gemacht, wie meinem lieben Gemahl der herrliche Schmuck. Aber damit muß es sein Bewenden haben. Sage du das meinem Bruder nur noch extra, obgleich ich nicht verfehlen werde, es ihm deutlich genug zu schreiben.

Ich mag gern hören von den übrigen Waffenschätzen. Du sollst sie mir schildern, so gut wie du kannst, bis ich sie seiner Zeit persönlich in Augenschein nehmen kann. Wenn ich nach Greifenstein komme, will ich Chutbert behilflich sein, sie aufzustellen. Er sagt zwar, er mache sich nichts daraus. Aber ich wette darauf, daß ihm die Lust schon mit der Zeit kommen wird, wenn ihm nur erst das rechte Verständnis für die edle Kunst daran aufgeht. Was ich doch sagen wollte" — er warf sich in einen Armstuhl und winkte Robert, auf einem nahe stehenden Taburet Platz zu nehmen. „'s geht merkwürdig langsam mit eurem Baue dort in Greifenstein; 's ist also noch gar nichts fertig?"

Dabei heftete der Graf seine ernsten Augen mit einem streng forschenden Blicke, dem jedoch auch ein wenig Schalkhaftigkeit beigemischt war, auf den in respektvoller Haltung ihm gegenübersitzenden Robert.

Dieser erwiderte sehr geläufig, obgleich sein Blick dabei den Frager vermied: „So ist es, gnädigster Herr. Außer des Junkherren Gemach und dem meinen sind nur die nötigsten Wirtschaftsräume und die Kammern für die Dienerschaft fertig."

„Hm!" machte der Graf und strich seinen Kinnbart, dann sagte er leichthin, aber mit spöttischer Betonung: „Du hast vergessen hinzuzusetzen — und die ganze Burg ist im übrigen noch eine komplette Ruine. Ein wahrer Windfang, zu dem der Wintersturm an einem Ende hinein und am anderen wieder hinaus fährt! Hahaha! Hahaha!"

Der Graf lachte hell auf und wollte gar nicht wieder aufhören, als er Roberts verblüffte Miene sah und die Beteuerungen anhörte, so sei es wirklich und wahrhaftig, mit denen jener sich anstrengte.

Endlich sagte er, noch immer vom Lachen unterbrochen: „Höre auf, du Schelm, mit deinen Lügen! Hätte nimmermehr

geglaubt, daß du darin so geschickt geworden. Warest doch sonst ein Wahrheit liebender Mensch. — Na, schaue nur nicht gar so beschämt drein. Ich weiß schon, du lügst nicht für dich, sondern aus Liebe zu Chutbert. Er wünscht es so, gelt? Hast übrigens deine Sache geschickt genug angefangen. Allein, einen in den Windungen und Listen der Diplomatie so erfahrenen Mann, wie mich, zu täuschen, dazu bist du denn doch noch lange nicht Diplomat genug, mein guter Junge. Ich sah es gleich, daß du nicht die Wahrheit sprachest. Ich kenne dich und dein gutes, ehrliches Gesicht ja von Kindesbeinen an und weiß, daß, wenn deine Blicke den meinen nicht so recht Stand halten können, irgend etwas nicht richtig ist. Vielleicht wäre ich allerdings nicht so rasch auf das — was gekommen, wenn ich nicht gestern in des Kaisers Vorzimmer mit dem Ritter von Minkwitz — hahaha! merkst du was!" lachte er, als Robert bei Nennung dieses Namens erschreckt zusammenfuhr, „zusammen getroffen wäre, der, von seinem fürstlichen Herrn mit einer Botschaft an den Kaiser gesendet, im Laufe unserer Unterhaltung kein Ende finden konnte mit Schilderungen, wie prächtig mein Herr Bruder unsere alte Stammburg wieder herrichten lasse. Er erzählte mir, der Ahnensaal sei schon fertig bis auf die Bilder unserer Vorfahren selbst, die nur erst zum Teil ihre früheren Plätze wieder eingenommen hätten. Er schilderte mir als überaus heimlich und prächtig Chutberts Wohn- und Arbeitszimmer, meinte aber, am besten von allen hätten ihm die beiden prächtigen Gemächer gefallen, die der gute Sohn unserer Frau Mutter habe herrichten lassen. — Meine Gemächer seien auch schon halb fertig, dagegen die meiner Gemahlin kaum angefangen.

Kannst dir gratulieren, daß Frau Adelheid, unsere vielliebe Frau Mutter, nicht mehr zu Hofe geht, denn wenn sie diese wunderbare Mär von dem Ritter Minkwitz ebenfalls zu hören bekäme, möchte wohl ein gewaltiges Donnerwetter sich auf dein schuldig Haupt entladen, und dein Lügengewebe ein schmähliches Ende finden. Zehn Pferde hielten unsere Frau Mutter dann nicht mehr hier zurück, denn —" hier mischte sich dem heiter spöttischen Tone, in welchem der Graf bisher gesprochen, ein Klang herber Bitterkeit bei — „denn der Boden

brennt hier unter ihren Füßen, so sehr sehnt sie sich, mich zu verlassen, um — ihres Lieblingssohnes Haushalt zu führen. — Na, was sagst du nun? He?"

„Was soll ich sagen, gnädigster Herr? Ich muß vor allem Eure Verzeihung erbitten, daß ich es gewagt, Euch mit Unwahrheit zu bedienen. Ich will auch nicht länger leugnen. Es ist alles so, wie der Herr Ritter Euch gesagt."

„Bah! Du leugnest nur deshalb nicht mehr, weil du es nicht länger kannst. Nun sage mir aber auch den Grund zur Lüge."

Diesmal nahm sich Robert zusammen und es gelang ihm wirklich, dreist dem Blicke des Grafen zu begegnen, indem er erwiderte: „Kein anderer, Herr Graf, als der sehr natürliche Wunsch meines gnädigen Herrn, Euch und seiner gnädigen Frau Mutter nur ein fertiges Ganzes vorzuführen."

„Unsinn! Bleib' mir vom Leibe mit deinen Flausen. Das ist es nicht! Heraus mit dem wahren Grunde, ich will ihn wissen!"

Robert war in der schrecklichsten Verlegenheit. Konnte, durfte er die Wahrheit sagen? Nein, unmöglich, Chutbert würde ihm den Verrat nie vergeben haben.

Plötzlich kam gleich einer Eingebung ihm ein rettender Gedanke, den er ergriff wie ein Ertrinkender den Strohhalm.

Er rückte sein Taburett ein wenig dem Grafen näher, warf einen Blick nach der Thüre, wie um zu sehen, ob sie gut verschlossen sei, und begann mit vorsichtig gedämpfter Stimme: „Nun, wenn der Herr Graf so darauf dringen, so wird mein gnädiger Herr mir wohl verzeihen, wenn ich plaudre, nur bitte ich Eure gräflichen Gnaden, mich nicht zu verraten, nämlich, an Eure gnädige Frau Mutter."

„Nein, nein, das werde ich nicht, darauf kannst du dich sicher verlassen. Du weißt, ich bin immer bereit, meinem Bruder die Stange zu halten, wenn es gilt, gegen die Mutter etwas durchzusetzen. Sie vergißt zu leicht, daß aus Knaben mit der Zeit Männer werden."

„Das ist es — das ist es! — gnädigster Herr! —" rief Robert, sehr eifrig den Weg verfolgend, den er vorher schon im Auge gehabt. „Ihr wisset, Eure gnädige Frau Mutter

liebt es, wenn alles so eingerichtet wird, wie sie es für das beste hält. Nun will ich damit keineswegs etwa andeuten, daß der Wille und die Ansicht der gnädigen Frau nicht immer das beste sei, ganz im Gegenteil. Aber Ihr werdet mir zugeben, gnädigster Herr, daß in Sachen des Geschmackes auch eine entgegengesetzte Ansicht gut sein kann. Was nun zum Beispiel den Ausbau und die Neueinrichtung der Stammburg anlangt, können die Meinungen der gnädigen Frau und des Jungherrn doch weit auseinander gehen, und da meinte mein gnädiger Herr —"

„Die Frau Mutter bliebe am besten davon, bis er nach eigenem Wunsch und Willen seine neue Heimat eingerichtet hat —" ergänzte lachend der Graf, und den Arm ausstreckend, klopfte er Robert auf die Schulter, wobei er weiter sprach: „So ist's recht, jetzt flunkerst du nicht, das ist Wahrheit, hat Hand und Fuß und ich an meines Bruders Stelle würde ganz genau so denken. Wenn ich auch nach meiner derben Art und Weise es ihr geradezu in das Gesicht sagen oder schreiben würde, während Chutbert diplomatische Kniffe anwendet, um ihr die Kränkung, welche Offenheit mit sich bringen würde, zu ersparen. Na — jeder nach seiner Art! Ich wäre zu Hause vielleicht auch weniger derb und geradezu, wenn ich draußen nicht als Diener meines kaiserlichen Herrn so viel Flausen und Winkelzüge machen müßte, die mir im Grunde der Seele zuwider sind, die ich aber in der Diplomatie eben nicht entbehren kann. Wer unter Wölfen ist, muß mit ihnen heulen, und wer am natürlichsten zu heulen versteht, dem gehört dort der Sieg. Na, Gott bessere es! Wir aber, mein Lieber, sind noch lange nicht fertig miteinander. Du hast mir zwar die Wahrheit gesagt, wie ich glaube, aber nicht die ganze. Daß du mich dennoch nicht täuschen kannst, will ich dir beweisen, und —"

„Ei seht mir doch! wo bleibt denn der Herr?" erscholl plötzlich zur großen Herzenserleichterung Roberts eine glockenreine, fröhliche Silberstimme, und zur geöffneten Thür herein schwebte eine zierliche Frauengestalt in prachtvoller, rubinroter Samtrobe, die mit weißem Atlas gepufft und an den Puffenschlitzen, sowie an dem Leibchen, dem schürzenartigen, weißen Atlas-

einsatz und am Saume des in eine kurze Schleppe auslaufenden Rockes reich mit Silber gestickt war. Auf dem blonden Lockenhaupte saß keck zur Seite gesetzt ein kleiner Hut von rubinrotem Samt, von dessen mit mäßig großen, echten Perlen besetztem Rande eine große, weiße Straußenfeder bis zu der schönen Schulter hernieder wehte. Der Schmuck und die das Kleid am Leibchen zierenden, bis zum Saume herniederlaufenden Agraffen bestanden aus Perlen und Rubinen.

Das strahlend schöne Antlitz der jungen Gräfin trug einen reizend pikanten Ausdruck neckischen Schmollens, während sie, zu dem Gemahl tretend, fortfuhr: „Da komme ich viel später als sonst von der Kaiserin nach Hause, denke, du wirst, mich — da ich so lange blieb — schon mit Sehnsucht in meinen Gemächern erwartend, am Fenster stehen und nach mir ausschauen. Gucke also schon von weitem nach meinen Fenstern. Bah! Da konnte ich lange gucken — kein Mann war zu sehen — ja, er hat nicht einmal nach mir gefragt, wie ich von meiner Zofe hörte. — — Ich suche ihn also, denke mir — ach Gott! da sitzt dieser arme Richard gewiß wieder in den Staatsgeschäften bis über die Ohren und finde ihn — 's ist wirklich unerhört! — hier in aller Seelenruhe sitzen und wieder einmal seinen neuen Schatz bewundern, statt, wie es sich für einen ordentlichen Mann gehört, nach seinem alten auszuschauen."

„Haha! Komm her, du alter Schatz," erwiderte lachend der Graf, der, mit leuchtenden Augen die geliebte Frau betrachtend, amüsiert ihrer mit einem Gemisch neckischer Laune und reizenden Schmollens vorgetragenen Beschwerde zugehört hatte, und, sie umfassend, versuchte er, sie auf seine Kniee, ihren Lieblingsplatz, zu ziehen.

Allein sie widerstrebte heftig, indem sie rief: „Nein doch, du böser Mann — das wäre noch schöner! Soll das etwa deine Strafe für die unverantwortliche Vernachlässigung meiner Person sein?"

„Nun nein, das ist mir nicht geschenkt, ich weiß das zur Genüge, gestrenge Frau Gemahlin!" rief er lachend und bot ihr die Wange.

„Hier bin ich und erbitte mir gnädige Strafe. Schlaget zu, Frau Gräfin, der zerknirschte Sünder hält still."

Sie holte weit, weit aus, mit der kleinen Hand und — ein sanfter, ganz sanfter Schlag fiel auf die blatterzerrissene Wange ihres häßlichen Eheherrn.

Dieser fuhr mit der Hand nach der getroffenen Stelle, als schmerze sie, und sagte lachend: „Das war ein Schlag! gerade wie von der eisernen Hand des guten Ritters Götz von Berlichingen. Wo hast du nur die Kraft her, Schatz? — Meine Strafe habe ich also, und nun komme ich. Du weißt, den Schlag von Frauenhand kann nur ein Kuß wett machen. Also halte still, da — da und da und nun —“ er hob sie empor auf seine Kniee und fuhr schelmisch lachend fort, während sie, den Arm um seinen Hals schlingend, sich recht behaglich festsetzte: „Nun darfst du auch dem guten Robert einen freundlichen Blick schenken.“

Die Gräfin hatte nur für ihren Gemahl Augen gehabt und wollte, Roberts Gegenwart erst jetzt bemerkend, hoch errötend vom Schoße des Grafen herabspringen.

Allein, das war dieser nicht gewillt, er hielt sie fest und sagte beschwichtigend: „Bleib doch, Schatz, wirst dich wohl vor Robert nicht genieren. Er ist ja doch ein Stückchen Familienglied, kannst ihn also immerhin sehen lassen, daß du deinen häßlichen Mann lieb hast. Sitz' ruhig, Kind, du kommst einmal nicht fort, das sage ich dir, also gieb dich drein. Kannst mir helfen, Robert zu vernehmen. Hab' ihn gerade vor der Klinge gehabt und die Wahrheit aus ihm herausgestöbert. 's ist richtig, Claudia, wie wir dachten. Bruder Chutbert will freie Hand haben dort. Aber das ist's nicht allein, wie ich eben daran war, seinem Gesandten zu erklären. Chutbert, der aus Gutmütigkeit, aus Bequemlichkeit, was weiß ich, immer noch mehr oder weniger am Schürzenbande der Mutter lief, hat nun eingesehen, wie süß die völlige Freiheit und Selbständigkeit schmeckt, und gefunden, daß er nachgerade alt genug geworden, um allein laufen zu können. Er sehnt sich gerade nicht — wenn auch nicht in das alte Joch zurückzukehren, denn das kommt, wie ich ihn kenne, gar nicht in Frage, und die Frau Mutter irrt sehr, da sie glaubt, das Gängelband da wieder anknüpfen zu können, wo die Trennung von ihr es abgerissen hat. Aber — wie er nun einmal ist, schreckt er in seiner übermäßigen Deli-

katesse vor den unvermeidlichen kleinen Szenen, die sie ihm machen wird, bis sie sich fügen lernt, zurück und will sie soweit als möglich noch hinausschieben. Vielleicht wirtschaftet er auch gerade ein wenig toll und haut etwas über den Strang, wozu er immer leicht geneigt war, obgleich kaum so viel, als ich zu meiner Zeit. Ah! —“ unterbrach er sich und fuhr, zur Gräfin gewendet, fort: „Was kneifst du mich denn, du garstige Frau? Das geht dich doch nichts an! Das war, ehe ich dich kannte.“

Die Gräfin wendete sich, wie es schien, diesmal ernstlich indigniert ab und griff nach ihres Gatten Hand, um sie ein wenig energisch von ihrer Taille, die er umschlungen hielt, zu entfernen.

Das war indes vergebliche Mühe. Er zog sie, im Gegenteil, enger an sich und sagte lächelnd zwar, aber mit dem tiefen Tone überzeugenden Gefühls: „Na, sei gut, mein Herz, sei ruhig. Geliebt habe ich in meinem ganzen Leben nur eine und das bist du, mein süßes Blümlein Wunderhold.“

Schnell versöhnt, lächelte die Liebreizende ihn liebevoll an und fuhr, als er wieder zu sprechen beginnen wollte, selbst fort: „Und bei alledem kann mein lieber Schwager die scharfen Augen unserer Frau Mutter durchaus nicht brauchen. Ist es nicht so, mein lieber Meister Robert?“

---

22. Neue Verbündete.

Was konnte Robert willkommener sein als diese Kette von Vermutungen, die, wenn sie teilweise auch wirklich die Wahrheit trafen, doch keineswegs der eigentliche Grund waren, warum Chutbert seine Mutter vom Greifensteine fern halten wollte, so lange als nur möglich.

Er verbeugte sich daher mit einer Miene, die es zweifellos ließ, daß die Herrschaften das Richtige getroffen, obgleich er sich wohl hütete, die Frage direkt zu bejahen.

Die Gräfin verlangte das auch gar nicht. Sie nickte zufrieden lächelnd und begann ihre Kombinationen weiter zu entwickeln, die der Sache schon besser auf den Grund kamen. Sie sagte: „Vielleicht ist gar irgend ein Herzensinteresse dabei im

Spiele. Chutbert besucht gewiß die benachbarten Edelsitze häufig und begegnet wohl den adeligen Schönen auch in der Stadt, die er, wie der Ritter von Minkwitz erzählte, gelegentlich besucht. Da mag ihm wohl der Gedanke gekommen sein, es sei nicht gut, wenn der Mensch allein sei, und er beginnt sich nach einer Hausfrau umzusehen."

Sie brach lachend ab und rief, fröhlich in die Hände schlagend: „Sieh' doch, Richard, wie deines Bruders Spezial errötet. Er senkt die Augen. — Siehst du wohl, ich habe recht gehabt und nicht du! Deine kleine Frau war wieder einmal auf einer richtigeren Fährte als du, mein großer in diplomatischen Angelegenheiten wohl geübter und erfahrener Gemahl. — Nein, nein! sagt nichts, Meister Robert," wendete sie sich wieder diesem zu, „Leugnen gilt nicht. Ich glaube Euch in diesem Punkte kein Wort. Es ist auch zu spät, zu leugnen. Euer Erröten, Eure Verlegenheit hat Euch verraten. — Wißt Ihr aber auch, daß Gefahr im Verzuge ist? Ihr könnt meinem lieben Schwager nur immer sagen, er solle sich sputen, wenn er wirklich eine Dame gefunden, die er seines Herzens und seiner Hand würdig erachtet. Denn meine Frau Schwiegermutter lobt mir die rothaarige Kunigunde von Ottenstein gar zu sehr, und diese schlaue Kokette schmeichelt ihr allzuviel mit den schönsten samtnen Katzenpfötchen. Kurz, diese neue Alliance kommt mir in seinem Interesse gar verdächtig vor. Sagt ihm das und daß er mir viel zu lieb wäre, als daß ich ihn in die Schlingen dieser durch und durch falschen Sirene geraten und an ihrer Seite durch sie elend sehen möchte."

So schloß die schöne Gräfin, die sehr ernst geworden war, mit großem Nachdrucke.

„Teufel! Glaubst du wirklich, Claudia?" rief auf das Unangenehmste überrascht der Graf, setzte aber sogleich, sich selbst beruhigend, hinzu: „Nicht doch, du irrst gewiß. Die Mutter ist zu klug, um —"

„Mein lieber Richard, du bist ein sehr gelehrter, überaus kluger Mann, aber noch lange nicht klug genug, um alle Listen und Ränke, die ein solches Weib, wie die überreife Ottenstein, anzuspinnen fähig ist, voraussehen oder durchschauen zu können," erwiderte nachdrücklich die Gräfin. „Und was

unsere sehr gute, liebe, nur etwas allzu herrschsüchtige Frau Mutter betrifft, so ist nichts leichter als das, sie bei ihrer größten Schwäche zu fassen. Es sind schon klügere Frauen als sie von einer, die gern einen Mann haben wollte, bestrickt und überlistet worden, und haben sich dann die Augen gerieben, wenn sie zu spät zwischen den zarten Samtpfötchen ihrer schmeichlerischen Schwiegertochter die langen Krallen entdeckten und endlich einsahen, daß sie angeführt wurden. — Wir haben Euch gern, Meister Robert," setzte sie zu diesem gewendet hinzu, dem plötzlich angst und bange geworden war vor diesem drohenden Gespenst einer von Chutberts Mutter projektierten Heirat. Denn wäre es ihm im Grunde auch gar nicht so unlieb gewesen, wenn Chutberts Liebe zur weißen Frau, von der er allerhand Verwickelungen, ja vielleicht ernstliches Unheil für ihn fürchten mußte, von dieser ab und auf eine andere Dame hätte gelenkt werden können, so graute ihm doch vor solcher Gebieterin, wie die schöne, rothaarige, ihm stets zuwider gewesene Kunigunde von Ottenstein war, deren Wesen und unbegreifliche Macht über die Männerherzen er genug kannte, um sie ernstlich zu fürchten, sobald sie wirklich seinen Freund einfangen wollte.

„Wir haben Euch gern," sagte also die Gräfin, „Ihr wisset das, und daß wir Euch ebenso gern noch einige Tage bei uns behalten hätten. Aber es ist besser, Ihr gehet heim. Chutberts Freiheit erfordert Eure schleunige Rückkehr nach Greifenstein. Er muß unterrichtet werden von dem, was ich kommen sehe, damit er vorbereitet und auf seiner Hut ist. Außerdem, denke dir, Richard, wir bekommen morgen hohen Besuch. Die Prinzessin Anna hat sich mir für morgen als Mittaggast angekündigt, und wer wird sie begleiten? — Passet auf, Meister Robert — niemand anderer, als der Ritter von Minkwitz. Wenn er nun mit unserer Frau Mutter zusammenkommt, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß sich der redselige Herr verplappert. Besonders, wenn er bei Tisch des Guten etwas zu viel gethan hat, was ihm erfahrungsgemäß leicht passiert. Zwar habe ich vorgebeugt und ihn instruiert, indem ich ihm reinen Wein einschenkte und geradezu sagte, daß unser Bruder sein Schloß gern nach eignem Willen und Ge-

schmack und nicht nach dem unserer gnädigen Mutter einzurichten wünsche, und diese deshalb nicht wissen dürfe, wie weit vorgeschritten er bereits den Bau gesehen. Daß sie vielmehr durchaus bei dem Glauben erhalten werden sollte, der Greifenstein sei noch die komplette Ruine. Der Ritter kennt unsere Frau Mutter und begriff vollständig, versprach auch strengstes Schweigen gegen sie, und wird es halten, so lange er — ganz nüchtern ist. Ist er das nicht mehr, so traue ich ihm nicht über den Weg. Denn, wenn er nur ein einziges unvorsichtiges Wort darüber fallen läßt, so hat die gnädige Mutter in den nächsten fünf Minuten alles aus ihm herausgepreßt. Wer dann Eure Begleitung nach Greifenstein in Anspruch nimmt, wißt Ihr so gut wie wir, und deshalb ist es besser, Ihr seid aus dem Wege. Erfolgt dann morgen, was ich beinahe als unvermeidlich betrachte, so seid Ihr bereits fort und nicht mehr einzuholen, wie der Bote, den man Euch sofort nachsenden wird, beteuert, wenn er todmüde nach einigen Tagen hierher zurückkehrt. Natürlich wird die Abreise unserer guten Mutter, die so sicher wie das Amen nach der Messe nach jener Entdeckung sofort von ihr geplant wird, trotzdem nicht aufgegeben werden. Doch sollen sich dieser allerhand kleine Hindernisse in den Weg stellen. Auch kann nicht leicht ein so sicherer und Vertrauen erweckender Begleiter für sie gefunden werden, da mein lieber Gemahl, Gott sei Dank! außer Frage ist, weil der Kaiser ihm gerade im Augenblicke durchaus nicht entbehren kann. Zurückhalten können wir unsere Frau Mutter auf keinen Fall, nur ihre Abreise nach Kräften verzögern. Und das soll reichlich geschehen, lasset dafür nur Claudia von Greifenklau sorgen. Mein lieber Schwager ist dann durch Euch genügend auf den Ueberfall vorbereitet und findet Zeit, sich vor den ihm so verhaßten Szenen dadurch zu retten, daß er der von mir erwarteten Belagerung und dem Sturme auf sein Herz dadurch vorbeugt, daß er sich vielleicht einer Besatzung desselben versichert, die —“

Die schöne Sprecherin ward in ihrem Kriegsplane plötzlich dadurch unterbrochen, daß sie sanft auf ihre Füße gestellt wurde und ihr Gemahl, aufstehend, seine hohe, kräftige Gestalt zu ihrer ganzen imposanten Höhe aufrichtend, die Rede seiner

Gemahlin mit den nachdrücklichst betonten Worten vollendete: „Die, wie ich als Familienhaupt von ihm zu erwarten und zu fordern berechtigt bin, selbstverständlich von voller Ebenbürtigkeit, wie von Familie, Wandel und Ehre makellos sein muß. Andernfalls würde ich von meinem Rechte, ihn seines Namens, sowie seine Kinder der Erbfolge in unserer Familie verlustig zu erklären, unnachsichtigen Gebrauch machen müssen. Sage das deinem Herrn und sorge, daß er darnach handelt. Zwar —“ fügte er in etwas minder strengem Tone hinzu — „befürchte ich von meinem Bruder im Grunde kein leichtsinniges Vergessen seiner Pflichten gegen unser Haus, denn er ist verständig und hat selbst bei seinen tollsten Streichen nie etwas gegen die Ehre gethan. Aber in Liebessachen wird oft selbst der Verständigste unklug, und so mag diese Erinnerung, die meine Pflicht ist, vielleicht unnötig, aber jedenfalls nicht ganz überflüssig sein. Du wirst die Warnung nicht vergessen, Robert. — Ich will sie zwar auch meinem Briefe an den Bruder beifügen, aber das gesprochene Wort hat oft mehr Geltung als das geschriebene, und wie du zu deinem Herrn stehst, hast du nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihn von einem thörichten Schritte zurückzuhalten. Deshalb sollst du ihm wiederholen, was ich gesagt. Dein Manneswort darauf, daß es Wort für Wort geschieht.“

„Mein Wort darauf, gnädigster Herr,“ erwiderte Robert, seine Rechte zum feierlichen Gelöbnis in die des Grafen legend und den ernsten Blick desselben frei und offen mit den ehrlichen Augen erwidernd.

Der Graf nickte ihm freundlich zu, schüttelte ihm freundschaftlich die Hand und versetzte: „Ich denke, es wird am besten sein, wenn du mit Tagesanbruch deine Reise antrittst. Gieb deinen Leuten Befehl, in aller Stille ihre Vorbereitungen zu treffen, laß dir aber gegen unsere Frau Mutter nicht eher etwas merken, als bis du dich heute abend bei ihr verabschiedest. Einen Vorwand zu der plötzlich beschleunigten Abreise giebt ein dringender Brief, den ich an den Ritter von Brechthold durch deine sichere Hand zu befördern wünsche, da dein Weg dich ja an seiner Burg vorüberführt.“ —

Diesen, mit so vieler Sicherheit entworfenen und berechneten

Plan machte der Umstand zu nichte, daß Frau Adelheid an diesem Tage bei einer befreundeten Dame, die sie in den ersten Nachmittagsstunden besuchen ging, mit dem Ritter von Minkwitz zusammentraf.

Der Ritter war ein spezieller alter Freund des Hausherrn, hatte bei diesem zu Mittag gegessen und befand sich jetzt, zwei Stunden nach der Mahlzeit, gerade in jenem seligen Stadium, welches Frau Claudia von Greifenklau im Interesse ihres Schwagers fürchten zu müssen glaubte.

Sie hatte sich darin auch nicht geirrt, denn es geschah genau, was sie erwartet. Der redselige Herr Ritter vergaß in seiner Weinlaune gänzlich, was er versprochen, und verplapperte sich gründlich gegen die alte Gräfin.

Freilich erinnerte ihn das sprachlose Staunen seiner betroffenen Zuhörerin sofort an das erst am Vormittage, vor wenig Stunden deren Schwiegertochter gegebene Versprechen, und er beeilte sich, nun einzulenken, kam jedoch damit nicht zu stande.

Frau Adelheid rechtfertigte nun auch ihrerseits die Richtigkeit der Annahme ihrer schönen Schwiegertochter, in Bezug auf ihre Geschicklichkeit im Herauslocken von Dingen, die ein anderer zu verschweigen sich eifrig bemühte.

Zwar hatte sich Frau Claudia insofern geirrt, als die alte Gräfin weit länger als fünf Minuten brauchte, um ihn auszuholen. Denn der Ritter war noch keinesweges so tief in seine Weinseligkeit versunken, um sich nicht über seine alberne Indiskretion, die ihm wider Willen entschlüpft war, schwer zu ärgern, und den Versuch zu machen, weiteres Unheil zu verhüten.

So wehrte er sich denn gegen ihre listigen Fragen aus allen Kräften und machte Frau Adelheid wirklich viel Mühe.

Wann wäre aber eine Frau in dem Bestreben, hinter etwas, das man ihr zu verbergen gedenkt, zu kommen, je ermüdet? Sie trieb den guten Ritter so in die Enge, daß er, nicht mehr aus noch ein wissend, doch mehr sagte als er wollte. Das Wenige, was er hartnäckig noch verschwieg, erschien ihr nicht mehr wert, aus ihm herauszuholen. Sie erriet es ohnedem und hatte somit ihr Ziel erreicht.

Sich rasch verabschiedend, fuhr sie zitternd vor Aerger, Kränkung und Ingrimm, nach Hause und über des rasch vor ihren Richterstuhl geholten erschrockenen Roberts Haupt entlud sich ein Orkan von Scheltworten, Beschuldigungen und Anklagen, der schließlich in der Ankündigung gipfelte, er solle sich mit seinen Leuten bereit halten, sie auf der Reise nach Greifenstein zu geleiten, die sie übermorgen beizeiten anzutreten gedenke. Sie wollte doch sehen, aus welchem Grunde ihr Sohn seine Mutter geflissentlich durch Lügen von sich fern halte und ob er vielleicht gar die Stirn haben werde, die Unwillkommene von seiner Schwelle zu weisen.

Robert versuchte vergebens, ihr glaublich zu machen, daß allein Chutberts dringender Wunsch, ihr die zahllosen Unbequemlichkeiten des Baues, den unleidlichen Arbeitslärm und Staub zu ersparen, die Ursache gewesen, welche ihn zu jenen, er gebe es zu, unwahren Angaben veranlaßt habe. Chutbert habe außerdem für ihre Gesundheit gefürchtet, wenn sie, bei ihrer starken Hinneigung zum Rheumatismus, bei so rauher Jahreszeit diese weite, für sie bedenkliche, ja sogar gefährliche Reise unternehme. Er habe zudem den dringenden und wohl sehr natürlichen Wunsch gehegt, ihr die neue Heimat unter der Frühlingssonne goldenen Schein als vollendetes Ganzes, statt unter den eisigen Winterstürmen als halbe Ruine vorzustellen.

Der gute Robert sprach sich fast heiser. — Aber alles, was er sagte, war völlig in den Wind gesprochen. Die alte Gräfin war taub für seine Vorstellungen und Entschuldigungen.

Nicht mehr Glück als er hatten der Sohn und die Schwiegertochter.

Sie hatte für alles nur die eine Antwort, es bliebe dabei, sie reise, und zwar übermorgen.

Und sie reiste, aber freilich nicht übermorgen, sondern viel, sehr viel später.

---

23. Allerlei Hindernisse.

Zum größten Leidwesen der alten Gräfin schien sich ein eigentümliches Mißgeschick, das sie freilich niemanden zum Vorwurf machen konnte, wie sie in ihrem Aerger darüber gern gethan hätte, ihrer Reise entgegen zu stellen.

Erstlich fand es sich, daß der Reisewagen nicht im Stande war und eine Reparatur erforderte, die einige Tage dauerte.

Dann ereignete es sich, daß eines der Pferde des Viererzuges, welche die schwerfällige Maschine, die man damals einen Reisewagen nannte, entweder auf Rädern oder auf Schlittenkufen, je nach Möglichkeit und Bedürfnis, fortschleppen sollten, in der Nacht vor der Abreise eine heftige Kolik bekam. Unglücklicherweise waren aber gerade außer den unentbehrlichen Kutschpferden des Grafen und denen seiner Gemahlin — und diese wären auch für so schwere Strapazen nicht geeignet gewesen — keine anderen Zugpferde im gräflichen Stalle.

Ein anderes Pferd war so passend nicht leicht zu beschaffen, dies hatte den, ein anderes jenen Fehler. So mußte man wohl oder übel einige Tage warten.

Nun sollte es wirklich fortgehen. Da aber ward Philippine, die Gürtelmagd der Frau Adelheid, und der eigensinnigen Dame durchaus unentbehrlich, krank — an einem Leiden, das ihr die Abreise durchaus unmöglich machte. Der herbeigerufene Arzt erklärte zwar, es sei nichts weiter als die Folge einer starken Erkältung und die Patientin werde am folgenden Tage wieder gesund sein. Das war sie auch, aber so angegriffen, daß sie ein paar Tage das Bett hüten mußte, um sich zu erholen.

Endlich schienen alle Hindernisse beseitigt und kein neues sich erheben zu wollen. Doch war dies nicht etwa der Unmöglichkeit zu danken, daß die neckische Fee, auf deren Betrieb und geschickte Veranstaltung sich alle diese so natürlich erscheinenden kleinen Unglücksfälle ereigneten, mit ihrem Witz am Ende, und nicht imstande gewesen, einen neuen Unfall in Szene zu setzen. Der Graf war einfach der Ueberzeugung, daß der Kurier, den er noch am selben Abende, wo seine Mutter ihre Entdeckung gemacht, an den Bruder mit Briefen abgesandt, nunmehr einen genügenden Vorsprung vor Frau Adelheid gewonnen habe.

Dieser Bote kam ja um so viel schneller vorwärts als Frau Adelheid, mußte also alles in allem mindestens einen Monat vor ihr auf dem Greifenstein sein. Das konnte, mußte Chutbert genügen, sich vorzubereiten.

Der Augenblick der Abreise war gekommen. Der gepackte Wagen stand zum zweiten Male vor der Thüre.

Da mischte sich ein neckischer Zufall nochmals ins Spiel und veranstaltete nach den vielen gemachten Hindernissen ein wirkliches, echtes, in der Wolle gefärbtes.

Robert, der, in seiner sorgsamen Weise, vorher noch einmal den Reisewagen inspizieren und sich überzeugen wollte, ob auch alles in befohlener Ordnung sei, stolperte im Korridor über das Bologneser Hündchen der Gräfin, das ihm, wie aus der Pistole geschossen, aus einer plötzlich geöffneten Thür hervor, kläffend zwischen die Beine lief, als er sich eben der Treppe näherte. Er wollte das Tierchen, das er sehr gern hatte — wie er denn überhaupt, gleich Chutbert, alle Tiere liebte — nicht treten, verlor bei diesem tierfreundlichen Bestreben das Gleichgewicht, stürzte die ganze Treppe hinab und blieb am Fuße derselben liegen, gänzlich unfähig, sich selbst wieder zu erheben.

Er ward aufgehoben und hinauf in sein Gemach getragen.

Der eiligst herbeigerufene Arzt konstatierte eine Verrenkung des rechten Fußknöchels. Der Patient werde vierzehn Tage das Bett hüten und weitere vierzehn Tage warten müssen, ehe er daran denken dürfe, ein Pferd zu besteigen, um eine so weite Reise anzutreten.

Die alte Gräfin war außer sich und wollte durchaus ohne Robert abreisen. Dem widersetzte sich der Graf jedoch auf das Entschiedenste, indem er erklärte, er dulde es durchaus nicht, daß seine Mutter ohne seine eigene Begleitung, die, wie sie wisse, im Augenblick unmöglich, oder in dem Schutze, den allein Roberts Treue, Zuverlässigkeit und Intelligenz ihr unter allen Dienern bieten könne, sich den Gefahren solcher weiten Reise aussetze.

Wenn sie darauf bestehe, dennoch den Wagen besteigen zu wollen, so bleibe ihm nichts weiter übrig, als sich an der geheiligten Person seiner Mutter zu vergreifen und sie wider ihren Willen auf seinen Armen in ihre Gemächer zurück zu tragen.

Darauf kehrte Frau Adelheid, die bereits unten in der Halle stand, um, denn sie kannte ihren Sohn und wußte, daß, wenn er in diesem Tone sprach, man sich fügen müsse. Nachdem übrigens der erste Aerger über die abermals vereitelte

Abreise vorüber war, trat auch der Verstand in seine Rechte, und sie mußte sich selbst sagen, wie unklug sie gehandelt haben würde, wenn sie dennoch ihren Willen erzwungen hätte.

Ihre Geduldsprüfung dauerte überdies noch länger als sie erwartet hatte.

Denn obgleich Roberts Verletzung keine fingierte, sondern eine wirkliche und er ohne alle eigene Schuld dazu gekommen, war sie ihm im Grunde keinesweges eine unwillkommene, und er nahm gern die keineswegs geringen Schmerzen mit in den Kauf, die er gehörig ausbeutete und, sie übertreibend, sein Siechtum auf eine weitere Woche auszudehnen verstand; wiewohl der gelehrte Arzt Recht behalten, und er recht gut nach vierzehn Tagen das Bett hätte verlassen können.

Er meinte, besser sei besser, und es könne jedenfalls nichts schaden, wenn Chutbert noch eine Woche länger Zeit gewinne, um die weiße Frau aus dem Wege zu schaffen und in einem anderen Asyle unterzubringen.

Während der langen Zeit, wo er das Bett hütete, hatte Robert vollauf Zeit, sich allerhand Gedanken zu machen und sich in Grübeleien zu vertiefen.

Unter anderem war es eine Frage, welche ihm schwere Sorge machte. Es war die: was nur eigentlich der Graf sagen werde, wenn er entdecke, daß er ihn so schmählich hinter das Licht geführt. Diese Gefahr lag sehr nahe. Denn wenn Chutbert schwierig wurde und die Sache mit der weißen Frau einen, die Familie alarmierenden Ausgang nahm, war er als Lügner und Hehler bloßgestellt.

Er verhehlte es sich nicht, daß ihm der Graf nie vergeben werde, wenn er entdeckte, wie er durch ihn getäuscht worden, obgleich er es keineswegs durch direkte Worte gethan, sondern nur durch Schweigen und beifällige Mienen den Irrtum des gräflichen Paares genährt und bestärkt hatte.

Er war gegen Ende der dritten Woche gerade mit diesen Gedanken beschäftigt, als der plötzlich eintretende Graf ihn darin störte und der Beginn der Unterredung schon ihm einen heftigen Schreck brachte.

Der edle Herr war wie immer sehr gütig gegen ihn und erkundigte sich erst, wie es ihm gehe, — was er jeden Tag bei

seinem manchmal flüchtigen, manchmal längeren Besuche that — dann sagte er, sich behaglich in einen Armstuhl neben Roberts Lager niederlassend: „Was ist das denn eigentlich für eine Geschichte mit der weißen Frau, die auf dem Greifenstein umgehen soll?“

Robert konnte sein heftiges Erschrecken nicht verbergen.

„Na, was hast du denn? Du wirst ja ordentlich bleich? Hast du sie etwa selbst gesehen?“

Robert hatte sich inzwischen gefaßt, jetzt galt es aufzupassen. Ruhig erwiderte er: „Vor allem möchte ich Euch, Herr Graf, bitten, mir zu sagen, wie das Gerede der Dienerschaft vom Greifenstein Euer Ohr erreichen konnte. Mein Herr hat streng verboten —“

„Ja, verbieten kann man in solchen Fällen viel, mein Junge. Das sickert durch wie Regenwasser. Uebrigens kommt alles aus derselben Quelle. Des Ritters von Minkwitz Diener hat der Gürtelmagd meiner Frau, in die er sich gewaltig vergafft zu haben scheint, wahrscheinlich, um sich interessant zu machen, eine haarsträubende Geschichte erzählt, in der eine weiße Frau neben einem schwarzen Mann ohne Kopf eine besonders große Rolle spielt. Ich hätte deine Knechte ausfragen können. Aber ich gehe prinzipiell niemals Winkelwege, wenn mich der gerade nur halbwegs zum Ziele führt. Deshalb frage ich dich, was eigentlich an der Sache ist.“

„Der Mann ohne Kopf ist lediglich eine Erfindung der tollen Phantasie der Diener, oder der sinnlosen Furcht vor Gespenstern, die in jedem leblosen Gegenstand einen Geist erblickt —“ erwiderte Robert lachend. — „Die Narren waren ja verrückt vor Furcht und durchaus keiner vernünftigen Vorstellung zugänglich. Der gnädige Herr durchwanderte mit mir während mehrerer Nächte die ganze Burg, um zu beweisen, daß die Gespenster nur in der Leute eigenen, albernen Köpfen spukten. Doch es war alles vergebens und gab jeden Augenblick einen anderen Alarm. Da ließ mein gnädiger Herr endlich jenen Teil des Schlosses, der früher die Kemnate gewesen ist, und den er vorläufig nicht zu benutzen gedenkt, gänzlich absperren, und ein Fenster, von wo aus man in einen dazu gehörigen kleinen Hof sehen kann, durch einen Laden verschließen. Das

half freilich nicht gerade viel, denn da sie nun in dem Gespensterwinkel die dort umherwandelnden Geister nicht mehr sehen können, sehen sie diese zu ihrem ganz besonderen Vergnügen in den Korridoren des vorderen Burgteiles. Gespenster müssen sie nun einmal haben, die Dummköpfe!"

„Aber du, Robert, du gehörst nicht zu den Narren, sahest du niemals etwas? Du sagtest, die Geschichte mit dem kopflosen Manne sei Unsinn. Ist es die der weißen Frau nicht auch? Warum erschrakst und erbleichtest du vorhin?"

Robert besann sich einen Augenblick, ob er etwas sie Betreffendes eingestehen solle oder nicht, mußte es aber doch für klüger halten, nicht ganz zu schweigen. Er sagte deshalb: „In der That, gnädiger Herr, ich sah die Gestalt einmal. Chutbert sah sie gleich in der ersten Nacht, während ich ruhig schlief. Er verfolgte sie auf der Stelle, doch sie entschwand, ohne daß er wußte, wie und wohin, aus seinen Augen."

„Wirklich? Und du, Robert? Liefest du etwa davon, als du sie sahest? Fürchtest du dich —?"

„Ja, Herr Graf, ich that das, und scheue mich nicht, es auszusprechen. Gegen Menschen stehe ich meinen Mann und kenne das häßliche Wort nicht, wie Ihr wißt. Doch mit Geistern ist es etwas anderes. Ich fühlte, wie lähmend eine Eiskälte durch meine Glieder schlich, und das Haar auf meinem Kopfe sich emporrichtete vor Grauen, als ich sie auf mich zuschweben sah, und so deutlich, als ich Euch vor mir sehe, ihr Leichengesicht erblickte. Sie ging nicht, wie Menschen gehen. Sie schien von dem Lichte des Vollmondes, der ihre leichte, weiße Gestalt wie in einen Silberschleier hüllte, daher getragen zu werden. Ich rief, wie wir verabredet hatten, nach Chutbert. Er kam mir sofort zu Hilfe, aber — wie das erste Mal, da er sie allein gesehen, entschwand sie unseren Blicken, ohne daß wir, trotz alles Suchens und Forschens entdecken konnten, wohin sie gekommen und wie dies Verschwinden überhaupt möglich gewesen."

Wir wissen, wie Robert in seiner Mitteilung so ziemlich der Wahrheit getreu geblieben war.

„Unsinn und kein Ende!" rief der Graf ärgerlich. „Es giebt keine Geister, die umher wandeln, und wenn es welche gäbe, so würden unsere blöden Augen, die nur für die Dinge

dieser höchst materiellen Welt eingerichtet sind, sie nicht sehen können. Dachtet Ihr denn nicht an die Wahrscheinlichkeit, daß irgend ein Mensch, Gott weiß zu welchem Zwecke, Gespenst mit euch gespielt habe?"

„Natürlich, Herr Graf! Das gerade war unser erster Gedanke. Ihr wisset, weder mein gnädiger Herr, noch ich gehören zu den Abergläubischen. Ich denke, die Gespensterfurcht, die uns alberne Kinderstubenerzählungen beinahe eingeimpft hätten, habt Ihr uns gründlich ausgetrieben, indem Ihr uns in der Nacht aus den Federn holtet und jeden einzeln im Finstern hinunter in die Halle oder in die Rüstkammer schicktet, um Euch einen zu diesem Zwecke dort vergessenen Gegenstand zu holen. Ei! was haben wir da so manches Mal für Furcht ausgestanden und vor Angst mit den Zähnen ein Klapperkonzert aufgeführt. Wie viel Stoßgebetlein haben wir dabei an unsre Schutzheiligen gerichtet!"

„Habt ihr? Habt ihr?!" lachte der Graf außerordentlich erheitert. — „Na, ich denke, die Erziehung, die ich euch beiden heimlich, hinter dem Rücken meiner Frau Mutter, gegeben habe, ist nicht das schlechteste Werk meines Lebens."

„Nein, gnädigster Herr, das weiß Gott!" fiel Robert mit Wärme ein. „Wir können Euch das beide nie genug danken! — Was würde die übergroße Liebe der gnädigen Frau Mutter aus Chutbert gemacht haben?"

„Was? — Na, ein Muttersöhnchen vom reinsten Wasser, wie es leibt nnd lebt, und sich in Watte packt vor jedem rauhen Luftzuge. Ein Zieraffe und Damenheld, der nicht eine Spur von Mannheit an sich hat und sich hinter die Unterröcke verkriecht, wenn er nur von weitem Schwerter klirren hört. Das ist's, das wäre aus dem Prachtjungen, meinem Bruder, geworden, und aus dir, seinem treuen Spezial, seinem Schatten, dazu. Na — ich bin bisher mit meinen Erziehungsresultaten bei euch im allgemeinen ganz zufrieden gewesen, möge es ferner so bleiben. Kommen wir jedoch auf unsere weiße Frau zurück. Was thatet ihr denn, als jener Gedanke, wegen Menschenspuks, euch kam?"

„Der gnädige Herr ließ Meister Hildebrandt, den Baumeister kommen und die Wände sowohl, als den Fußboden nach

einem geheimen Schlupfwinkel untersuchen. Es wurde jedoch nichts gefunden."

„Kurios ist das immerhin! Habt ihr in jenen Nächten, wo ihr, um der Gespensterfurcht der Leute zu steuern, im Schlosse umhergewandert seid, die weiße Frau nicht wieder gesehen?"

Hier konnte Robert mit voller Wahrheit ein entschiedenes — Nein antworten, und setzte hinzu: „Weder sie, noch irgend ein anderes Gespenst."

„Und später?"

„Niemals wieder ein Gespenst," war Roberts rasche, doppelsinnige Antwort.

„Na, das ist gut und nicht gut, denn ich hätte mir gern einmal das Vergnügen der Geisterbannerei gemacht, wenn ich zum Frühling hinkomme. Gleichviel, ich werde mich jedenfalls in dem Gespensterwinkel umthun. Vielleicht stößt mir doch etwas auf und dann Gnade Gott dem Gespenste, das mir zwischen die Finger gerät. Es geht gewiß nicht zum zweiten Male um!" —

Der Graf betrachtete, als er dies sagte, seine großen, aber wohl geformten weißen Hände, die eine eiserne Kraft besaßen.

Robert schauderte innerlich, wenn er sich Donna Maria unter diesen eisernen Fäusten dachte. Der erste gewaltsame Griff würde ihr den zarten Arm zerbrochen haben. —

Endlich, nach fast vollen sieben Wochen, nachdem sie zuerst die Absicht dazu gehabt, konnte Frau Adelheid ihre Abreise ins Werk setzen.

Robert war ohne alle Besorgnisse, denn er vertraute fest auf den Boten, obgleich noch keine Nachricht davon, daß Chutbert die Briefe erhalten, zurückgekommen war.

Chutbert mußte vollauf Zeit gehabt haben, seine Angelegenheiten so zu ordnen, wie er es für das beste hielt, und Robert war mit dem Ueberfall, welchen Frau Adelheid beabsichtigte, nunmehr gänzlich ausgesöhnt, seit er ihm so die Spitze abgebrochen wähnte. Denn am Ende war es doch sicher kein Unglück, wenn die weiße Frau genötigt ward, die Kemnate und den Greifenstein zu verlassen. —

Robert würde weit weniger ruhig und sicher gewesen sein, hätte er gewußt, daß Chutbert, ganz ahnungslos von dem ihm bevorstehenden Besuch seiner Mutter geblieben war.

Der Bote war unterwegs Räubern in die Hände gefallen, ausgeraubt, und da er als mutiger Mann sich dem widersetzen gewollt, halb tot geschlagen und in seinem Blute bewußtlos liegen gelassen worden, während sich die Räuber mit seinem Gelde, seinen Waffen und dem schönen, starken Pferde edler Zucht aus dem Staube machten.

Den bereits halb Erfrorenen fand ein zu Markte gefahrenes Bäuerlein, das, auf dem Rückwege begriffen, ihn als barmherziger Samariter in seinen leeren Wagen lud und mit nach Hause nahm.

Die erlittenen Mißhandlungen, der Schreck und die folgende Einwirkung der Kälte auf den dadurch geschwächten Körper hatten dem Manne ein hitziges Fieber zugezogen, das sich bei der geringen Pflege, welche seine freundlichen, aber unwissenden Wirte ihm widmen konnten und dem gänzlichen Mangel eines Arztes sehr in die Länge zog, ihn lange auf jener schmalen Grenze zwischen Tod und Leben erhielt.

Als Robert mit Frau Adelheid die Reise antrat, war der Bote, auf den er vertraute, zwar bereits in der Genesung begriffen, aber zu schwach, um auch nur dem Gedanken Raum zu geben, wie er eigentlich in die ihm fremde Umgebung gekommen. Noch viel weniger war er imstande, sich an seine Botschaft und die dringende Notwendigkeit, die ihm zu rascher Beförderung anvertrauten Briefe auf andere Weise an ihre Adresse zu überliefern, zu erinnern.

Die Bauersleute, welche zwar beide Briefe wohl verwahrt in der inneren Brusttasche seines Kollers gefunden und sie wohl aufgehoben hatten, konnten beide weder lesen, noch fiel es ihnen ein, ihn an ihr Vorhandensein zu erinnern.

---

24. In Greifenstein.

Die Ankunft Uraccas und der Befehl des Freiherrn, der den inneren Dienst um seine Person allein in ihre Hände und die ihres angeblichen Mannes Jürgen Wiedemann legte, erfreute

sich auf seiten der übrigen Dienerschaft durchaus keiner Sympathieen.

Was brauchte denn diese alte, schwarzgelbe Italienerin, die in ihrer schwarzen, nonnenartigen Trauertracht aussah, als käme sie direkt aus dem Grabe, daher zu kommen und treuen, langjährigen Dienern ihre Arbeit wegzunehmen?

Freilich, sie begriffen es wohl, daß der Herr, der mit einem Male so viel auf seine alten Scharteken und Pergamente hielt, sehr böse über das Versehen der Magd gewesen, denn er hatte ja getobt und geschrieen, wie sie ihn nie gehört. Aber mußte er denn deshalb eine Fremde hernehmen und sich von ihr bedienen lassen?

Die anderen alle hätten ja das gern selbst übernommen, obgleich es eigentlich nicht ihre Sache war, allein sie würden es schon darum gern gethan haben, damit sie ihren jungen Herrn nur wenigstens zu sehen bekämen.

Denn — seit er, wie sie sagten, ganz und gar ein Stubenhocker geworden und unter die Gelehrten gegangen war, vergingen ja oft Tage, ohne daß sie nur seine Nasenspitze zu sehen bekamen.

Besuch kam auch nicht mehr nach dem Greifenstein. Der Herr lebte wie im Kloster und wenn ihn ja einmal ein notwendiges Geschäft nach der Stadt trieb, jagte er da nicht zurück, als säße ihm der Böse im Nacken? — Es war wirklich kein Vergnügen mehr, zur Begleitung nach der Stadt befohlen zu werden, denn man meinte unterweges immer, man müsse auseinander gehen.

Ein Wunder war es nur, wie dem Herrn das immerwährende Stubenhocken so gut bekam und wie fröhlich er dabei war.

Sein schönes Gesicht strahlte ordentlich und glühte wie eitel Sonnenschein vor Freundlichkeit. Zwar gütig war er immer, aber jetzt war er die gute Stunde selbst, hatte für jeden einen freundlichen Blick, ein gütig Wort, ward nie ungeduldig — es war ein wahres Vergnügen, um ihn zu sein, und es war wirklich unangenehm, daß dazu so wenig Gelegenheit geboten war.

Denn, wie schon gesagt, seine Zimmer und den anstoßenden Ahnensaal durfte außer Jürgen Wiedemann und Uracca nur

der Burgwart und Frau Brigitte, die Beschließerin, betreten, für alle anderen war es so verbotener Grund als der Gespensterwinkel.

Uebrigens war es doch eigentlich recht schade, daß man durchaus nicht mehr nach diesem Winkel hinüberblicken konnte. In dem ewigen Einerlei des jetzigen Dienstes wäre es eine angenehme Abwechselung, eine gewiß nicht zu unterschätzende Unterhaltung gewesen, oben an jenem Fenster zu stehen und hinunterschauend, auf die Erscheinung der weißen Frau und des schwarzen Mannes, der seinen Kopf unter dem Arme trug, wie ein Kavalier seinen Hut, zu lauern.

Das wäre gewiß gerade jetzt interessant gewesen, denn nach so langer Ruhe sollte es, wie einer der Knechte beteuerte, im Gespensterhofe wieder viel lebhafter als jemals hergegangen sein. Er hatte Pferde wiehern hören und das Geräusch rollender Räder vernommen. — Es waren die Cisterziensermönche gewesen, die in einer gerade sehr stürmischen Nacht, drei Tage nach dem Tode des Marchese, seine Leiche auf einem Wagen nach ihrem Kloster geholt hatten. —

Der Knecht wollte dazu auch noch, mitten durch das Sturmgeheul, das Bellen der Rüden und die Hörner des wilden Jägers drüben gehört haben.

Wie schade, daß dieser dumme Laden ihnen den Ausguck wehrte, welches unschätzbaren Unterhaltungsstoffes für die langen Abende ging man dadurch verlustig. Gewiß, es war zum Verzweifeln, es ereignete sich auch gar nichts.

Während sich die niedere Dienerschaft auf Greifenstein so schwer über Mangel an Unterhaltung beklagte, fehlte diese dem Schloßherrn keineswegs.

Chutbert war ganz glücklich im ungestörten Umgange mit der Geliebten und mußte sonach sein Widerwille, sie zu verlassen, und sei es auch nur auf Stunden, wie seine Eile, so schnell als möglich zu ihr zurück zu kehren, sehr begreiflich erscheinen.

Clodilde ward täglich zutraulicher und in ihrer sanften Art auch heitrer, je mehr die tiefe Trauer um den Tod des Vaters sich sänftigte, wobei die Liebe ihres Gemahls und die ihre zu ihm, die im steten Zunehmen begriffen war, viel dazu beitrug, daß sich dieser naturgemäße Prozeß rascher vollzog, als es unter anderen Verhältnissen möglich gewesen.

Chutbert warb um die Liebe seiner jungfräulichen Gemahlin mit einer zarten Zurückhaltung, die ihm freilich bei seiner feurig ungestümen Natur und der Tiefe und Glut seiner Empfindungen für sie nicht eben leicht ward, ihn aber in den Fortschritten ihrer Gunst besser und sicherer förderte, als es dem leidenschaftlichsten Ungestüm möglich gewesen, vor dem sie nur erschreckt in sich selbst zurück gewichen, und sich mit ihrer jungfräulichen Scheu hinter ihre Trauer um den Vater verschanzt, ihm ihre Gegenwart rar gemacht haben würde. Freilich nicht aus Mangel an Liebe zu ihm, sondern aus mädchenhafter Furcht vor Wünschen, die sie in Schrecken setzten.

Lange Zeit vermied es Chutbert sorgfältig, die Gedanken seiner Gemahlin in die Vergangenheit zurück zu lenken und war stets bestrebt, wenn sie von selbst diese Richtung nahmen, ihren Gedankengang durch anderes zu unterbrechen.

Sie hatte es mehreremal versucht, ihm Mitteilung über ihre Vergangenheit zu machen, doch wollte er nie davon hören. Er pflegte zu sagen: „Später, später, Teuerste. Wir haben dazu noch viel Zeit. Jetzt sollst du an nichts anderes denken, als an meine Liebe zu dir und an die glückliche Zukunft, die unserer wartet, wenn wir dem Angedenken deines edlen Vaters gerecht geworden sind, und du an meiner Seite, als mein geliebtes Weib, als die Herrin und höchste Zierde dieser meiner wiederhergestellten Stammburg, zurückkehrst in die Welt."

„Wäre nur Robert erst zurückgekehrt," fügte er eines Tages bei. „Ich begreife seine lange Abwesenheit nicht, und noch viel weniger sein beharrliches Schweigen. Warum sendet er mir nicht Kunde, wenn Verhältnisse, oder vielleicht der Dienst meines Bruders, der seine Treue und Klugheit nicht minder schätzt als ich, ihn fern hält? — Warum schreibt er nicht und beschwichtigt so die Besorgnisse, welche, wie er recht gut weiß, diese völlig unerklärliche, lange Verzögerung seiner Rückkehr mir einflößen muß? Er wollte noch vor Neujahr in Wien aufbrechen und müßte längst hier sein, selbst wenn er zu Wagen statt zu Pferd reist."

„Vielleicht hat er geschrieben, und der Brief ist verloren gegangen oder dem Boten, den er ihn anvertraut, ist etwas zugestoßen. Die Unsicherheit der Straßen scheint mir hier in

Deutschlands nicht viel besser bestellt zu sein, als in meiner Heimat —“ erwiderte Clodilde.

„Da hast du freilich recht, Gott sei es geklagt. Das ist auch noch mein einziger Trost. Einige Tage will ich noch warten, habe ich aber dann noch keine Nachricht, oder bin durch Roberts persönliche Ankunft beruhigt, so sende ich einen Boten nach Wien, um Erkundigungen über ihn einzuziehen.“

Die Tage, welche er sich zu warten vorgenommen, gingen vorüber, ohne Robert selbst, oder irgend welche Kunde von ihm zu bringen. So ward denn der Bote abgesendet.

Nun dürfte man wohl erwarten, daß dieser Bote Roberts und Frau Adelheids Weg kreuzen und ihnen begegnen müsse, doch der Zufall wollte, daß dies nicht geschah.

Der Bote war ein vorsichtiger Mann. Er benutzte deshalb die sich in geringer Entfernung von Greifenstein darbietende Gelegenheit sicheren Geleites, und schloß sich der Dienerschaft eines reisenden Herrn an, der ebenfalls auf der Reise nach Wien begriffen war, jedoch einen kleinen Umweg machte, um eine abseits der Straße, ungefähr auf der Hälfte des Weges nach Wien, liegende Burg eines Freundes auf ein paar Stunden aufzusuchen.

Der Bote glaubte, daß die unbedingte Sicherheit seiner Reise in dieser Gesellschaft des kleinen, kaum einen halben Tag betragenden Aufenthaltes derselben schon wert sei, und trug kein Bedenken, den Umweg mitzumachen, als ihm dies von dem Edelmann freundlich gestattet ward.

Dadurch aber verfehlte er gerade den Train der alten Gräfin, und so ward die letzte Möglichkeit, früher die Kunde ihres Herannahens nach Greifenstein zu bringen, verloren. —

Eines Tages bestand Clodilde darauf, ihrem Gemahl die Geschichte ihrer Vergangenheit mitzuteilen. Sie betonte, es sei endlich Zeit, daß er die Verhältnisse der Familie des Mädchens, der er so großherzig, ohne sie zu kennen, die Ehrenstellung seiner Gemahlin gewährt, und die Schicksale kennen lerne, die sie samt ihrem unglücklichen Vater so weit von der Heimat verschlagen und genötigt hätten, sich gleich schuldbeladenen Verbrechern in dem Schoß der Erde zu verbergen, um das verräterische Tageslicht und die Gegenwart der Menschen zu fliehen.

Chutbert hatte ihr versprochen, sie anzuhören, wenn Uracca, die er erst um die Thunlichkeit ihres Wunsches befragen wolle, davon keinen Schaden für ihre Gesundheit befürchte.

Uracca sagte: „Lasset Madonna immerhin gewähren, edler Herr. Sie wird ruhiger werden, wenn Ihr endlich alles wisset, was sie betrifft. Die böse Vergangenheit wird tiefer in ihrem Gedächtnis zurücktreten, wenn nicht immer wieder der Vorsatz, Euch von dem zu sprechen, was Ihr doch wissen müßt, sie aufregt, und alle Schrecken von einst vor ihrer Seele emporsteigen, sie gleichsam zwingen, dieselben noch einmal zu durchleben. Vergeßt nicht, wir haben Anfang künftiger Woche Vollmond und nie ist ihrem Geiste völlige Ruhe notwendiger, als zu dieser Zeit. Seit Ihr mir von jener entsetzlichen Stunde erzählt habt, wo Ihr sie auf dem Gerüst herumklettern sahet, stehe ich, sowie die Vollmondnacht herannaht, Todesangst aus."

„Nicht doch, Signora, das habt Ihr nicht nötig," erwiderte Chutbert beruhigend. „Die Thüre, welche aus meiner Gemahlin Gemächern in die Halle führt, ist verschlossen. Ich thue das jeden Abend selbst. Der Schlüssel ist in meiner Tasche, ebenso der zum Gitter des geheimen Ganges, das ich durch eine Kette mit Schloß gesichert habe. So kann Clodilde, wenn der Mond die Schlafende lockt, nirgends hinaus, als durch mein Gemach. Ich glaube aber nicht, daß sie dahin kommt, denn selbst im Schlafe wird ihr jungfräuliches Schamgefühl sie abhalten, es während der Nacht zu betreten. Uebrigens sollte es ihr auch dann nicht gelingen, hinauszukommen. Ich werde in den drei Vollmondnächten, die, wie Ihr sagt, allein die Gefahr des Schlafwandelns für sie mit sich bringen, quer vor der geheimen Thür in meinem Zimmer schlafen. Das alles sind freilich nur Vorsichtsmaßregeln, welche meine Gemahlin verhindern, sich in den Anfällen ihrer Krankheit Schaden zuzufügen, heben jedoch das Uebel selbst nicht. Wenn Ihr mir nur nachgeben und bei ihr der Berufung eines Arztes das Wort reden wolltet, so würde dieser ohne Zweifel ein Mittel —"

„Nein! o nein! um keinen Preis!" rief Uracca ängstlich. „Bevor Clodilde nicht öffentlich als Eure anerkannte Gemahlin auftreten kann — und das geht ja aus vielen Gründen noch nicht — darf niemand von ihrem Dasein hier eine Ahnung er-

halten. Es wäre zu gefährlich. Glaubt mir, gnädigster Herr, es geht nicht. Ihr kennt Alessandro von Medicis nicht, kennt nicht die Ruchlosigkeit seiner Mittel, noch die zahllosen Werkzeuge jedes Standes, die sein Machtgebot aussendet, sein Gold erkauft. Tiefste Verborgenheit allein kann sie jetzt beschützen, später mag es wohl Euer Name, die Macht Eures Bruders am Kaiserhofe, den Alessandro zu schonen hat, und, ja, das beste wird doch trotz diesen allen, immer noch, so lange jener Verfluchte lebt, unsere Wachsamkeit thun müssen, damit nicht schleichendes Gift Euer Weib aus Euren Armen reißt, da seine verbrecherischen Hände es auf andere Weise nicht vermögen. Doch still, ich plaudre zu viel. Madonna hat sich das alles selbst vorbehalten. Gebt demnach, ich bitte Euch, edler Herr, jeden Gedanken an einen Arzt auf, Ihr seht, es kann, es darf nicht sein. Ueberdies giebt es für diese, bei ihr wenigstens erst seit etwas über zwei Jahren, infolge einer fürchterlichen Gemütsaufregung wiedergekehrten, oder vielmehr erst recht entwickelten Krankheit, kein Mittel. Clodilde wandelte zwar schon früher als Kind einigemal schlafend im Zimmer umher, doch ohne dasselbe zu verlassen. Es war damals ebenfalls die Folge eines Schreckens, verlor sich jedoch nach einiger Zeit gänzlich wieder, bis die Krankheit abermals und diesmal so stark wiederkehrte, als Eure Gemahlin sich schwer darüber beunruhigte, daß sie in Selbstverteidigung einen Schurken getötet. Die vielfachen Leiden und Entbehrungen dieser letzten zwei Jahre waren natürlich nicht angethan, sie zu heilen. Lasset sie aber nur erst zur Ruhe kommen, so bin ich überzeugt, die Krankheit wird wieder von selbst verschwinden. Das Glück an Eurer Seite wird sie sicherer heilen, als es der gelehrteste Medicus vermöchte."

„Ihr beruhigt mich wahrhaft, Uracca. Ich danke Euch," erwiderte Chutbert, „denn ich kann sagen, dieser Zustand machte mir wirklich große Sorge. Wenn Ihr also meint, daß es ihr nicht schadet, so will ich sie nicht länger verhindern, sich auszusprechen."

„Es ist sicher besser, sie ihr Herz ausschütten zu lassen, Ihr werdet es sehen," beharrte Uracca.

25. Das Geheimnis der Ruine.

So enthüllte denn Clodilde ihren von den verschiedensten Empfindungen erfüllten, zwischen zärtlichster Teilnahme und unsäglicher Empörung, tiefstem Mitleid und knirschender Rachelust hin und herschwankenden Gemahl, ihr und ihrer Familie schweres Schicksal bis zu dem Augenblicke, da sie ihre Flucht antraten.

Wir verschonen den Leser mit der Wiederholung dessen, was ihm hinreichend bekannt ist, und knüpfen in dem Augenblicke an, wo Clodilde, die gewöhnlich den größten Teil des Tages in dem Studierzimmer ihres Gemahls zuzubringen pflegte, am anderen Morgen ihre Erzählung fortsetzt.

Der Freiherr hatte mit seiner Gemahlin im Ahnensaale gefrühstückt, wo alle Mahlzeiten serviert wurden, und sich nun nach seiner Gewohnheit mit ihr in sein Studierzimmer zurückgezogen.

Clodilde begann: „Wir gelangten glücklich bis zur Grenze, wo die vertraute Kammerfrau der Madonna Beatrice, welche deren Rolle spielte, während wir als Dienerschaft galten, sich, samt ihrem Diener, von uns trennte.

In der Entfernung einer Tagereise stießen im Kirchenstaate Uracca nebst Juliette, meiner Zofe, und Wolfs Frau, die vorausgereist waren, zu uns. Die Frauen befanden sich auf einem Wagen, der den kleinen Teil unserer Besitztümer enthielt, welchen wir in der Eile, in welcher unsere Flucht angetreten werden mußte, und bei der Schwierigkeit des Transportes mit uns nehmen konnten. Uracca stieg zu Pferde gleich uns. Juliette und Wolfs Frau blieben in dem Wagen, den Anselmo, Juliettes Bruder, als Kapuzinermönch verkleidet, führte. Die beiden Frauen, in der Tracht der Carmelitternonnen, gaben als Zweck ihrer Reise den Auftrag an, eine Sendung von Kirchengut, das sich in vier großen und einigen kleineren Kisten verpackt auf dem Wagen befand, nach Kloster Lehnin in der Mark Brandenburg zu bringen.

Die Kupuzinerkutte und das geläufige Latein des ehemaligen Klosterschülers Anselmo ließ dies Vorgeben sehr glaubhaft erscheinen, wie die martialische Miene des Meisters Ruggiero,

des Kämmeres unseres edlen Freundes des Prinzen, der ihnen als vorgeblicher Klostervoigt, bis an die Zähne bewaffnet, als Bedeckung und Geleitsmann diente, alle Diebesgelüste einzelner schweigen ließ. Vor ganzen Banden von Ladrones bewahrte sie ein günstiger Stern. Sie kamen überall so glücklich durch, als wir selbst.

Der Vorsicht halber hatten wir uns nämlich, nachdem wir die Grenze des Kirchenstaates wieder überschritten, getrennt. Sie folgten uns in der Entfernung einer halben Tagereise."

„Wäre es aber nicht klüger und sicherer gewesen, zusammen zu bleiben? Es mußte doch Meister Ruggiero daran liegen, euch zur Seite zu bleiben, waren doch eure Personen gefährdeter und unendlich wertvoller, als dies leicht zu ersetzende irdische Gut, so kostbar es auch sein mochte."

„Nein, wir konnten nicht beisammen bleiben. Der Wagen kam langsamer vorwärts als wir, und vor allem war rasches Reisen nötig. Und bedenkt, Chutbert, die Gefahr lag hinter uns, nicht vor uns. Indem Ruggiero hinter uns blieb, sicherte er uns den Rücken und war imstande, wenn er verdächtige Personen dieselbe Straße ziehen sah, uns schleunigst zu warnen."

„Du hast recht, Geliebte, mein Einwurf war unweise — bitte, fahre fort."

„Unangefochten gelangten wir bis nach Finkenstein — da, — als wir gerade vor einer Herberge hielten, um Rast für die Nacht — die mit Sturm drohte — zu machen, kam Ruggiero herangejagt und meldete: daß wir von einem Trupp Bewaffneter in den Brandenburgschen Farben verfolgt würden.

Diese Leute wären jedoch so wenig Brandenburger, als wir selbst, denn mitten unter ihnen habe er das Galgengesicht Pedros Diaz, eines Spaniers und als Spürhund Alessandros bekannt und gefürchtet, bemerkt. Den Kornett aber mache der rote Kunz. Dieser Mensch war ebenfalls ein nicht minder gefürchtetes Werkzeug des Medicäers.

Dieser Kunz nun, als Deutscher seiner Rolle am gewachsensten, hatte sich bei den Nonnen nach uns erkundigt, indem er uns so genau beschrieb, daß diesen kein Zweifel blieb, wir seien entdeckt und unseren Verfolgern sogar die genauesten Details unserer Kleidung bekannt. Wolfs Frau, obgleich

Italienerin, dennoch der deutschen Sprache so mächtig, wie eine Deutsche, hatte sehr eifrig entgegnet, genau diese Personen habe sie gegen Tagesanbruch, als sie gerade von ihrer Herberge aufgebrochen, vorüberreiten sehen. Hierauf beschrieb sie eifrig die Richtung, die wir genommen, natürlich eine andere, weit von unserem wirklichen Wege entfernte.

Die Bewaffneten hatten sich bedankt und eiligst die von ihr angegebene Straße verfolgt.

Ruggiero kam nun, uns zu warnen und zu größerer Eile zu treiben.

So waren wir genötigt, unseren Weg ohne Rast wieder anzutreten, was wir in größter Eile thaten, indem wir die Hoffnung nährten, daß der große Wald, welcher vor uns lag, uns unseren Verfolgern verbergen werde, wenn diese, was wir ja doch immerhin fürchten mußten, durch irgend einen unglücklichen Zufall, den richtigen Weg, den wir genommen, ausfindig machen sollten. Ruggiero, den böse Ahnungen quälten, wäre uns gern gefolgt, aber mein Vater duldete das nicht und bewog ihn, zu den schutzlosen Frauen zurückzukehren. Lange, ehe wir den Wald erreichten, brach das Wetter los, und es goß in Strömen. Wir konnten uns jedoch daran nicht kehren. Auch war, wenn wir wirklich die Absicht gehegt hätten, irgendwo Unterkunft zu suchen, kein Haus in der Nähe, nichts als ringsum die öde Heide.

Wir ritten, bis die sinkende Nacht unserem Weiterdringen inmitten des Waldes ein Ziel setzte.

Todmüde und bis auf den Körper durchnäßt, sank ich vom Pferde. Ein kalter Wind pfiff durch den noch kahlen, unbelaubten Wald, und drang uns — so schien es uns wenigstens — bis in die Seele.

Mein Vater führte auf unserem Packpferde ein kleines Zelt für mich mit, es ward rasch aufgeschlagen, so daß ich mit Uraccas Beistand — denn ich war vor Müdigkeit und Frost so erstarrt, daß ich kaum einen Finger rühren konnte — trockene Kleidung anzulegen vermochte. Die durchnäßte ward draußen dem Winde zum Trocknen überlassen. — Ich war kaum fähig, das Stück Brot und den kleinen Becher Wein zu genießen, den Uracca mir aufdrang, denn die Augen fielen mir immer zu,

so daß sie mich gleich einem kleinen Kinde fütterte. Dann sank ich in den tiefen Schlummer gänzlicher Erschöpfung.

Wilder Lärm, Geschrei und Waffengeklirr erweckte mich.

Entsetzt sprang ich auf und, aus dem Zelte lugend, sah ich bei dem matten Scheine des qualmenden Feuers, das, von feuchtem Holz genährt, mehr schweelte als brannte, meinen Vater und Wolf im wildesten Verzweiflungskampfe mit vier Bewaffneten.

Mein Vater kämpfte mit einem wahren Riesen, doch war er sichtlich im Vorteil gegen jenen, da kam diesem ein rothaariger Mensch zu Hilfe und schickte sich an, meinem Vater, dessen Haupt durch den im Kampfe herabgefallenen Helm entblößt war, den Dolch in den Nacken zu stoßen. Da warf sich Uracca, ein brennendes Holzstück schwingend, dazwischen und stieß es dem Meuchelmörder gerade in das wilde, schon von teuflischem Triumph verzerrte Gesicht, während sie mit der anderen Hand einen Nachstoß mit dem Dolche führte, worauf er aufschreiend zusammenbrach.

Noch einmal schwang Uracca ihren Feuerbrand, noch einmal verrichtete ihr sicher geführter Dolch seine blutige Arbeit und befreite Wolf in dem Augenblicke von dem einen seiner Bedränger, da er fast gleichzeitig mit meinem Vater, der seinem Feinde das Schwert in die Brust stieß, mit dem anderen ein Ende machte, indem er ihn mit einem gewaltigen Hieb, quer über das Gesicht, den Kopf spaltete.

Während dieses unglaublich kurzen Gefechtes stand ich starr, wie gelähmt vor Schrecken, an die Stelle gebannt. Erst als ich meinen Vater zusammensinken sah, gab mir der neue Todesschreck die Fähigkeit, mich zu bewegen, zurück.

Aufschreiend sprang ich hinzu. — Der Sieg war erfochten. Wir waren von unseren Verfolgern befreit, aber ach! um welchen Preis! Mein geliebter Vater hatte eine tiefe Wunde in der Brust, die ihm ein Schwertstoß, schräg vom Armloche aus unter den leichten Reiseharnisch eindringend, zugefügt hatte.

Während ich mit Uracca meines Vaters Wunde verband, erpreßte Wolf den beiden im Gesicht verbrannten und geblendeten, von Uraccas schwacher Hand nur verwundeten, nicht getöteten Banditen, die sich, heulend und gräßlich fluchend, in

ihrem Blute wälzten, das Geständnis, daß sie zu einer, aus zehn Köpfen bestehenden Häscherbande gehörten, die Alessandro uns nachgesandt und die sich, um unbeachteter und unbeargwöhnter ihr Werk zu verrichten, in die brandenburgischen Farben verkleidet hatte. Sie hatten den Auftrag, meinen Vater und alle meine Begleiter zu ermorden, mich aber, womöglich lebend, in ihres schändlichen Herrn Verbrecherhand zu liefern. Nur wenn das letztere nicht möglich war, sollten sie auch mich niederstoßen.

Als die Bande von Wolfs Frau auf die falsche Fährte gesendet wurde, war dem roten Kunz nach einiger Zeit der Gedanke aufgestiegen, sie seien möglicherweise von der Nonne angeführt worden, und er hatte darauf bestanden, erst weitere Erkundigungen einzuziehen und sich über die Richtigkeit des erhaltenen Bescheides zu vergewissern. Dem hatte sich jedoch Pedro Diaz als zu zeitraubend widersetzt und auf der weiteren schleunigsten Verfolgung des einmal eingeschlagenen Weges bestanden. Ein heftiger Streit war darauf unter beiden entbrannt, der, da keiner nachgeben wollte, endlich zur Teilung führte. Pedro Diaz setzte mit fünf Begleitern seinen Weg fort, während drei, die zu Kunz hielten, bei diesem zurückblieben. Langsam den Weg, den sie erst in solcher Eile zurückgelegt, wieder dahin reitend, begegnete ihnen wirklich eine Frau, die uns gesehen hatte, und deren Weisung ihnen nun die richtige Fährte zeigte. Der rote Kunz gönnte Pedro Diaz nicht den Anteil an dem Fange, den zu machen er nun sicher glaubte, und ohne diesen von der aufgefundenen richtigen Spur zu benachrichtigen, nahm er eiligst mit seinen drei gleichgesinnten Gefährten allein unsere Verfolgung auf.

Das ward unsere Rettung.

Nachdem Wolf von den Mördern erfahren, was er wissen wollte, gab er ihnen, trotz meiner Fürbitte, den Gnadenstoß."

„Diese Fürbitte, meine süße Clotilde, macht freilich deinem mitleidigen Herzen Ehre, war aber sehr unklug. Jene Elenden würden an euch zu Verrätern geworden sein, wenn, wie gewiß anzunehmen war, ihre Gefährten, als sie bemerkten, daß sie irre geführt waren, zurückkehrten, und nun selbst die richtige Spur auffindend, sie auf dem Kampfplatze entdeckten. In

solchem Falle wie der, in dem ihr euch befandet, ist Erbarmen gegen den Feind nicht viel besser als Selbstmord. Man muß fliehend nie einen lebenden Feind hinter sich zurück lassen."

„Ach ja! ich weiß, Ihr habt recht und sah das später selbst ein. Aber es ist so schrecklich, einen hilflosen Verwundeten zu töten! Mir ward endlich der Einwand Uraccas ein Trost, daß es gewiß besser für sie gewesen, einen raschen Tod zu finden, als so entsetzlich verbrannt und geblendet, wie sie waren, ein elendes Leben weiter zu schleppen. Außerdem meinte Wolf, wäre es ja noch die Frage gewesen, ob sie zeitig genug von den Ihren oder anderen Menschen aufgefunden worden und nicht als eine hilflose Beute der zahlreichen Wölfe, die rings herum heulten — was eben die Anzündung eines Feuers, das wahrscheinlich unseren Lagerplatz dem Feinde verraten, nötig gemacht hatte — einen so viel entsetzlicheren Tod erlitten haben würden. Ich sah das ein und beruhigte mich über Wolfs That, die mir nun in einem weniger grausamen Lichte erschien. Mein Vater war keineswegs bewußtlos, schien aber große Schmerzen zu leiden, obgleich es Uraccas großer wundärztlicher Geschicklichkeit und einem Wundbalsam, den sie immer bei sich führt, gelungen war, das Blut zu stillen. Er war entsetzlich schwach, bestand aber dennoch bei Tagesanbruch darauf, die Reise fortzusetzen. Es war das ja auch dringend notwendig in unserer nur zu gefährlichen Lage.

Er ward auf das Pferd gehoben und darauf festgebunden, während der neben ihm reitende Wolf dessen Zügel nahm. Doch schon nach einer Stunde langsamsten Reitens mußte er die Unmöglichkeit einsehen, die Reise auf diese Weise fortzusetzen.

Wolf übergab mir meines Vaters Leitung, den Zügel seines Rosses an Uracca, und beschloß, auf der Landstraße Erkundigungeu einzuziehen, ob ein Kloster in der Nähe, in dessen geheiligtes Asyl wir uns flüchten könnten. Es dauerte nicht lange, so kam er zurück und meldete, in der Entfernung von ein und einer halben Meile liege eine Cisterzienserabtei. Der nächste Weg führe quer durch den Wald, an der Ruine des ehemaligen Raubschlosses Greifenstein vorüber.

Mein Vater, den ich, mein Pferd dicht an das seine gedrängt, mit einem Arme umschlang und dessen matter Kopf an meiner Schulter lehnte, öffnete die vor Erschöpfung und Schmerz geschlossenen Augen und flüsterte: ‚Was sagt er? Wie heißt die Ruine?‘

‚Der Greifenstein, mein Vater‘, erwiderte ich.

‚Ist es noch weit dahin, Wolf? Ist die Ruine bewohnt? Weißt du das?‘ fragte er in einem plötzlich merkwürdig belebt klingenden Tone.

‚Ja, gnädigster Herr,‘ erwiderte Wolf. — ‚Ich erkundigte mich augenblicklich darnach. Denn ich meinte, es würde ein guter Ruheplatz inmitten des Weges sein. Es ist nur eine kleine Stunde bis dahin, und die Ruine ist unbewohnt, aber — der Bauer, den ich fragte, bekreuzte sich unaufhörlich, während er sprach, in ängstlicher Weise, und beteuerte, die Ruine sei ein Tummelplatz böser Geister. Niemand wage sich hinein, nicht einmal am Tage, aber noch viel weniger während der Nacht.‘

‚Je verrufener, desto besser!‘ murmelte mein Vater, und sich kraftvoll aufrichtend, wobei er freilich die gräßlichsten Schmerzen zu leiden schien, denn sein Gesicht war ganz entstellt, und er mußte die Zähne zusammenbeißen, um einen Schrei zu unterdrücken, — sagte er nach einer Pause der Erholung:

‚Vorwärts denn, vom Erreichen der Abtei kann keine Rede sein. Auch ist die verrufene Ruine ein weit besserer Zufluchtsort, wie ihr sehen werdet.‘

Er hatte kaum ausgesprochen, als er, unfähig, sich länger aufrecht zu halten, dumpf stöhnend zusammen sank, und wir mußten ihm Recht geben, daß er lebend nicht nach der Abtei gelangt sein würde. Er wäre uns auf dem Wege gestorben vor Schmerz.

Den letzten Teil des Weges nach der Ruine legte er schon bewußtlos, von Wolfs Arme — der sein Pferd dicht an das meines Vaters drängte — mühsam aufrecht erhalten, zurück.

Als wir ihn, dort angelangt, endlich nach vieler Mühe wieder ins Leben zurück gebracht hatten, schlug Wolf vor, nach der Abtei zu reiten, um die Gastfreundschaft der Mönche und ihre Hilfe zu erbitten.

Da aber schüttelte mein Vater den Finger als Zeichen der Verneinung, und erwiderte leise: ‚Der Himmel selbst habe uns einen Fingerzeig für unsere Rettung gegeben, indem er uns hierher geführt. Nirgends in der ganzen weiten Welt könnten wir einen geheimeren und sichereren Zufluchtsort finden, als hier. Wer stände denn dafür, daß es unseres wüsten Feindes Macht nicht gelinge, selbst bis in das geheiligte Asyl des Klosters seine Mörder zu entsenden? Hier allein sei es möglich, spurlos von der Welt zu verschwinden, und in Erwartung besserer Tage und seiner wiederkehrenden Gesundheit, ein sicheres, tief verborgenes Leben zu führen.‘

Wolf widersprach diesem Plane auf das Entschiedenste, indem er auf den völlig unsicheren Zustand der zerstörten, nach allen Seiten hin gänzlich offenen, zugänglich für jedermann daliegenden Burg, die er inzwischen schon in allen Teilen durchsucht hätte, hinwies.

Mein Vater lächelte trotz seiner Schmerzen ein wenig und meinte, erst solle er sehen, dann urteilen, verweigerte aber vorläufig jede weitere Auskunft.

Frisch verbunden und durch eine rasch bereitete Suppe, der wir ein paar Tropfen starken Weines beimischten, ein wenig gestärkt, befahl er endlich Wolf, ihn zum Aufstehen zu helfen, worauf er sich mit großer Anstrengung, auf einer Seite von Wolf, auf der anderen von Uracca unterstützt, wankend vorwärts schleppte.

Mit einer Sicherheit, als wäre ihm hier jeder Winkel bekannt, kommandierte er, wohin er geführt sein wollte.

Sein Weg führte quer über den großen Burghof, einer niederen Pforte zu, die uns durch einen Gang in den kleinen Hof eintreten ließ. Er trat in die Halle des Hintergebäudes und ward, da ihm das Steigen der Treppe unmöglich war, hinauf getragen. Nun befahl er mir, in dem Söllerzimmer angelangt, an der linken Seite des Kaminmantels, dort, wo dieser sich der Wand anschließt, einen kleinen Knopf zu suchen, der sich dort befinden müsse, und darauf zu drücken.

Ich that, was er befahl, aber der Knopf, den ich gefunden, erwies sich hartnäckig, bis Wolf, meinen Vater gegen die Wand lehnend und ihn so Uraccas Fürsorge allein überlassend, mir

zu Hilfe kam. Seiner starken Hand gelang es, die wahrscheinlich ein wenig verrostete Feder zu dem Dienste zu zwingen, den sie meiner Schwäche verweigert. Wir sahen staunend den Kaminmantel, sich von der Wand lösend gleich einer Thür, den Zugang zu der dahinter verborgenen Treppe freigeben.

Mein Vater gebot Wolf, die auf seinen Befehl schon vorbereiteten Kienspäne anzuzünden und hinabzusteigen, um die drei Räume, die sich da unten befinden müßten, zu untersuchen, ob sie trocken und bewohnbar seien.

Mit atemloser Erwartung harrten wir auf Wolfs Rückkehr. Da sich diese indessen länger verzögerte, als wir erwartet, wurden wir ängstlich um ihn: jedoch mein Vater meinte, jede Besorgnis sei unnötig, denn der Zustand des oberen Einganges beweise ja am besten, daß er lange nicht benutzt worden. Ein anderer Zugang zu den unteren Räumen sei nicht vorhanden. Wolf finde es wahrscheinlich schwierig, die unteren Thüren zu öffnen. Um mich zu beschäftigen, wies er mich an, in das nebenan liegende Zimmer zu treten und dort auf der rechten Seite des Rahmens, der um das Bild des Simson gemalt sei, in der rechten Ecke desselben die Feder zu suchen, welche das Bild, gleich einer Thür, aus dem Rahmen löse und einen Gang öffne, der an seinem Ende durch zwei Thüren in ein neben dem Ahnensaale liegendes Gemach führen müsse.

Ich gehorchte, fand die Feder, ließ sie spielen, denn sie machte mir gar keine Mühe — und das Bild öffnete sich, um den dahinter liegenden Gang frei zu geben. Ich hatte vorläufig nicht Lust, auch den letzteren zu untersuchen, und kehrte, das Bild wieder schließend, zu meinem Vater zurück, der mir jedoch auf meine verwunderten Fragen ebenso wenig eine Antwort gab, als vorher auf die, welche ich ihm wegen des anderen geheimen Zuganges vorgelegt. Er schien zu allem, außer einem mühsamen, schmerzlichen Lächeln, unfähig zu sein. Er atmete schwerer und mit schmerzlicher Anstrengung, seine Kräfte waren sichtlich zu Ende.

Da endlich erschien Wolf und berichtete, daß er die drei Gemächer da unten trocken und, dank dem großen Schornstein, der mit besonderem Luftfang versehen, alle drei, oben in der Nähe der Decke durch große Luftfenster miteinander verbundenen

Räume mit frischer Luft versorge, völlig bewohnbar, wenn auch sehr staubig gefunden habe.

Mein Vater nickte zufrieden und flüsterte, sich noch einmal aufraffend: ‚Lasset uns hinuntersteigen, dort sind wir geborgen.‘

Wolf schleppte ihn mit Uracca, und von mir ein wenig unterstützt, hinab. Wie ich vorausgesehen, verlor mein armer Vater dabei wieder das Bewußtsein.

Wir fanden unten eine leere Bettstatt, und in dem anderen Raume zwei Stühle und einen Tisch vor.

Ich stieg rasch noch einmal hinauf und schloß vorsichtig den Kaminmantel wieder, dessen Mechanismus ich schnell begriffen, da er mich lebhaft an den einer geheimen Thür in unserem Schlosse in der Heimat erinnerte.“

---

26. Asyl.

„Da unten wohnten wir fortan. Im Frühling, am 26. April, werden es zwei Jahre, daß wir hinabstiegen.“

„Mein Gott, so lange unter der Erde! Ach, arme Clotilde, teures, süßes Kind, was mußt du gelitten haben in der langen Zeit!“ rief Chutbert, ihre Hände ergreifend und mit Küssen bedeckend.

Sie lächelte ihn melancholisch an und sagte: „Ach ja, dieses erste Jahr wenigstens — denn Ihr wisset, bald nach Beginn des zweiten kamet Ihr, brachtet mir erst Zerstreuung und erleichtertet dann so wesentlich mein schweres Los — war sehr, sehr reich an Leiden. Aber — wenn ich jetzt zurückblicke auf das schwere erste Jahr, scheint es mir, als wären es Wonnetage gewesen, gegen die erste Zeit unseres Lebens unter der Erde. Der Anfang desselben war ein fürchterlicher, und ich kann nur mit Schaudern daran zurückdenken.

Wir entbehrten nicht nur alle die gewohnten Bequemlichkeiten, denn diese hatte mich die lange und beschwerliche Reise schon längst wenig vermissen gelehrt, sondern auch das Notwendigste. Einige Decken und Pelze, von denen natürlich das meiste und beste zu dem Lager meines armen Vaters verwendet wurde, bildeten unsere einzigen Hilfsmittel gegen die plötzlich wieder eingetretene strenge Kälte, die uns da unten nicht weniger

empfindlich traf, als wären wir oben ganz im Freien den Unbilden der Witterung preisgegeben gewesen. Denn die scharfe Zugluft, die unsere Gemächer gesund und bewohnbar machte, brachte auch alle Kälte von der Oberfläche mit herab, und wir hatten noch nicht gelernt, uns dagegen zu schützen, wie wir später es thaten.

Die Herbeischaffung von Brennholz aber war mit großer Mühe und Anstrengung verbunden.

Wir kannten jenen schrägen, unterirdischen Gang, den wir später zufällig entdeckten und der uns diese Mühe so wesentlich erleichterte, damals noch nicht, und Wolf durfte aus Vorsicht nur des Nachts wagen, unser Asyl zu verlassen und das nötigste Holz im Walde zu sammeln.

Wir froren also entsetzlich und dabei war der harte Fußboden unser Bett, die Sättel der Pferde unsere Kissen. Dazu war ich noch ziemlich leicht gekleidet, denn meine eigentliche, auf die Unbilden des deutschen Klimas eingerichtete Reisekleidung war ja damals im Regen so durchnäßt worden und dann, zum Trocknen von Uracca an Bäume und Sträucher aufgehängt, vom Winde wahrscheinlich fortgeweht und beim Aufbruche von dem Lagerplatze vergessen worden. Wenn ich früh erwachte, war ich immer, trotzdem Uracca alles, was wir außerdem an Kleidungsstücken mit uns führten, auf mich häufte, um mich zu schützen, ganz steif, und ward erst, nachdem sie mir die Morgensuppe gereicht, fähig, mich zu regen und aufzustehen.

Das schlimmste von allem aber war, daß die ungeheure Anstrengung, welche mein Vater gemacht hatte, um sich so lange aufrecht zu erhalten, bis wir in Sicherheit waren, seinen Zustand sehr verschlimmert und ihm ein heftiges Wundfieber zugezogen hatte, dem sich eine gefährliche Entzündung seiner Brustwunde zugesellte.

Erst nach entsetzlichen sechs Tagen war er wenigstens so weit, daß Wolf es wagen durfte, uns zu verlassen und den Versuch zu machen, sich an dem vorher verabredeten Orte mit den Frauen und Ruggiero, die dort gewiß schon in Todesängsten auf Nachricht von uns warteten, in Verbindung zu setzen.

Er wollte, mit unseren Pferden an der Hand, in der Maske eines Roßkammes, das Wagnis unternehmen. Ihn unkenntlich zu machen, hatte Uracca ihn mit einer Abkochung von Galläpfeln und Eichenrinde, die sie in der Nacht, Gott weiß, mit welcher Mühe, im Walde gesammelt, sein damals schon weißes Haupt- und Barthaar brandschwarz gefärbt, Gesicht, Hals und Händen aber das schmutzige Braungelb eines Zigeuners zu geben gewußt, dem er, mit den starken, in die Stirn hereingekämmten Haaren, dem abwärts zu beiden Seiten des Mundes herabhängenden Schnurrbarte und der über die Schulter geworfenen, absichtlich zerrissenen und gleich der Kleidung arg beschmutzten Decke täuschend ähnlich sah. Er verstand ein wenig von dem Kauderwelsch ihrer Sprache, und so vermochte er seine Rolle ziemlich gut zu behaupten, wenn es gelten sollte, sich als Zigeuner zu beweisen.

Ehe er uns verließ, hatte er uns gut mit Fleisch versorgt, zu Kraftbrühen für den Vater und mich, denn ich war damals selbst schwach zum Auslöschen. Er hatte, wie er sagte, einen Hirsch erlegt, und ich war weit entfernt, zu ahnen, daß die Nahrung, welche wir genossen, von meinem Liebling, von Bradamante, meinem herrlichen weißen Zelter, herrührte, den Wolf, als das jüngste und zarteste Tier, dem allgemeinen Wohle geopfert. Als ich es später erfuhr, war mein Kummer darüber groß, und ich wäre beinahe so kindisch gewesen, deshalb mein Herz von dem guten Wolf abzuwenden, dem allein wir es doch verdankten, daß wir nicht allein noch lebten, sondern daß sich auch dies Leben zu einem nur einigermaßen erträglichen und menschenwürdigen gestaltete.

Nach einer Woche der bangsten Erwartung kehrte Wolf wohlbehalten zu uns zurück.

Sein Wagnis war gelungen. Er hatte die Frauen, sehr ängstlich über unser Ausbleiben, aber unbelästigt von jeder Fährlichkeit, mit allen unseren Besitztümern unserer harrend, vorgefunden. Ruggiero, der erst nicht anwesend war, denn er streifte, immer auf der Suche nach einer Spur von uns, umher, war außer sich vor Freude gewesen, als er, zurückkehrend, Wolf fand und von unserer Rettung hörte.

Er billigte ganz unseren Entschluß, für einige Zeit wenig-

stens — ich meinte damals nur, für den Sommer — in unserem Asyle verborgen zu bleiben, und war es zufrieden, mit dieser Botschaft zu seinem Herrn zurückzukehren. Nachdem er Wolf und die Frauen nach Finkenstein zurückgeleitet und sie einen sicheren Weg für die künftige Korrespondenz verabredet hatten, trennten sie sich. Wir haben aber nie einen Brief auf dem verabredeten Wege erhalten und sind ganz ohne Nachricht von dem Prinzen.

Eine Geldsendung, die der Prinz uns nach Triest vorausgesandt hatte, und die wir beim Betreten des Landes von einem Boten erhielten, genügte, mit dem, was wir selbst noch besaßen, um alle Sorgen um unsere Existenz noch auf lange von uns halten.

Ob nun Ruggiero auf dem Wege nach der Heimat ein Unglück traf, oder jener verabredete Weg zur Korrespondenz nicht für sicher genug von dem Prinzen gehalten wurde, ob der Prinz selbst, dieser edle Mann, etwa nicht mehr unter den Lebenden weilt, Gott mag es wissen."

„Darüber werde ich dir bald Nachricht geben können, meine teure Clodilde. Ich werde durch meinen Bruder alles, was des Prinzen Leben betrifft, leicht erfahren."

„Ach! das ist mir lieb! Ich bitte, erkundigt Euch nach dem edlen Manne, dem ich später, sobald es nur die Umstände irgend gestatten, Nachricht von mir zukommen lassen muß. Denn ist Ruggiero unterwegs verunglückt, dann glaubt er uns gewiß alle verloren."

„Daran ist nach seinem Schweigen wohl kaum zu zweifeln. Ein so treuer und gewissenhafter Freund, wie er dir und deinem edlen Vater war, würde nicht so lange Zeit haben verstreichen lassen, ohne euch Nachricht zu geben, wenn er überhaupt gewußt, wie das möglich zu machen, und daß ihr noch am Leben seid."

„Ja, das sagte ich mir auch schon oft, und hätte ihm gern ein Lebenszeichen von uns gegeben. Allein, wir wagten es nicht, noch möchte ich es jetzt schon wagen. Doch lasset mich fortfahren. — Wolf gelang es, ein unweit Finkenstein gelegenes, wegen einer Spukgeschichte, die sich dort ereignet haben sollte, etwas verrufenes Häuschen ausfindig zu machen, das er mietete und wo er seine Frau und unsere Besitztümer unterbrachte.

Giulietta, meine Zofe, ward reich beschenkt aus meinen Diensten entlassen, da ich sie ja hier doch nicht brauchen konnte, und sich gerade eine Gelegenheit für sie fand, in die Dienste einer reisenden Dame zu treten, deren Dienerin unterwegs krank liegen geblieben war.

Wolf kehrte beladen mit dem Allernotwendigsten, um unsere Lage erträglicher zu machen, zu uns zurück.

Er ist ein in allen Dingen geschickter Mann. Er schreinerte, er schlosserte, kurz, er that alles, was nur die treuste Liebe und Sorge thun kann, um unseren Aufenthalt so bequem und wohnlich als nur irgend möglich zu gestalten. Nach und nach schaffte er alles, was wir noch besaßen, hierher, und erweiterte, hart arbeitend, den Gang, welcher hinab nach dem Bache führt. Wir hatten ihn durch ein Wiesel, welches auf diese Weise den Weg zu uns gefunden, und das wir verfolgten, entdeckt.

Es war das eine nicht nur schwere, sondern auch gefährliche Arbeit, da der Gang an manchen Stellen verfallen war, und das schlecht gestützte Erdreich von oben nachzustürzen und den emsigen Arbeiter zu ersticken drohte. Wir dankten Gott, als er endlich ohne Schaden mit seiner Riesenarbeit zu stande gekommen war.

Während er so für uns arbeitete, war auch Margritta, seine Frau, die treue Seele, für uns thätig. Sie wusch und nähte, kaufte Lebensmittel für uns, und versorgte uns mit allem, was wir bedurften. Wolf war als Bote zwischen ihr und uns, aber immer nur während der Nacht, mehreremal in der Woche unterwegs.

Als mein Vater soweit hergestellt war, um anhaltend sprechen zu können, wurde auch endlich unsere brennende Neugierde befriedigt, wie er, der unseres Wissens nie in diesen Teil Deutschlands gekommen war, die Geheimnisse der Burgruine kennen konnte, als sei er da geboren.

Mein Vater war zwar früher schon in Deutschland gewesen, aber nur in den sächsischen Landen, wo er meine Mutter, die ein Fräulein von Bardeleben war, kennen und lieben gelernt, und sie nach Italien heimgeführt hatte, ohne je so weit nach dem Norden gekommen zu sein.

Die Sache, die uns so viel Kopfzerbrechen gemacht, ging ausnehmend natürlich zu. Eines Tages hatte mein Vater, in dem Archiv unseres Hauses nach einem verlegten Dokumente suchend, tief verstaubt, in einem Winkel, eine alte Mappe gefunden, welche, wie ein darinnen liegender Bericht von der Hand eines unserer Vorfahren besagte, das hinterlassene Eigentum eines Mannes war, den er krank, dem Tode nahe, bei einem Spazierritte am Wege liegend gefunden hatte, ihn auf sein Schloß bringen und so lange verpflegen ließ, bis der Tod ihn endlich von seinen Leiden befreite. Der Name des Mannes war Hieberich oder Bieberich — die etwas undeutliche Handschrift unseres Ahnherrn ließ das zweifelhaft — und er ein Architekt von Beruf gewesen, der, auf der Reise nach Rom begriffen, von der Krankheit befallen worden, woran er starb. Diese Mappe mit Bauplänen war außer seinen Kleidern und ein wenig Gold, das zu Seelenmessen für ihn verwendet wurde, des armen Mannes einziges Besitztum, und diese hatte er dankbar seinem Pfleger hinterlassen.

Die Pläne waren die Entwürfe von Bauwerken, die er zum kleinen Teil schon selbst erbauet — wie eine darauf befindliche Notiz besagte, und die teils zum Studium oder für spätere Verwendung von ihm angefertigt worden waren.

Unter den ersteren war ein sehr ausführlicher Plan, betitelt: Der Plan von der Burg Greifenstein in der Mark Brandenburg, so ich für den vieledlen Herrn Ritter Kuno von Greifenklau zu dessen großem Lobe und Danke und zu nicht minderem Wohlgefallen seines vieledlen Gemahles und vieler anderen edlen Herren und Frauens im Jahre des Heils 1309 begonnen und im Jahre 1317 im Baue beendet habe.

Mein Vater, ein besonderer Liebhaber der edlen Baukunst, hatte die Pläne, die ihrem Meister alle Ehre machten, studiert und besonders an dem Plane der Burg Greifenstein, wegen der vielen geheimen Thüren, Gänge und Räume, ein solches Interesse gefunden, daß er sich dermaßen eingehend damit beschäftigte, daß sie sich seinem Geiste fest einprägten.

Als er in jener Stunde unserer höchsten Not vernahm, daß die Ruine der Burg Greifenstein in der Nähe sei, erinnerte er sich augenblicklich alles dessen, was diese Ruine zur sichersten

Zuflucht für uns machen mußte, wenn anders nur jener Teil der Burg noch einigermaßen erhalten war.

So ernteten wir, die späten Nachkommen, die Frucht der Wohlthätigkeit unseres Ahnherrn. Kann man solch überzeugenden Beweisen nach noch zweifeln, daß Gott die Tugenden der Väter an den Kindern vergilt, bis in das tausendste Glied? —"

„Nein, in Wahrheit, mein süßes Lieb —" erwiderte Chutbert mit Ueberzeugung. „Das ist ein seltenes, sichtbares Zeichen des Waltens seiner großen Gnade. Wenn der Allmächtige euch auch schwere Prüfung auferlegte, er ließ euch nicht von seiner Hand, die in allem Leid beschützend über euch waltete."

„Ja — so ist es, und ich fühlte mich auch gehoben und getröstet von diesem beglückenden Bewußtsein, ertrug von Stunde an alles leichter und konnte sogar wieder lachen, wenn es nur irgend ein wenig besser mit meinem Vater ging.

Doch waren dies nur sehr seltene Lichtblicke, die sich immer rasch wieder verdüsterten, denn es ging nicht vorwärts mit seinem Befinden. Ich entbehrte schwer die freie Luft, in der ich von Kindheit auf gewohnt war, mich täglich herumzutummeln. Das längere Entbehren derselben hatte mich stets krank gemacht. Deshalb gewöhnte ich mich daran, nachts hinauf zu steigen und in der Gartenwildnis umher zu wandeln.

Anfangs begleitete mich stets Wolf dabei, und Uracca duldete diese Ausflüge nur, wenn er anwesend, was zwei-, höchstens dreimal in der Woche der Fall war.

Als aber am Ende alles sicher blieb, ließ sie mich auch hin und wieder allein gehen, und endlich ward die Ausnahme zur Regel.

Meine treue Begleiterin auf meinen nächtlichen Spaziergängen war Pipi, meine zahme Fledermaus, die in der rechten Ecke der Halle ihren Schlupfwinkel hatte, und dort mich erwartete. Ich hatte das Tierchen eines Nachts mit gebrochenen Flügeln in dem Garten gefunden. Das schmerzliche Fiepen des ganz jungen Geschöpfes jammerte mich, ich nahm es auf und es gelang mir, es zu heilen. Während dem hatte Pipi, wie ich sie genannt, sich an mich gewöhnt, und ich unterhielt

mittelst Speck, den sie sehr liebte, die Freundschaft. Sowie ich die Halle betrat, flatterte sie auf mich zu, mich mit freudigem Fiepen gleichsam begrüßend, ließ sich mit klein geschnittenem Speck füttern und begleitete mich dann, indem sie in engen Kreisen über meinem Haupte schwebte.

Ihr habt ja einmal Pipis Bekanntschaft gemacht," — fügte Clodilde hinzu, und ein schelmisches Lächeln teilte ihre Lippen. „Ihr allein dankte ich es an jenem Abende, daß ich Euch glücklich entkam."

„Ja, ihr und den kleinen Perlenzähnen da, die so gut zu beißen verstanden," erwiderte Chutbert lachend.

Clodilde errötete tief und sagte ganz beschämt: „Ach ja, verzeiht, es war abscheulich von mir. Aber was sollte ich thun? Ich war in Verzweiflung, und da that ich, was mir nachher sehr leid war."

„O, das war unnötig, es that nicht weh. Ueber das abscheuliche Tier, die Fledermaus, habe ich mich jedoch schwer geärgert."

„Die arme Pipi, sie ist mir sehr anhänglich und nützlich gewesen. Was mag aus ihr geworden sein? Wahrscheinlich ist sie irgend einer Eule zum Opfer gefallen, seit ich nicht mehr in der Nacht spazieren gehe. Uracca und ich, wir haben sie vergebens auf ihrem Schlafplätzchen unten gesucht. Doch laßt mich fortfahren in meinen Mitteilungen.

Meines Vaters Vorsicht machte mir bei diesen Ausgängen die weiße Kleidung zur Pflicht.

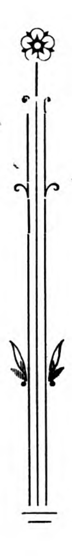
Ich mußte ihm auch versprechen, das Haus nicht anders, als dicht verschleiert, zu verlassen, und nie den Schleier zu heben. Anfangs war mir das sehr unbequem, aber allmählich ward es mir so zur Gewohnheit, daß ich ihr selbst im Schlafe treu blieb, wie wenigstens Uracca mir versicherte.

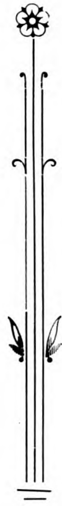
Mein Vater wurde zu diesem Verlangen an mich von der Ueberzeugung geleitet, wenn ich das Unglück habe, jemals bei meinen nächtlichen Wanderungen auf Menschen zu treffen, so würden mich diese, dank dem allgemein unter dem Volke herrschenden Aberglauben und dem schlimmen Rufe, in welchem die Ruine stehe, in meiner weißen Vermummung sicher für einen Geist halten, und statt mich zu gefährden, schleunigst selbst das Weite suchen.

Der Erfolg gab ihm Recht. Mein Gehorsam gegen meines Vaters Befehle, an den ich gewohnt war, rettete mich allein bei einem erschreckenden Zusammentreffen mit Gesindel, das sich im Vorderschlosse eingenistet hatte, ohne daß wir eine Ahnung davon gehabt, und das, nun auch nach dem kleinen Hofe kommend, nicht übel Lust haben mochte, auch dort ihr gesetzloses Wesen zu treiben.“

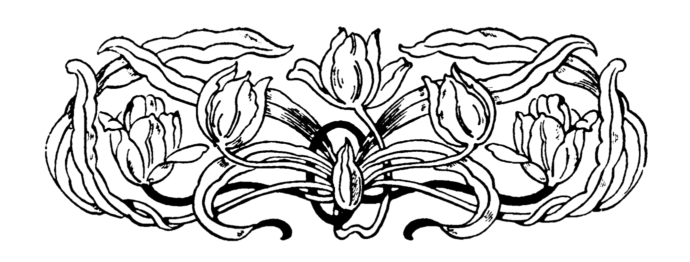
(Schluß folgt.)







Rekognoszierung. Nach dem Gemälde von Herchenbach.



Im deutschen Reichstag.

Ein Blick in die parlamentarische Maschinerie.

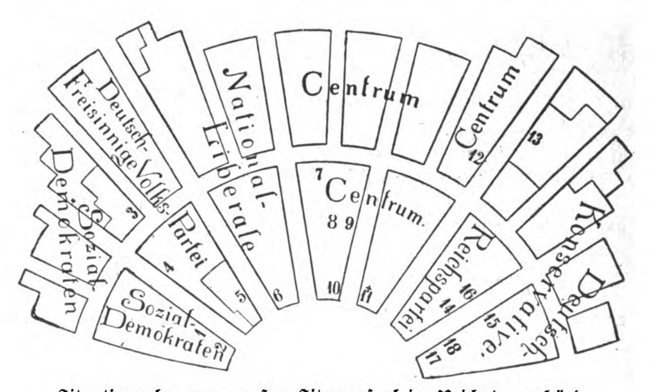
Von A. Oskar Klaußmann.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)



Die Sitzungen im Reichstag beginnen gewöhnlich um ein Uhr mittags. Die Arbeiten im Reichstagshause beginnen aber gewöhnlich schon um neun Uhr. Um diese Zeit tagen die verschiedenen Kommissionen, die zur Beratung von Gesetzen, zur Vorberatung des Etats, zur Prüfung von Rechenschaftsberichten und zur Prüfung der Wahlen eingesetzt sind. Die Mitglieder für diese Kommissionen bestimmen die Fraktionen, denen nach ihrer Stärke in jeder Kommission, je nach deren Mitgliederzahl, so und so viele Sitze gehören. In dem für die Zeit von 1898 bis 1903 gewählten Reichstag ist die stärkste Fraktion die des Centrums, es folgen dann die Sozialdemokraten, die Konservativen, die Nationalliberalen usw. — Der Rest von 39 Mitgliedern sind die sogenannten Wilden. Ist der Abgeordnete Mitglied einer der Kommissionen, so muß er schon gegen neun Uhr im Reichstag sein, und dann beginnt in den besonderen Zimmern, die sich fast ausnahmslos im Obergeschoß befinden, die Sitzung, bei welcher fast stets Vertreter des Bundesrats anwesend sind. Diese Sitzungssäle unterscheiden sich untereinander nur durch die Größe. Sie

sind durchweg mit einfachen Holz- oder Stuckdecken und kienernen Wandtäfelungen ausgestattet. Die Wandflächen sind meist mit dekorativer Malerei versehen. Einige lange Tische und einfache Stühle bilden das einzige Mobilar, höchstens befindet sich noch ein Bücherschrank mit Gesetzeswerken zum Nachschlagen in dem Raume, nie aber fehlt eine Uhr; selten findet man Bilder an den Wänden. Wenn die Kommission



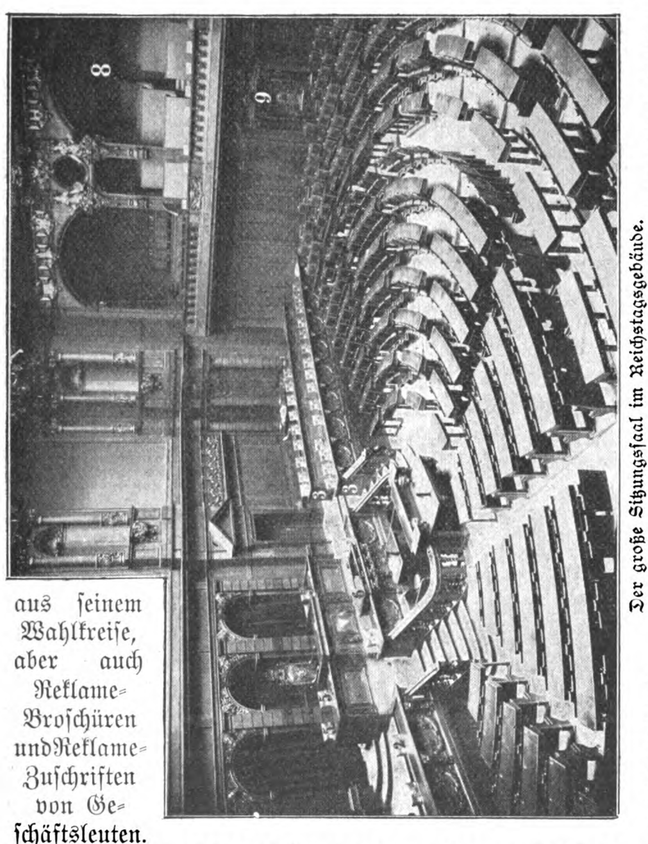
Situationsplan zum großen Sitzungssaal im Reichstagsgebäude.

Unser Plan zeigt die Verteilung der Parteien und die Plätze der hervorragendsten Abgeordneten.

1. Bebel.
2. von Vollmar.
3. Haußmann (süddeutsche Volkspartei).
4. Eugen Richter.
5. Rickert.
6. Bassermann.
7. Dr. Spahn.
8. Roeren.
9. Dr. Bachem.
10. Dr. Rintelen.
11. Noch unbesetzter Platz des verstorbenen Abg. Dr. Lieber, des Führers der Centrumspartei.
12. Prinz Czartoryski.
13. Liebermann v. Sonnenberg.
14. von Kardorff.
15. Graf von Kanitz.
16. Fürst von Bismarck.
17. von Levetzow, ehemaliger Präsident des Reichstages.
18. Graf von Limburg-Stirum.

bis zwölf Uhr getagt hat, dann hat der Abgeordnete schon eine recht tüchtige Arbeitsleistung hinter sich. Um zwölf Uhr werden die Kommissionssitzungen gewöhnlich geschlossen, um den Mitgliedern eine Stunde Pause vor Beginn der Haupt-Sitzungen zu gewähren. Der Abgeordnete wird sich jetzt vielleicht nach dem Sitzungssaale begeben, um zu sehen, ob auf seinem Platz, auf dem Pult, das für ihn reserviert ist, die für ihn eingelaufenen Postsachen liegen. Es sind dies

nicht nur Privatbriefe, die er nach dem Reichstag adressieren läßt, sondern auch allerhand politische, wie private Zuschriften, besonders eine große Menge Drucksachen und Petitionsgesuche

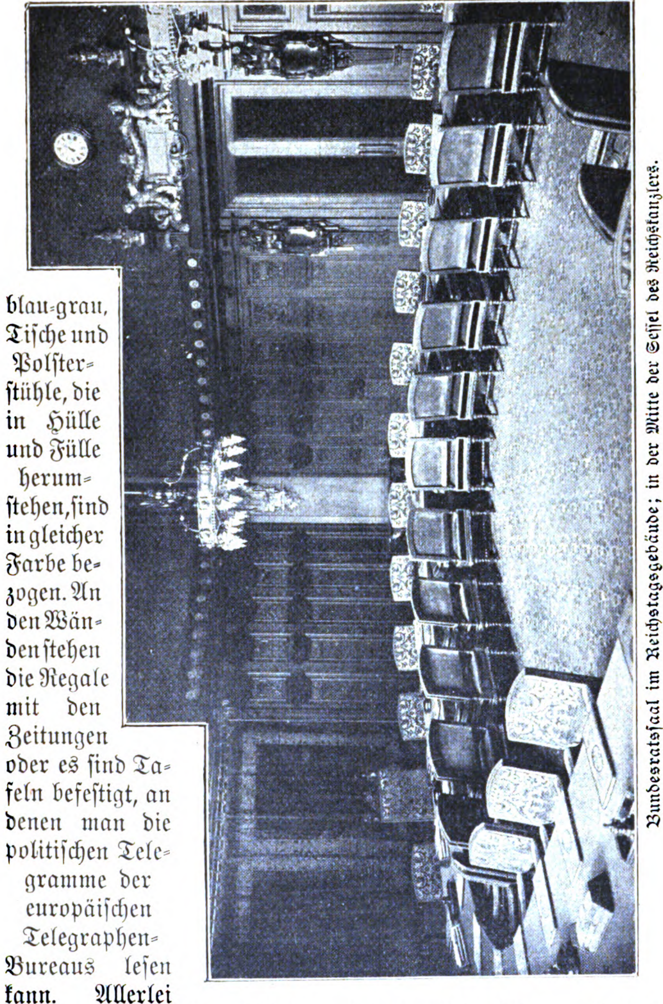


Der große Sitzungssaal im Reichstagsgebäude.
1. Tisch des Hauses. 4. Sitz des Präsidenten. 7. Tisch der amtlichen Stenographen.
2. Sitz des Reichskanzlers. 5. Plätze der Schriftführer. 8. Journalisten-Tribüne.
3. Sitz der Bundesratsmitglieder. 6. Rednertribüne. 9. „Rein-Thür".

aus seinem Wahlkreise, aber auch Reklame-Broschüren und Reklame-Zuschriften von Geschäftsleuten. Im Reichstagsgebäude befindet sich zur Bequemlichkeit der Abgeordneten ein Postamt, welches von einem Oberpostsekretär verwaltet wird, dem sechs Beamte und vier Unterbeamte beigeordnet sind. Neben dem Lesesaal befindet sich im Hauptgeschoß das Schalterzimmer dieses Postamtes, und an den zwei Schaltern

herrscht den ganzen Tag über ziemlich viel Verkehr von Abgeordneten. Dieses Postamt besorgt die gesamte Korrespondenz für das Reichstagsbureau und ist deshalb, mit vermindertem Personal, auch in der Zeit thätig, in welcher keine Sitzungen stattfinden. Das Amt befördert Telegramme, Rohrpostsendungen, Postanweisungen, Briefe und sogar Pakete, wenn solche für die Abgeordneten eingehen. Das Amt besteht aus drei übereinander liegenden Zimmern, die durch Wendeltreppen miteinander verbunden sind. Im Erdgeschoß befindet sich die Telegramm-Annahme für die im Hause aufgegebenen Depeschen der Tageszeitungen. Im Hauptgeschoß-Zimmer, wo die Schalter sind, befindet sich ein Rohrpost-Apparat, der durch eine direkte Rohrleitung mit dem Haupt-Telegraphenamt in der Jägerstraße verbunden ist, so daß die aufgegebenen Telegramme sofort nach dem Haupt-Telegraphenamt gesendet werden können. Im Zimmer über dem Hauptgeschoß befinden sich zwei Fernsprechstellen zur Vermittelung des Fernsprechverkehrs mit Städten außerhalb Berlins.

Die Post- und Telegraphen-Beamten tragen im Reichstag nicht Uniform, sondern Civilanzüge, was sonst bei keinem deutschen Postamt der Fall ist. Das Postamt des deutschen Reichstags besorgt auch die fünfhundert politischen Zeitungen, welche für den Lesesaal des Reichstags gehalten werden. Dieser Lesesaal ist für den Abgeordneten von besonderer Wichtigkeit, weil er mit der Presse seines Wahlkreises in Fühlung bleiben muß. Er muß genau wissen, was die Leute des Wahlkreises, der ihn in den Reichstag schickte, über die politischen Verhältnisse, über die augenblickliche Situation, über neue Gesetzes-Entwürfe, über wichtige akute Fragen der inneren und äußeren Politik und über die parlamentarischen Arbeiten selber denken. Er erfährt das am besten aus den Zeitungen seines Wahlbezirks, und im Lesesaal kann er die verschiedenen politischen Blätter seines Wahlkreises sorgfältig geordnet in den Regalen finden. Der Lesesaal im Reichstag ist also nicht nur zur Bequemlichkeit der Abgeordneten errichtet, sondern er gehört wirklich mit zum parlamentarischen Betriebe. Er ist ein hoher, luftiger, außerordentlich heller und sehr behaglich eingerichteter Raum. Der Teppich ist

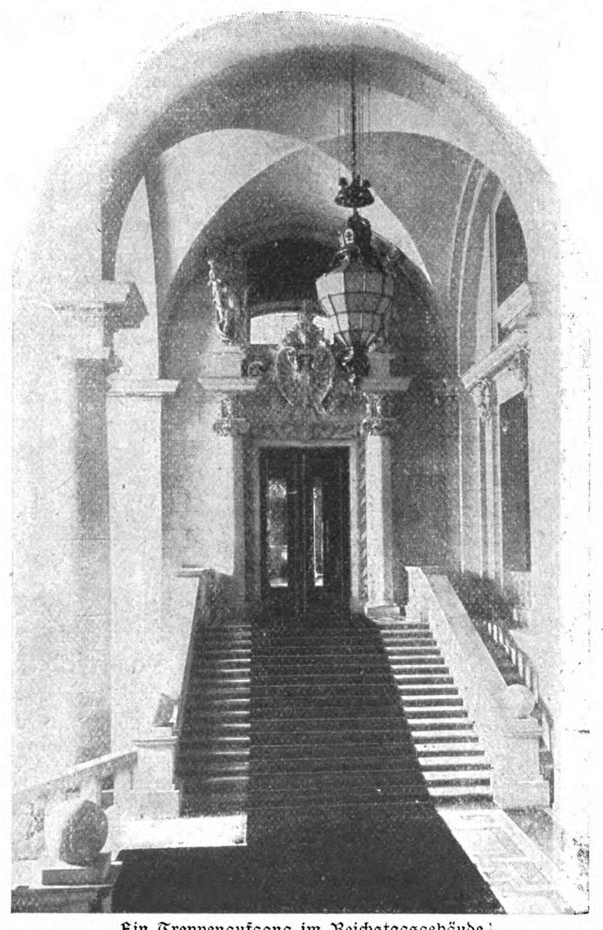


Bundesratssaal im Reichstagsgebäude; in der Mitte der Sessel des Reichskanzlers.

blau-grau, Tische und Polsterstühle, die in Hülle und Fülle herumstehen, sind in gleicher Farbe bezogen. An den Wänden stehen die Regale mit den Zeitungen oder es sind Tafeln befestigt, an denen man die politischen Telegramme der europäischen Telegraphen-Bureaus lesen kann. Allerlei Karten, die an den Wänden befestigt sind, dienen ebenfalls praktischen Zwecken, und natürlich spielten in den letzten Jahren die Karten vom Kriegsschauplatz in Süd-Afrika und in China

eine wichtige Rolle. Die Fenster des Lesesaales gehen nach dem Königsplatz hinaus, und zwar direkt auf die großartige Anlage des Bismarck-Denkmals vor dem Reichstage. Die großen Felder zwischen den Thüren und den Regalen sind zum Teil mit großen, prachtvollen Landschaftsbildern ausgefüllt. Man sieht Arkona auf Rügen, die Wartburg, die Marienburg und den Chiemsee. Einige andere Bilder sind noch nicht fertig und die Flächen daher vorläufig mit graublauem Stoff bespannt. Der Saal enthält drei große Kronleuchter und eine große Uhr. Durch eine Thür gelangt man direkt in den nebenan befindlichen Schreibsaal, der mit acht Doppelschreibtischen ausgestattet ist, auf denen man alles nur erdenkliche Material zur Korrespondenz findet. Ein großes Bild von Straßburg schmückt diesen Raum, ebenso ein Kamin aus Pyrenäen-Marmor, welcher indessen nur zu Ventilationszwecken dient. Im Lesesaal ist unmittelbar über der Thür, welche zum Schreibsaal führt, ein Kunstwerk von einer Uhr befestigt. Diese zeigt auf drei Zifferblättern Monat, Wochentag und Jahr an. Außerdem ist über den drei Zifferblättern noch die Mondscheibe angebracht, diese bewegt sich ebenfalls und stellt die Mondphasen dar. Eine heilige Stille herrscht in dem Lesesaal, in welchem kleine, an der Wand befestigte Plakate die Besucher dringend bitten, keine lauten Gespräche zu führen. Vor den Sitzungen frühstücken die Abgeordneten meist in der Restauration des Reichstags, welche offiziell den Namen „Erfrischungsraum“ führt. Die Erfrischungssäle bestehen aus einem quadratischen und einem rechteckigen Raum, die Fenster gehen nach dem Königsplatz und nach dem Tiergarten hinaus, und der Ausbau beider Säle, sowie die gesamte Einrichtung sind von Münchener Künstlern und Unternehmern besorgt worden. Die Oekonomie des Restaurants hat ein Berliner Hotelier. In dem rechteckigen Zimmer steht ein großes Buffet, hinter welchem die Personen stehen, welche Speisen und Getränke an die Kellner ausgeben. Hinter dem Buffet führt eine Treppe nach dem Erdgeschoß, wo sich die Wirtschaftsräume befinden, wozu natürlich auch die ziemlich große, mit den modernsten Einrichtungen versehene Küche gehört. Im Erd- und zum Teil im Kellergeschoß liegen außerdem die Vorrats- und Aufbewahrungsräume für das

Restaurant. Außer in dem Bureau des Restaurants, wo eine Dame und zwei Herren arbeiten, sind noch dreißig Personen



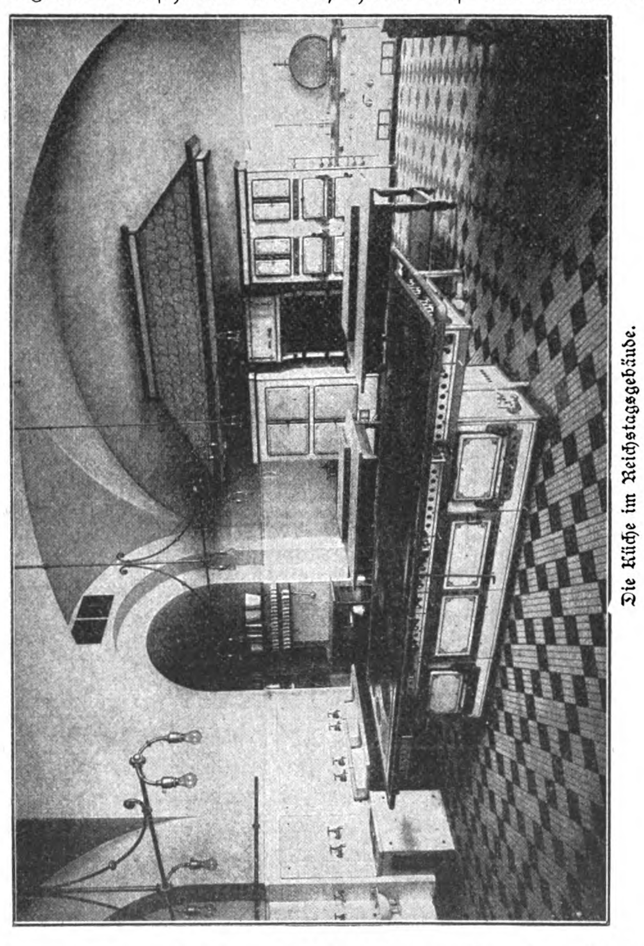
Ein Treppenaufgang im Reichstagsgebäude.

als Kellner, Köche und Mädchen im Betriebe thätig. Das Restaurant wird von morgens acht bis abends sieben Uhr

offen gehalten. Da die Sitzungen um ein Uhr beginnen und der Hauptteil der Abgeordneten erst um diese Zeit eintrifft, wird verhältnismäßig wenig gefrühstückt, doch wird viel Mittag gegessen, und zwar ist die Dinerzeit von eins bis zweieinhalb Uhr. Es giebt Diners zu dem erstaunlich billigen Preise von 1 Mark bis zu 1,50 Mark; für die Vertrauensmänner des deutschen Volkes wahrlich ein billiges Menu. Außer der Dinerzeit wird à la carte gegessen. Es wird durchschnittlich mehr Wein als Bier getrunken. Auch im Restaurant findet eine gewisse Trennung nach Fraktionen und Parteien statt. Der quadratische, kleinere Raum wird meist von den Mitgliedern des Bundesrats und von den Konservativen besucht. In dem größeren, rechteckigen Raum stehen sechs große Tische, welche auf die verschiedenen Fraktionen verteilt sind. Unser Abgeordneter hat kaum Zeit, eine Tasse Bouillon zu trinken und sich mit dieser für die Sitzung zu stärken, als die Klingeln nicht nur in den Restaurationsräumen, sondern auch in sämtlichen Sitzungszimmern, Wandelhallen, Bureaus, Sprechzimmern usw. zu schrillen beginnen. Diese elektrischen Klingeln werden vom Platze des Präsidenten aus durch einfachen Druck auf einen Knopf auf einmal in Thätigkeit gesetzt. Es sind stets eine große und eine kleine Glocke in den verschiedenen Räumen angebracht, und kleine Plakate an den Wänden unterrichten über die Zeichen, die mit diesen Glocken gegeben werden. Bei der kleinen Glocke markiert ein kurzes Zeichen den Rednerwechsel, ein langes Zeichen meldet, das ein Bundesratsvertreter das Wort ergriffen hat. Bei der großen Glocke bedeutet ein kurzes Zeichen eine einfache Abstimmung, ein langes Zeichen die Eröffnung der Sitzung, zwei lange Zeichen eine namentliche Abstimmung, drei lange Zeichen eine Auszählung des Hauses und vier lange Zeichen die Feststellung der Tagesordnung. Die große Glocke mahnt jetzt vor Beginn der Sitzung so energisch und so ununterbrochen, daß sich der Abgeordnete beeilt, seinen Platz im Plenum aufzusuchen.

Hier im Sitzungssaale ist es kurz vor Eröffnung der Sitzung auch schon recht lebhaft zugegangen. Die Saaldiener im schwarzen Frack mit der rot-goldenen Epaulette auf der

Schulter, durch welche sie von den Reichstagsabgeordneten im Frack unterschieden werden, haben auf den Bänken der



Die Küche im Reichstagsgebäude.

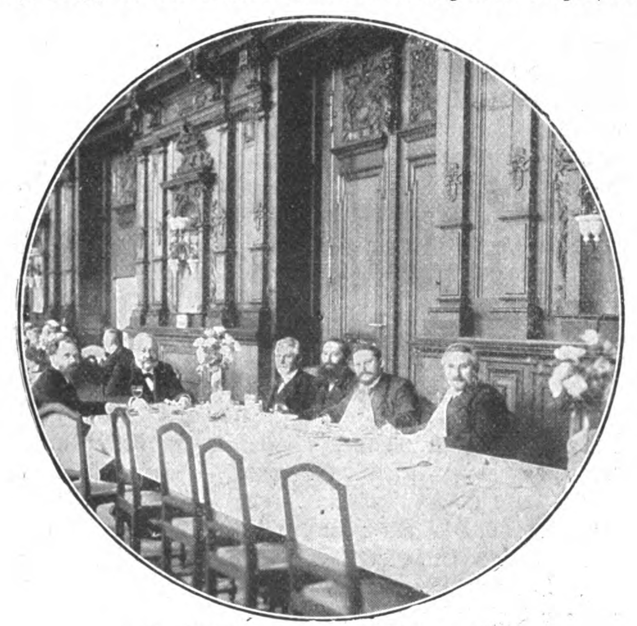
Abgeordneten verschiedene Schriftstücke zurecht gelegt, die im letzten Augenblick eingelaufenen Drucksachen, die sich auf die Tagesordnung beziehen, verteilt. Ebenso sind die Bureau-

diener der Ministerien und Reichsämter erschienen, um auf den Plätzen der Bundesratsvertreter die großen Mappen mit Schriftstücken und Drucksachen niederzulegen. Auch unser Abgeordneter hat jetzt seinen Platz eingenommen. Ein einziger Blick auf die Empore droben sagt ihm, daß die Sitzung vorerst nicht besonders aufregend werden wird. Es sind am Bundesratstisch nur sehr wenig Mitglieder anwesend. Von den Ministern ist niemand erschienen. Der Präsident hat die Sitzung eröffnet, und vorläufig schleichen die Verhandlungen langsam und höchst uninteressant fort. Es handelt sich wirklich um Dinge, die nur ein Interesse für wenige Sachverständige haben; diese melden sich auch zum Wort, aber das Haus hört nicht auf sie. Nur die nächste Umgebung des Redners beachtet ihn, und wenn ihm ein Versehen in der Satz-Konstruktion passiert, dann wird laut gelacht. Wird der Redner dadurch verwirrt, so ist es schlimm für ihn, denn, ist erst gelacht worden, so wird es still im Hause, weil auch die anderen Abgeordneten aufmerksam werden. Solche Augenblicke werden kritisch selbst für ganz gewandte Redner, und je ängstlicher ein Redner wird, desto mehr kommen humoristische Redeblüten zu stande, wie die folgenden:

Der Gesetzentwurf ist von allen Seiten des Hauses mit schweren Bedenken begrüßt worden. — Man kann einem gescheiten Menschen eine Dummheit so lange vorreden, bis er sie glaubt. — Diese Sache hat doch ein etwas zweischneidiges Gesicht. — Ich spreche hier nicht als Abgeordneter, sondern als Vertreter meiner Wähler. — Nun ist, meine Herren, das Schwein gar nicht einmal so ein Schwein, als welches es immer geschildert wird. — Er hat geschwiegen und auf meine zweite Aufforderung sein Schweigen verdoppelt. — Das Ei wird noch ganz andere Dinge ausbrüten. — Ich werde die erwähnte Königsberger Kaufmannschaft auf den Tisch des Hauses niederlegen. — Meine Herren, ich halte daran fest, daß die Gemeinde-Vertretung ein überflüssiges Bedürfnis ist. — Die Flottenfreunde wollen Schiffe und meinen den Wein, den sie sich selbst dadurch verdienen. Aber mit der Zeit werden auch sie sehen, daß dieser Marinismus nicht nur unseren Wein, sondern auch unser Wasser verschlingt. — Ich will noch zwei

Gesichtspunkte anführen, welche geeignet sind, die Sache von einem anderen Gesichtspunkte anzusehen. — Seitenlang ließen sich diese parlamentarischen und oratorischen „Schwupper" anführen.

Unser Abgeordneter will nicht den Saal verlassen, da man nicht weiß, ob die Debatte über die vorliegenden Gegenstände



Großer Erfrischungssaal im Reichstagsgebäude.
Tisch der sozialdemokratischen Partei.

bald beendet sein wird. Er benutzt daher die Zeit zur Erledigung seiner Privat-Korrespondenz. Er hat ja zu Hause vielleicht ein Geschäft oder eine Thätigkeit, von der seine materielle Existenz abhängt, oder er schreibt an seine Angehörigen. Bei dieser Gelegenheit wird es interessant sein, zu erfahren, was denn unsere deutschen Reichstagsabgeordneten in ihrem „Civilverhältnis" sind, d. h. was sie sonst treiben.

Durch jahrelange Beobachtung hat man herausgefunden, daß man die Beschäftigungen und Berufe der Abgeordneten ungefähr in einem Dutzend Kategorien unterbringen kann, nämlich Universitäts-Professoren, Arbeiter-Vertreter, Bauernbündler, Aerzte, Beamte und Angestellte, Lehrer, Rentner, Geistliche, Schriftsteller und Redakteure, Gewerbetreibende und Industrielle, Gutsbesitzer und Juristen.

Am zahlreichsten sind gewöhnlich die Gutsbesitzer und Landwirte vertreten, dann folgen die Juristen, dann kommen die Schriftsteller und Redakteure, dann kommen Geistliche und Gewerbetreibende und die Vertreter von Handel und Industrie. Diese Zusammensetzung verschiebt sich ja in jeder Legislatur-Periode, immerhin ist sie aber in gewissem Sinne konstant, und sie bietet eine Handhabe auch zur Beurteilung des Bildungs-Niveaus unserer deutschen Parlamentarier, sowie ihrer Arbeitsfähigkeit und ihres Verständnisses für die Dinge, mit denen sie sich beschäftigen müssen. Es mag auch noch hinzugefügt werden, daß das Durchschnittsalter der deutschen Abgeordneten sich zwischen fünfzig und sechzig Jahren bewegt. Es giebt ja, besonders unter den sozialdemokratischen Abgeordneten, sehr junge Leute, die oft kaum dreißig Jahre erreicht haben, und es giebt wiederum sehr alte Herren in anderen Parteien, die mehr als siebzig, ja achtzig Jahre alt sind. Aber das sind doch die Ausnahmen. Die weitaus größte Zahl der Abgeordneten sind Männer in gereiftem Alter, und das ist jedenfalls im Interesse der Beratungen und Beschlüsse sehr wichtig. Leute mit gereiften Erfahrungen entschließen sich zwar schwer zur Beschlußfassung über Neuerungen und sind nicht leicht fortzureißen, andrerseits aber hat man von ihnen keine Uebereilungen und kein Hinausschießen über das Ziel zu befürchten. Daß diesen älteren Herren aber jede Bequemlichkeit bei Ausübung ihrer Parlamentspflichten gewährt war, ist nur recht und billig.

Laute Schlußrufe haben den letzten Redner veranlaßt, die Rednertribüne, auf der er eine halbe Stunde gestikuliert und lebhaft gesprochen hat, ohne daß man viel von seiner Rede wegen der Unruhe im Hause verstand, zu verlassen. Er wurde denn doch gar zu breit, er schweifte zu sehr vom Thema ab.

Wiederholt hatte der Präsident oder der ihn vertretende Vize-Präsident die Glocke einmal anklingen lassen und abwechselnd gerufen: „Ich bitte den Herrn Redner, bei der Sache zu bleiben", oder „ich bitte die Herren, den Redner nicht zu unterbrechen!" Der Redner ist einer von den unglücklichen Leuten, die nicht imstande sind, sich über die einfachsten Dinge in einfachen Worten zu äußern. Er gehört zu jenen Parlamentariern, von denen man behauptet, daß sie nicht sagen können: „zwei mal zwei ist vier", sondern, daß sie dies in folgender Weise ausdrücken: „Meine Herren! Wenn wir den Wunsch oder die Absicht hegen, vermöge jener rechnerischen Operation, die in allen Kreisen des Volkes unter dem Namen Multiplikation bekannt ist, das Produkt zu berechnen, das sich ergiebt, wenn man die Summe von zwei Einheiten mit sich selbst vermehrt, so würden wir finden — und ich behaupte dies zuversichtlich und ohne erheblichen Widerspruch zu befürchten — so würden wir, ich wiederhole es, meine Herren, durch geeignete und richtige Anwendung jener näher bezeichneten rechnerischen Operation finden — und ich bin bereit, für diese Behauptung die volle Verantwortung zu übernehmen —, daß das Produkt von zwei mal zwei vier ist."

Der letzte Redner ist also von der Tribüne heruntergeschrieen worden; er hat sich beschämt auf seinen Platz zurückgezogen, wahrscheinlich mit Wut und Groll im Herzen. Die Debatte ist geschlossen, es wird abgestimmt; die Abgeordneten erheben sich von ihren Plätzen, und der Präsident konstatiert die Mehrheit. Auch der nächste Gegenstand der Tagesordnung verläuft wieder so uninteressant, wie der erste. Das Haus leert sich auffallend. Die Abgeordneten gehen nach dem Restaurant, um Mittag zu essen. Da nach dem Bericht der Diener oder von Abgeordneten, die aus dem Saale kommen, dort noch immer nichts Wichtiges los ist, trinken im Sommer die Abgeordneten in kleinen Gruppen auf der herrlichen Veranda, die nach dem Königsplatz hinausgeht, ihren Kaffee, und die alten Herren, die ohne ein Schläfchen am Nachmittag, und sei es auch „nur ein Viertelstündchen", nicht auskommen können, ziehen sich in besondere, stille Gemächer zurück. Es liegen für den Gebrauch der Abgeordneten, insbesondere im Zwischen- und im Ober-

geschoß, seit einiger Zeit auch im Hauptgeschoß, Zimmerchen, die den Namen Umkleidezimmer führen. Dieselben sind mit Waschtoiletten und Garderoben ausgestattet, zwei von ihnen haben in letzter Zeit sogar noch Bade-Einrichtung bekommen, so daß der Abgeordnete im Reichstag sein Bad nehmen kann. In diesen Umkleidezimmern und in den Garderoben stehen sehr einladende Sofas und Chaiselongues, auf denen sich sehr gut ein Schläfchen machen läßt. Einer der Diener im Korridor oder der Fraktionsdiener erhält den Auftrag, den Schläfer nach einer bestimmten Zeit zu wecken. Diese Umkleidezimmer sind in manchen Fällen recht notwendig. Es kommt vor, daß ein Reichstagsabgeordneter eilig im Visitenkostüm nach dem Reichstag kommt und sich hier in gewöhnliche Alltagskleidung werfen will, ohne Zeit zu verlieren, da er zur Abstimmung muß. Es kommt vor, daß der Abgeordnete spät am Abend, wenn er ermüdet aus der Sitzung kommt, noch in irgend eine Gesellschaft muß, noch einen Besuch zu machen hat, den er aus verwandschaftlichen oder privaten Gründen nicht unterlassen darf. Er läßt dann seine Sachen durch einen Diener nach dem Reichstag schaffen, kleidet sich hier im Umkleidezimmer rasch um und kann ohne Zeitverlust dann mit einer herbeigeholten Droschke direkt in Gesellschaft fahren. Auch für die Mitglieder des Bundesrats sind im Zwischengeschoß vier solcher Zimmer für Privatzwecke untergebracht. Kommt es doch sehr oft vor, daß ein Staatssekretär oder der Reichskanzler selbst während einer wichtigen Sitzung im Reichstag zum Kaiser befohlen wird. Da er vor dem Kaiser doch stets im Visitenanzug, sei es Civil oder Uniform, erscheinen muß, kann er sich im Reichstag rasch noch in jenen Zimmern umkleiden, um direkt zum Kaiser zu eilen. Man ersieht aus diesen Angaben, wie viele Dienerschaft notwendig ist, denn zu allen diesen Bequemlichkeiten braucht man eben die Hilfe von Dienern. Es ergiebt sich aber auch daraus schon, daß der Abgeordnete, selbst bei bescheidenen Ansprüchen, nach Ablauf einer Sitzungsperiode einer großen Anzahl von Dienern Trinkgelder zu zahlen hat, und diese Trinkgelder spielen eine große Rolle in den Ausgaben eines Abgeordneten, da ja vorläufig, so unglaublich es auch klingen mag, die deutschen Reichstags-

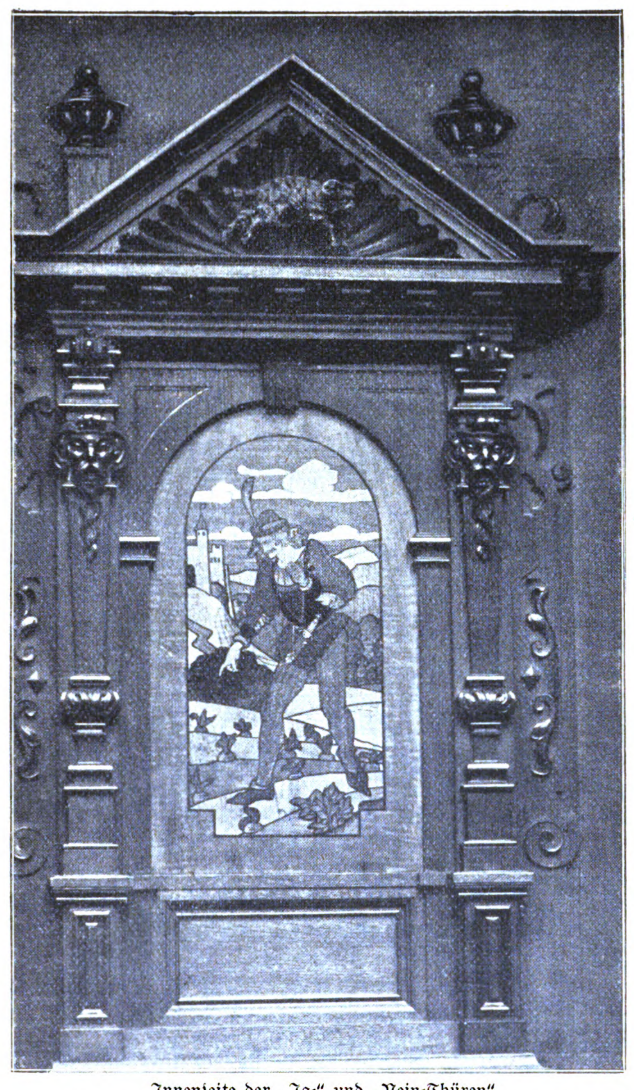
abgeordneten für ihre parlamentarische Thätigkeit keinerlei Entschädigung erhalten. Das einzige, was ihnen von Vergünstigungen geboten wird, ist freie Eisenbahnfahrt während der ganzen Sessionsperiode. Sie erhalten dann allerdings eine Freikarte erster Klasse für sämtliche Eisenbahnen Deutschlands, und mit dieser können sie, wenn es ihnen Spaß macht, Tag und Nacht ununterbrochen während der ganzen Sitzungsperiode auf den Eisenbahnen hin- und her fahren.

Unser Abgeordneter ist nach dem Kaffee in den Schreibsaal gegangen, um dort in Ruhe seine geschäftliche Korrespondenz zu erledigen. Nachmittags etwa gegen vier Uhr schrillt die große Glocke zweimal hintereinander. Es findet also eine namentliche Abstimmung statt. Alles drängt nach dem Sitzungssaal, die Eintretenden werden von den Mitgliedern der Partei rasch informiert, um was es sich handelt, und ob sie mit „Ja" oder „Nein" zu stimmen haben. Dann rufen die Schriftführer die Namen der Abgeordneten, nach dem Alphabet geordnet, auf, und jeder Abgeordnete, der anwesend ist, antwortet mit „Ja" oder „Nein". Nachdem die ganzen dreihundertsiebenundneunzig Namen verlesen sind, wird noch einmal die Liste derjenigen Personen verlesen, die beim ersten Aufrufe nicht antworteten, damit sie ihre Stimmen abgeben können, wenn sie bei der ersten Verlesung nicht da waren. Eine solche namentliche Abstimmung nimmt eine ziemlich lange Zeit in Anspruch. Diejenigen Abgeordneten, welche ihre Stimmen abgegeben haben, verlassen gewöhnlich sofort den Saal. In der riesigen Wandelhalle, die in der Westfront des Gebäudes, unmittelbar vor dem Sitzungssaale liegt, können sie sich jetzt ergehen, oder sie begeben sich in die breiten Foyers zur Rechten und Linken des Saales, wo in den teppichbelegten Räumen Tische und Stühle stehen, und das Vorhandensein von Aschebechern auf den Tischen andeutet, daß hier geraucht werden darf, was natürlich im Sitzungssaale selbst nicht gestattet ist. Nach der namentlichen Abstimmung setzt die Debatte schärfer ein. Es kommt noch zweimal zum „Hammelsprung", d. h. die sämtlichen Abgeordneten müssen den Saal verlassen und sich in die Foyers begeben. Diejenigen, welche mit „Ja" stimmen, haben durch die Thür an der Nordseite des Saals einzutreten, diejenigen, welche mit

„Nein" stimmen, haben durch die Thür an der Südseite des Saals wieder hereinzukommen. Jede dieser beiden Abstimmungsthüren trägt auf ihrer, dem Saalinnern zugekehrten Fläche, in Holz geschnitzt, das Bild eines springenden Hammels. Während dieser Abstimmung sind sämtliche andere Thüren des Saals geschlossen, und an der Ja- und Nein-Thür stehen je zwei Quästoren, d. h. Stimmenzähler, welche die Zahl der Eintretenden zusammenstellen und sie dann dem Präsidenten mitteilen.

Gegen fünf Uhr nachmittags kommt einer der Saaldiener vorsichtig und lautlos durch die Sitzreihen zu unserem Abgeordneten und überbringt ihm eine Karte. Es ist ein Besucher da, der unseren Abgeordneten sprechen will. Der Besucher ist eine politische Persönlichkeit aus dem Wahlkreis, und es liegt im Interesse des Abgeordneten und seiner Wiederwahl, sich mit dieser Persönlichkeit stets auf sehr gutem Fuß zu halten. Der Abgeordnete wird nicht verfehlen, hinauszueilen und sich sofort zu erkundigen, ob eines der vier Sprechzimmer, welche in den verschiedenen Etagen des Hauses eingerichtet sind, frei ist. In dieses Sprechzimmer wird er den Besucher, eventuell mit seiner Familie, sofort durch einen Diener geleiten lassen und sich dann ebenfalls zur Begrüßung des Besuchers dorthin begeben. Diese Sprechzimmer sind in verschiedenen Farben: blau, grün, rot usw. eingerichtet. Sie enthalten sehr elegante Polstermöbel und besonders viel Sitzgelegenheiten und sind so geräumig, daß der Abgeordnete, wenn er will, mit großen Deputationen seines Wahlkreises Beratungen abhalten kann. Wenn es sich um nichts weiter, als um einen liebenswürdigen Besuch handelt, dann wird sich der Abgeordnete natürlich nicht lange mit seinen Gästen im Sprechzimmer aufhalten, er wird sie nach dem Restaurant führen und ihnen eine Erfrischung anbieten, er wird selbst oder durch einen Diener dann den Besuch nach der Tribüne, die für die Abgeordneten und deren Gäste reserviert ist, geleiten lassen, und besonders wird er das thun, wenn er erfährt, daß die bisher im Reichstagssaal so langsam und sanft wie ein unschuldiges Bächlein dahinfließende Debatte beginnt, sich in einen reißenden Gießbach zu verwandeln.

In der That ist das Haus und seine Stimmung plötzlich

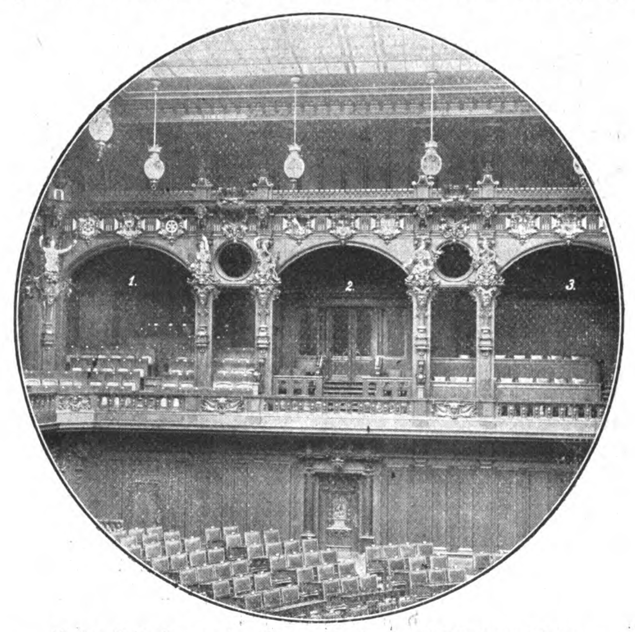


Innenseite der „Ja-“ und „Nein-Thüren“
(im oberen Felde ein springender Hammel, daher scherzweise „Hammelsprungthür“ genannt).

verwandelt. Eine einzige, unbedachte Aeußerung eines Abgeordneten hat hundert Leute von den Gegenparteien vor den Kopf gestoßen und verletzt, und es entwickelt sich jetzt eine Redeschlacht, durch welche die Erregung, ja die Erbitterung immer gewaltiger steigt. Glücklicherweise sind derartige, empörende Szenen, wie sie in anderen Parlamenten, besonders in letzter Zeit im österreichischen Reichsrat vorkommen, bei uns bisher unmöglich gewesen. Aber es kommt doch sehr oft zu scharfen Auseinandersetzungen, ja sogar zu Injurien. Es hängt viel von der Geschicklichkeit und Energie des Präsidenten ab, daß er das Plenum gewissermaßen in der Hand behält und ihm nicht die Versammlung da unten durchgeht. Gewöhnlich muß der Präsident seine ganze Autorität aufwenden, um einen Schluß der unerquicklichen Debatte herbeizuführen, und es ist für den Präsidenten sehr, sehr schwer, gerecht zu bleiben, ohne auch nur den geringsten Schein von Parteilichkeit auf sich zu laden. Er muß schließlich von seinem Rechte Gebrauch machen, um den endlosen Strom der persönlichen Bemerkungen, die immer gehässiger und erbitterter ausfallen, abzuschneiden, um nur den Schluß der Sitzung herbeizuführen. Gott sei Dank ist es im neuen deutschen Reichstag noch nicht vorgekommen, daß der Präsident die Autorität so verlor, daß er seinen Hut holen lassen mußte, um ihn im Hause aufzusetzen. Das bedeutet nach parlamentarischem Gebrauch: „Die Versammlung ist aufgelöst, die Sitzung ist auf eine halbe Stunde geschlossen!“ Mit Mühe und Not gelingt es dem Präsidenten endlich, um sieben Uhr abends die Tagesordnung für den nächsten Tag festzustellen und die Sitzung zu schließen. Die Abgeordneten sind aber jetzt etwa noch nicht frei, sondern gerade wegen der heutigen Debatte findet noch eine stundenlange Fraktionssitzung statt.

Nach Schluß der Sitzung pflegen die Abgeordneten die mitgebrachten Akten, Privatpapiere usw., die sie nicht in den Pulten des Sitzungssaales zurücklassen wollen, in besondere kleine Aktenschränke zu legen. Diese Aktenschränke sind in der Täfelung des Foyers zur Rechten und Linken des Sitzungssaals untergebracht. Jedes Aktenschränkchen, das zwei Fächer enthält, hat einen besonders gearbeiteten Schlüssel, der sich natürlich im Besitz des betreffenden Abgeordneten befindet.

Es bleibt unserem Abgeordneten nur eine kurze Frist, um zu Abend zu essen, denn er muß in die Fraktionssitzung. Die Fraktionssitzungszimmer sind etwas behaglicher eingerichtet, als die übrigen und befinden sich ebenfalls im Obergeschoß des Hauses. Nach der Größe der Parteien sind natürlich auch die größeren und kleineren Zimmer verteilt, und einer der schönsten



Rechte Seite des großen Sitzungssaales im Reichstagsgebäude.
1. Loge für die Angehörigen der Abgeordneten. 2. Kaiser-Loge. 3. Diplomaten-Loge.

und hellsten Räume, dessen Fenster nach den herrlichen Bäumen des Tiergartens hinausgehen, ist das Fraktionszimmer der sozialdemokratischen Partei. Es zeichnet sich noch dadurch aus, daß in ihm als Mobiliar der hufeisenförmige Tisch und die Polsterstühle aufgestellt sind, welche im alten Reichstag in der Leipzigerstraße einst das Sitzungszimmer des Bundesrats schmückten. Auf dem Stuhle, dessen Lehne etwas höher gearbeitet ist, als die der andern, der für den Präsidenten bestimmt war,

und auf welchem einst Fürst Bismarck saß, sitzt jetzt als Präsident der Fraktion der Abgeordnete Singer. So haben auch Stühle ihre Schicksale! Diese Fraktions-Verhandlungen sind sehr ernsthafte Beratungen, in denen manchmal die Geister heftig aufeinander platzen. Nach außen erscheinen ja die Fraktionen stets geschlossen und einmütig. Ehe sie aber zu dieser Einigkeit kommen, gehen im Innern einer Fraktion manchmal recht heftige Kämpfe voraus. Besonders die Präsidenten der Fraktionen müssen recht geschickte, taktvolle Leute sein, um nicht dauernde Mißstimmung innerhalb der eigenen Fraktion aufkommen zu lassen, welche schließlich zu Rissen und zum Auseinanderfallen der Partei führen können. In einer solchen Fraktionssitzung wird gewöhnlich der Feldzugsplan für die nächsten Tage beraten. Es werden die Redner bestimmt, die für oder gegen Gesetzesvorlagen zu sprechen haben, es werden allerlei parlamentarische und taktische Dinge vorbereitet, und eventuell entschließt sich auch die Fraktion, an alle nicht anwesenden Mitglieder schleunigst Telegramme zu senden, um sie nach Berlin zu citieren, damit bei der Abstimmung die ausreichende Stimmenstärke vorhanden ist.

Es mag hier noch eingeschaltet werden, daß bei den Fraktionen eine ganz bestimmte Rede-Disziplin herrscht. Bei jeder Beratung sprechen ganz bestimmte Redner, und man wählt vor allem die tüchtigen Redner, dann aber auch die Mitglieder, welche von dem Gegenstand der Beratung besonders genaue Kenntnis haben. Es ist also keineswegs irgend einem Abgeordneten, der einer geschlossenen Partei angehört, gestattet, zu reden, wann er will. Er darf sich gar nicht zum Worte melden, ohne die Parteiführer gefragt zu haben, und so darf es uns nicht wundern, wenn es Leute im Parlament giebt, die schon seit Jahren dort sitzen und noch niemals in einer Plenarsitzung das Wort ergriffen haben. Es ist aber durchaus verkehrt, diese Leute deshalb gering zu schätzen oder zu verlachen. Auch ein Abgeordneter, der nicht in den Plenarsitzungen spricht, kann auf das gewissenhafteste seine Pflicht erfüllen, indem er stets an den Kommissions-Sitzungen teilnimmt, indem er regelmäßig die Sitzungen besucht, und indem er stets zur Stelle ist, wenn es sich um eine wichtige Abstimmung handelt.

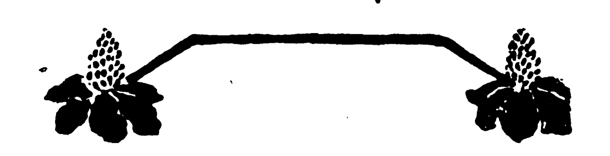
Bevor wir das Obergeschoß des Reichstags verlassen, begeben wir uns noch nach dem sogenannten Bücherspeicher. Dieser

ist eine Sehenswürdigkeit, er nimmt die ganze Nordfront des Obergeschosses ein und besteht aus vier Geschossen übereinander, ganz und gar in Eisen-Konstruktion. Die Böden und Decken dieser vier Geschosse sind lediglich aus Waffelglas hergestellt, welches in Eisenrahmen liegt. Auf diesen Böden stehen die langen Regale reihenweise, von oben bis unten gefüllt mit Büchern. Eiserne Treppen führen zu den einzelnen Geschossen empor, und die verschiedenen Abteilungen sind innerhalb der Geschosse wieder durch Brücken miteinander verbunden, die ebenfalls aus Glas und Eisen hergestellt sind. Der ganze Bücherspeicher faßt dreihunderttausend Bände und wird bei regelmäßigem Zunehmen der Bibliothek erst in fünfundvierzig Jahren gefüllt sein. Jetzt besitzt die Bibliothek ungefähr hunderttausend Bände und gehört besonders auf dem staatswissenschaftlichen, juristischen und gesetzgeberischem Gebiete zu den besten, die es in Berlin giebt. Sie ist nach der Universitäts-Bibliothek die größte der Reichshauptstadt. An der Spitze der Bibliothek steht ein bekannter Gelehrter. Zur Benutzung der Bibliothek berechtigt sind die Mitglieder des Reichstags, des Bundesrates, und dessen Kommissare, sowie die Räte und Kommissare des Reichskanzleramtes, die Mitglieder des preußischen Abgeordneten- und Herrenhauses, die Bureau-Beamten des Reichstages und endlich alle diejenigen Personen, welchen zur Benutzung der Bibliothek eine Erlaubnis vom Präsidenten oder vom Vorsitzenden der Bibliotheks-Kommission erteilt worden ist. Neben dem Bücher-Magazin liegt im Nordostturm der Verwaltungsraum der Bibliothek, in welchem gleichzeitig große Arbeits- und Lesetische aufgestellt sind. Aus dem halbkreisförmigen Riesenfenstern dieses Raumes hat man nach Osten einen geradezu wunderbaren Blick auf einen der interessantesten Teile Berlins. Neben dem großen Verwaltungsraum liegt noch ein kleineres Zimmer, welches durch Fernsprecher, eine Rohrpostleitung und durch Fahrstühle mit dem Büchereisaal im Hauptgeschoß, dessen Thüren auf den Präsidial-Vorraum ausmünden, in Verbindung steht.

Fragen wir uns jetzt noch, was der Reichstag jährlich an Kosten verursacht, so erfahren wir, daß diese Summe zwischen 650,000 und 700,000 Mark schwankt. Diese Kosten sind verhältnismäßig gering im Vergleich zu anderen Staaten, weil der

deutche Reichstag bis jetzt seinen Mitgliedern keine Diäten zahlt. Von den Parlamenten ist das teuerste das französische, welches jählich 14½ Millionen Mark kostet. Das englische kostet 1 Million Mark, das belgische dreiviertel Million, das portugiesische etwas über eine halbe Million, das spanische etwa dreiviertel Million, das italienische ebensoviel, das österreichische ungefähr ein und eine viertel Million Mark. Bei den großartigen Einrichtungen, die für den Deutschen Reichstag getroffen sind, bei der großen Zahl der Abgeordneten und der glänzenden Ausstattung aller Räume, die ja immerhin jährlich eine große Summe für Unterhaltungskosten beanspruchen, sind die Gesamtkosten des Reichstags verhältnismäßig gering. Die Spezialetat des preußischen Abgeordnetenhauses ist z. B. größer, weil dort an die Mitglieder für jeden Tag ihrer Anwesenheit fünfzehn Mark Diäten gezahlt werden, sodaß es kaum zu verstehen ist, wenn die Reichstagsmitglieder als solche keinerlei Einkommen haben, da sie doch in Berlin aus eigener Tasche leben und daheim ihren Beruf versäumen müssen.





Pontius Pilatus in Sage und Glaube.

Von F. Kunze-Suhl.

(Nachdruck verboten.)

ie Legendenbildung, die die Erzählungen des Neuen Testaments allenthalben weiter gesponnen und ausgeschmückt hat, wuchert in besonders üppigen Ranken um den biblischen Kern der Leidensgeschichte und ihrer Gestalten; eine Thatsache, die ja ihre fast verständliche Erklärung darin findet, daß gerade die einzelnen Züge der Leidensgeschichte mit doppelt erschütternder Sprache zum legendenbildenden Volksgemüt sprechen. So hat denn die weiterbildende Sage auch an die Gestalt des römischen Landpflegers Pontius Pilatus angeknüpft, an jenen Mann, auf den nicht nur die biblische Ueberlieferung, sondern auch die einschlägigen Berichte Philos († 54 n. Chr.) ein äußerst ungünstiges Licht werfen. Letzterer bezeichnet ihn als „von Charakter unbeugsam und rücksichtslos hart" und schiebt ihm „Bestechlichkeit, Gewaltthaten, Räubereien, Mißhandlungen, Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten" zur Last. Schließlich wurde er wegen brutaler Handlungen und fortgesetzter Pflichtverletzungen nach zehnjähriger Wirksamkeit seines Amtes enthoben und im Jahre 36 n. Chr. nach Rom zur Verantwortung gezogen. Von da ab verliert sich seine Spur in der urkundlichen Geschichte.

Es kann wohl nicht wundernehmen, daß sich um diesen charakterlosen Mann, der bei völliger Gleichgültigkeit gegen

Gesetz und Recht, sowie trotz der Ueberzeugung von Christi Unschuld aus politischen Rücksichten ihn doch dem maßlosen Hasse des Volkes auslieferte und kreuzigen ließ, ein förmlicher Kranz christlicher Legenden bildete, umsomehr, als man über sein „letztes Stündlein" keine geschichtlich verbürgten Ueberlieferungen besaß. Eine um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandene „Chronik von Petershausen" will wissen, daß Pilatus aus der sehr alten bayrischen Stadt Forchheim gebürtig stamme, und zwar habe sein Vater Ato und seine Mutter Pila geheißen, woher sich sein seltsamer Name erklären lasse. Ja, im späteren Mittelalter wurde sogar gefabelt, daß man in Forchheim des Landpflegers rote Hosen noch als wertvolle Reliquie aufbewahre. Nach Wolfs allgemeiner Chronik Bayerns ist Mainz der sagenhafte Geburtsort des Pilatus. Dort, wo sein Vater als mächtiger Fürst der römischen Rheinlande herrschte, soll er jedoch später seinen eigenen Bruder ermordet und deshalb aus dem elterlichen Hause die Flucht ergriffen haben, auf welcher ihn sein Weg nach Forchheim geführt. Wiederum wird auch das Dorf Hausen unweit dieser Stadt als der Ort genannt, in welcher der sagenumwobene Statthalter das Licht der Welt erblickte. „Schon als Knabe zeigte er große Fähigkeiten, und wurde in die Lehre nach Nürnberg gebracht. Von hier aus kam er als Gesandter nach Jerusalem und erwarb sich dort ansehnlichen Reichtum, sodaß er bei seinem Geburtsorte Hausen eine große Stadt baute, welcher er seinen Namen gab. Als er aber das ungerechte Urteil über den Weltheiland ausgesprochen hatte, versank seine Stadt in den Grund. Wenn sich jedoch einst Hausen so vergrößert haben wird, daß ein Hahn in den jetzigen Flurort Pilatus gehen kann, so wird dieser die Turmspitze bloßscharren und die Stadt Pilatus wird sich wieder erheben."

Eine dem 12. Jahrhundert entstammende handschriftliche Chronik — in München aufbewahrt — vermeldet, König Ato habe seinen verbrecherischen Sohn Pilato wegen des erwähnten Brudermordes als Geißel nach Rom gesandt, „doch alsbald lud er dort neue Blutschuld auf sich, indem der fränkische Königssohn Paynus seinen Streichen erliegen mußte". Die sein Geschlecht und das deutsche Volk fürchtenden Römer zogen ihn aber nicht zur Strafe, sondern schickten ihn zur Be-

kämpfung barbarischer Stämme in den Pontus, „wo er durch glückliche Waffenthaten Ruhm und den Beinamen Pontius erwarb“. Tapfer und grausam, wie er sich bisher gezeigt, schien Pilatus dem biblischen Könige von Galiläa, Herodes, der rechte Mann zu sein, das unruhige Volk der Juden zu zügeln, weshalb er ihn als Landpfleger nach Jerusalem berief, womit die deutsche Sage ihr Ende erreicht. Nun weiß aber der ums Jahr 338 gestorbene Eusebius zu melden, daß unter dem römischen Kaiser Caligula soviel Unglück über Pilatus hereingebrochen sei, daß er voller Verzweiflung selbst Hand an sich gelegt habe. „Als Selbstmörder wurde er nun, wie es damals Brauch war, in die Tiber den Fischen zum Fraß vorgeworfen. Kaum war dies geschehen, so war es, als ob sich die Pforten der Hölle öffneten. Es begann ein Unwetter zu wüten, welches kein Ende nehmen wollte. Da merkte man, daß dieser Aufruhr der Elemente von dem in die Tiber geworfenen Leichnam des Pilatus herrührte, den selbst dieser Fluß dermaßen verabscheute, daß er ihn nicht in seinen Fluten behalten wollte. Mit vieler Mühe wurde er also wieder aufgesucht, und siehe, als man ihn gefunden hatte, legte sich das Unwetter.“ Aber auch in Frankreich soll der allverachtete Pilatus ehemals aufgetreten sein. Zwischen Rambert und Valliere, in der Dauphiné, steht ein kleines Schloß, das ihm, dortiger Volksmeinung zufolge, längere Zeit hindurch als Aufenthaltsort diente, und zwar nach seiner angeblichen Verurteilung durch den römischen Kaiser Tiberius, der ihm „auf Lebenszeit Feuer, Wasser und alle gekochten Speisen untersagte“. Indes, nur als Leiche wurde er nach dem damaligen Gallien gebracht, und zwar bei Vienne in die Rhone geworfen, weil sich die Tiber aufrührerisch gegen ihn bewiesen hatte. Doch es wurde ihm hier wie dort der gleiche Empfang bereitet. „Unter Donner und Blitz zog ein Unwetter heran, bis die Bewohner Galliens den ungebetenen Gast wieder aus dem Wasser zogen und, um ihn los zu werden, nach Lausanne schafften. Da aber auch hier, wie in Italien und Gallien, Pilatus die Ursache von Sturm und Wetter war, beschlossen endlich die Lausanner nach reiflicher Ueberlegung, ihn in einen kleinen See zu werfen, welcher ungefähr vierzig Stunden von ihrer Stadt auf den Alpen lag.“

Wir werden nun in die bergige Schweiz versetzt, welche eigentlich den anerkanntesten Platz zur Lokalisierung der Pilatussage abgiebt. Man höre, was Heyl in seinen Tiroler Sagen hierüber erzählt: „In einigen Orten des Innthales ist die Sage verbreitet, Pilatus sei zur Strafe dafür, daß er Jesum Christum zur Kreuzigung überantwortet hat, nach seinem Tode verzaubert und in einen See gebannt worden. Die einen sagen, er wäre im Sonnenwend-Jochsee, andere aber versetzen ihn in den Pillersee, wieder andere wissen keinen bestimmten See anzugeben. In jenem Wasserbecken müsse er bis zum jüngsten Tage verbleiben und die entsetzlichsten Qualen leiden. Am größten sei die Pein, welche er in der Karwoche erdulden müsse. Da höre man die ganze Woche hindurch den See brüllen wie einen Stier." Nun, der eigentliche See liegt auf dem 2228 Meter hohen, wunderbar gezackten Berge „Pilatus" in den Urner Alpen, unweit Luzern. Dieser ansehnliche Felsenkegel bietet in seiner freien, isolierten Stellung eine herrliche Aussicht, wird aber häufig von dichten Nebelwolken umschleiert, was dem ehemaligen mons fractus den Namen mons pileatus, d. h. der behutete Berg, eingetragen und das gewöhnliche Volk später veranlaßt hat, ihn „Pilatus" zu nennen.

„Wann der Pilatus hat einen Hut:
Das Wetter fein und gut.
Trägt er einen Degen:
So giebt es Regen —"

lautet eine dortige Wetterregel.

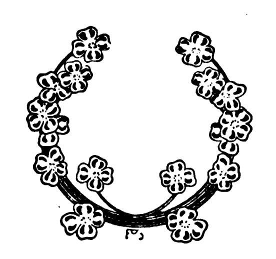
Ein kleiner See auf diesem alpinen Berge gilt nun allgemein nach der schweizerischen Volkssage als des hartherzigen Landpflegers letzte „Ruhestätte". Von Zeit zu Zeit verläßt aber der ruhelose Geist sein feuchtes Heim, um als gefürchtetes Gespenst das weite Gebiet der Alpen zu durchstreifen. „Bald sah man ihn in dem Morast seines Sees herumwaten, bald auf einem Felsen sitzen, bald im heftigen Streit mit noch einem anderen Gespenst, dem König Herodes, bald, wie er in flüchtigem Lauf die Berge durchstreifte; immer aber war er der gleiche böse Geist, welcher die Umgegend mit Sturm und Wetter überzog, die Hirten auf den Weiden erschreckte, ihre Herden zersprengte und das beste Vieh von den Felsenklippen in den

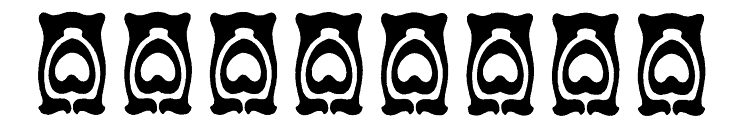
Abgrund hinabstürzte.“ Da er sein Wesen immer ärger trieb, so veranlaßte man einstmals einen „fahrenden Schüler“, durch erfolgreiche Beschwörungsformeln ihn an seinen ihm angewiesenen Wohnplatz, den Pilatussee, zu bannen. Nur am Karfreitag steigt er aus seinem nassen Grabe hervor, um in der Tracht altrömischer Senatoren den See zu umspuken. Wer ihn in dieser geisterhaften Gestalt erblickt, stirbt noch vor Ablauf des betreffenden Jahres. „Seine Bosheit aber zeigt sich nur noch, wenn er geschmäht wird oder sobald Steine in seinen See geworfen werden. Dann bricht sein Zorn in irgend einer Ueberschwemmung oder einem Ungewitter aus, das oftmals beim hellsten Himmel erscheint.“

In Wirklichkeit scheint man sich in mittelalterlichen Tagen auch sehr gescheut zu haben, ohne jegliche Veranlassung Steine in den Pilatussee zu werfen, um eben den gespenstigen Schläfer auf dem schlammigen Boden nicht unnötig in Aufruhr zu versetzen. Sobald es geschah, „hörten die Hirten hier zwischen den Felsen wildes Kampfgetöse ganzer Geisterheere zu Pferde, bald die höllische Musik der Zauberer und Hexen, bald sahen sie als Sennen verkleidete Zwerge, welche Kühe entführten, um sie zu melken.“ Mußten doch im 14. Jahrhundert schweizerische Hirten, welche die benachbarten Weiden vom Pilatussee bezogen, am Anfang jedes Frühjahrs einen feierlichen Eid leisten, keinem Fremden den Weg nach dem geheimnisvollen See zu weisen. Oefters warf man Zuwiderhandelnde ins Gefängnis, ja anno 1307 wurden sogar sieben Prediger auf dem Wege nach demselben verhaftet, worüber noch urkundliche Dokumente vorhanden sind. Bis zur Reformation existierte eine besondere Verfügung des Luzerner Magistrats, welche jedem Fremden verbot, ohne ausdrückliche Erlaubnis den Pilatussee zu besuchen. Erst im Jahre 1895 wurde dieses lächerliche Verbot auf eindringliche Veranlassung eines Luzerner Geistlichen, Johannes Müller, zurückgenommen. Eines Tages war derselbe in Begleitung einer Menge Volkes nach dem gefürchteten Gewässer gezogen und hatte unter dem Rufe: „Pilatus, wirf deinen Schlamm aus!“ mehrere Steine hineingeworfen, ohne daß sich ein strafendes Unwetter am Himmel zusammengezogen hätte, was man bisher stets befürchtete.

Im allgemeinen ist der rumorende Pilatus im schweizerischen Volksglauben als Urheber von Sturm und Ungewitter berüchtigt, so daß man ihn eigentlich zu den sogenannten „Wetterherren“ rechnen könnte. Daß er zum regenverkündenden Nebel in gewisser Beziehung steht, besagt schon das oben angeführte Verschen, und in fast ganz Deutschland sagt das ländliche Publikum, wenn zu Ostern nochmals Sturm und Schneegestöber auftreten: „Pilatus geht nicht aus dem Richthaus, er richte denn zuvor noch einen Rumor an.“ Im allgemeinen führt man sonst des übelthäterischen Landpflegers Namen wenig im Munde, und wie anrüchig derselbe früher war, geht daraus hervor, daß der ehrliche Grimmelshausen an einer Stelle sagt, wer sein Buch nicht lesen wolle, der könne es „wol gar in des Pilati heimliche Cantzley werffen“. Eine heute noch übliche Redensart lautet: „Man gedenkt seiner wie des Pilatus im Credo.“ Damit soll angedeutet werden, „daß er hat übel gethan“ wie Pontius Pilatus, der den unschuldigen Gottessohn zum Tode verurteilte, wovon das Credo, das apostolische Glaubensbekenntnis — im Text des zweiten Artikels — redet. Mit Recht heißt es darum im 34. Abschnitt von Murners „Schelmenzunft“, der überschrieben ist: „Pilatus im Credo“:

„Wen man dyn gedenkt also,
wie pilatus im credo,
so sollst du selten werden fro!“





Weltuntergangskatastrophen.

Von Dr. **A. Berkoli.**

Götterdämmerung! Mit gewaltigen Schauern umfängt es uns, wenn wir in die Mysterien der altnordischen Göttersage uns versenken und von dem Weltuntergang lesen, den der böse Loki, der Gott des Bösen, herbeiführt. Mit Schauern lesen wir es und lassen auch unser Ohr umrauschen von den Götterdämmerungsklängen, mit denen ein Richard Wagner seinen „Ring des Nibelungen" zum erhabenen Abschluß gebracht hat. Aber was wollen diese geistigen Schauer, diese Gebilde der Phantasie bedeuten gegenüber der erschütternden Gewalt, mit der eine furchtbare Wirklichkeit die Menschheit immer wieder emporrüttelt. Zwar ist der so oft prophezeite Weltuntergang noch immer nicht eingetreten, und auch der Planet, auf dem die Krone der Schöpfung, der Mensch, den harten Kampf ums Dasein kämpft, hat bisher erfolgreich allen zerstörenden Gewalten getrotzt; aber im Lauf der Zeiten ist unsere Erde von schweren Katastrophen heimgesucht worden, die in den betroffenen Gegenden wie das Ende aller Dinge, wie ein Weltuntergang wirken mußten. Schwere Erdbeben und vulkanische Ausbrüche erinnern uns daran, auf wie schwankem Boden wir stehen, und sind so recht geeignet, alle menschlichen Selbstüberhebungsgelüste auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen.

Die jüngste Schreckenskunde, die aus dem fernen Westen, von der Insel Martinique, zu uns herübergedrungen ist, läßt

es angezeigt erscheinen, einen vergleichenden Rückblick zu werfen auf frühere ähnliche Katastrophen und zunächst auf die Erklärungsversuche hinzuweisen, die man für dieselben aufgestellt hat.

Die Erde war ursprünglich ein glutflüssiger Ball, der sich im Laufe von Jahrmillionen nur an der Oberfläche langsam abgekühlt hat, während das Innere den ursprünglichen glühenden Charakter noch immer, wenn auch abnehmend, beibehält. Die Abkühlung erfolgt aber fortwährend und dabei lösen sich jene Gase aus, die bei der Bildung von Vulkanen die Hauptrolle spielen. Auch Erdbeben, heiße Quellen und die Erscheinung der Temperaturzunahme nach dem Erdinnern hin sind hierauf zurückzuführen. Diese Anschauung baut sich im wesentlichen auf der Theorie des berühmten Naturforschers Laplace auf, wonach die Erde, nachdem sie sich wie auch alle übrigen Planeten von unserer Sonne losgerissen, ein selbständiger Weltkörper im Weltenraume wurde, der sich allmählich immer mehr abkühlte. So entstand die feste Erdrinde. Aber im Inneren loht noch heute insgeheim eine beinahe dämonische Glut, nur des Augenblicks harrend, wo sie sich Luft machen und ihre so lange verhaltene Kraft offenbaren könne. Die Vulkane selber sind gewissermaßen Kanäle, die mit dem Erdinnern in Verbindung stehen und dazu dienen oder wenigstens in früheren Epochen gedient haben, daß jene geheime Gewalten entweder als gasförmige oder als tropfbar flüssige und feste Körper einen Ausgang finden. Alexander von Humboldt nennt sie darum geradezu Abzugsröhren und vergleicht sie durchaus zweckentsprechend mit den Sicherheitsventilen einer Dampfmaschine. Hätte die Natur auf diese Weise nicht selbst Abhilfe geschaffen, dann wäre es nicht unwahrscheinlich, daß eines Tages durch eine gewaltige Explosion unser Erdball in Stücke ginge und die einzelnen Trümmer in das Weltall hinausgeschleudert würden; so gewaltig ist die Spannkraft der Gase, die im Innern der Erde angesammelt und nur widerwillig von der Erdrinde wie von einem strengen Kerkermeister zusammengeschlossen sind.

Die alten Dichter der Griechen sahen in den vulkanischen Gebieten die Wohnsitze und Werkstätten des Gottes des Feuers,

St. Pierre.

sowie die Stätten des Kampfes der Giganten und Titanen mit den Göttern. Doch schon die späteren römischen und griechischen Schriftsteller näherten sich unserer modernen naturwissenschaftlichen Anschauung. Schon im grauen Altertum erkannte die Menschheit als für die eigentlichen Vulkane charakteristisch die von Asche, Sand und Bimssteinen umgebenen Krater, denen bei Ausbrüchen hohe Rauchsäulen entsteigen und häufig gewaltige Lavaströme entfließen, die schwarzem Schlamm gleichen und an der Luft zu Stein erhärten. Die Ausbrüche der Vulkane werden gewöhnlich durch unterirdisches Donnern vorher angekündigt, und von einem Aetna-Ausbruche erzählt Seneka, der zur Zeit Christi lebte, daß derselbe von einem Gewitter begleitet gewesen sei — eine Erscheinung, die ungemein häufig bei Vulkanausbrüchen beobachtet wird. Seneka selbst sagt darüber folgendes: „Der Aetna hat zu Zeiten allzu viel Feuer gehabt, da hat er denn eine ungeheure Masse brennenden Sandes ausgeworfen. Das Tageslicht war in Rauch gehüllt, und die Menschen erschreckte plötzliche Finsternis. Zu solcher Zeit, sagt man, habe es viel gedonnert und geblitzt." Nach Strabo bilden sich bei Ausbrüchen auch zuweilen neue Krater, die später wieder verschwinden; es war also den Alten bereits die außerordentliche Veränderlichkeit der oberflächlichen Vulkangebilde bekannt, und darum ist es auch nicht zu verwundern, daß Strabo schon lange vor dem berühmten Ausbruch des Vesuv vom Jahre 79 nach Christi Geburt die vulkanische Natur dieses Berges richtig erkannt hatte. Dieser Ausbruch des Vesuv, der vor fast 2000 Jahren die Städte Herkulanum und Pompeji und 50000 Menschen verschüttete und mit dem jüngsten Ausbruch des Mont Pelé auf der Insel Martinique manche Aehnlichkeiten aufweist, zeigte den Alten die ganze Großartigkeit und Schrecklichkeit der vulkanischen Ausbrüche im hellsten Licht und machte sie mit allen Erscheinungen dieser Art bestens bekannt.

Ein Brief, der vor etwa 2000 Jahren

in lateinischer Sprache von dem Naturforscher Plinius an den großen römischen Geschichtsschreiber Tacitus gerichtet wurde, und der der Nachwelt erhalten wurde, legt Zeugnis ab von

der Gewalt jenes vulkanischen Ausbruches. Wir geben den Brief in getreuem Wortlaut wieder, weil er unter dem frischen Eindruck der Katastrophe geschrieben wurde und das einzige derartige Dokument bildet, das aus jener Zeit erhalten ist. Er lautet: „Du willst, daß ich Dir den Tod meines Oheims beschreibe, damit Du ihn desto getreuer den Nachkommen beschreiben könntest: Er befand sich zu Misenum als Befehlshaber der kaiserlichen Flotte. Am 24. August ungefähr um 1 Uhr nachmittags meldete ihm meine Mutter, daß sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Erscheinung zeige. Er forderte seine Schuhe und bestieg eine Anhöhe, von wo aus er das Schauspiel am besten betrachten konnte. Man konnte aus der Ferne nicht erkennen, aus welchem Berge die Wolke hervorkam, erst später erfuhr man, daß es der Vesuv war. Die Wolke stieg auf, sie glich an Gestalt einem Baume, und zwar einer Pinie, denn sie erhob sich gleichsam auf einem sehr hohen



Kreolische Eingeborene von Martinique.

Stamme und breitete sich in mehrere Aeste aus.“ Plinius erwähnt damit zum ersten Male die kerzengerade Form der vulkanischen Rauchwolke, die später so unzählige Male beschrieben worden ist. „Ich glaube, sie wurde von einem starken Luftstrom emporgehoben, und als dieser schwächer wurde und sie verließ, oder als ihre Schwere das Uebergewicht bekam, breitete sie sich langsam aus; sie war stellenweise weiß, stellenweise aber auch schmutzig und fleckig, je nachdem sie Erde oder Asche mit emporgerissen hatte. Der gelehrte Mann gedachte das Ereignis näher kennen zu lernen; er ließ daher einen Schnellsegler bereit stellen; mir stellte er es frei, mit ihm zu gehen. Ich antwortete, ich wollte lieber studieren; er selbst hatte mir gerade etwas zum Schreiben gegeben. Er war gerade aus dem Hause getreten, als er einen Brief erhielt: Cäsius Bassus und die übrigen Einwohner von Retina, das am Fuß des Berges lag und nur die Flucht zur See gestattete, baten ihn, von der drohenden Gefahr erschreckt, um Errettung aus derselben. Er änderte also seinen Entschluß und ging mit größtem Mut an das Werk, das er nur aus Wißbegierde begonnen hatte. Er ließ die Vierruderer ins Meer bringen und bestieg sie, um nicht nur den Leuten von Retina, sondern auch vielen anderen Hilfe zu bringen, denn die Küste war wegen ihrer schönen Lage stark bevölkert. Er eilte dahin, von wo andere entflohen, und in geradem Kurs steuerte er in die Gefahr hinein, so fern von Furcht, daß er alle Bewegungen, alle Formen jenes schlimmen Vorganges diktierte und zur Aufzeichnung brachte. Je näher die Schiffe kamen, desto heißer und dichter fiel die Asche; schon fielen auch Bimssteine nieder und schwarze Steine, verbrannt und durch das Feuer geborsten; bereits war auch das Meer seicht geworden und die Gestade wegen der Auswürfe des Berges schwer zugänglich. Er zögerte ein wenig, ob er umkehren sollte, sprach aber bald darauf zum Steuermann, der dazu riet: ‚Den Tapferen unterstützt das Glück; fahre zu Pomponianus.‘ Dieser war in Stabiä, durch einen Meerbusen getrennt, denn das Meer dringt hier mit sanft geschweifter und gekrümmter Küste in das Land hinein. Pomponianus hatte angesichts der Gefahr, die freilich noch nicht unmittelbar war, sein Gepäck in die Schiffe bringen lassen, fest

entschlossen, zu fliehen, wenn der ungünstige Wind sich gelegt hätte. Nachdem mein Oheim, getrieben von dem ihm günstigen Wind, angekommen war, umarmte er den Aengstlichen, tröstete und ermahnte ihn; um dessen Furcht durch seine eigene Sorglosigkeit zu mildern, ließ er sich ins Bad bringen, setzte sich hernach zu Tisch und speiste heiteren Mutes oder, was gleiche Seelengröße bedeutet, scheinbar heiter. Inzwischen loderten aus dem Vesuv an mehreren Stellen breite Flammen und hohe Feuer hervor,



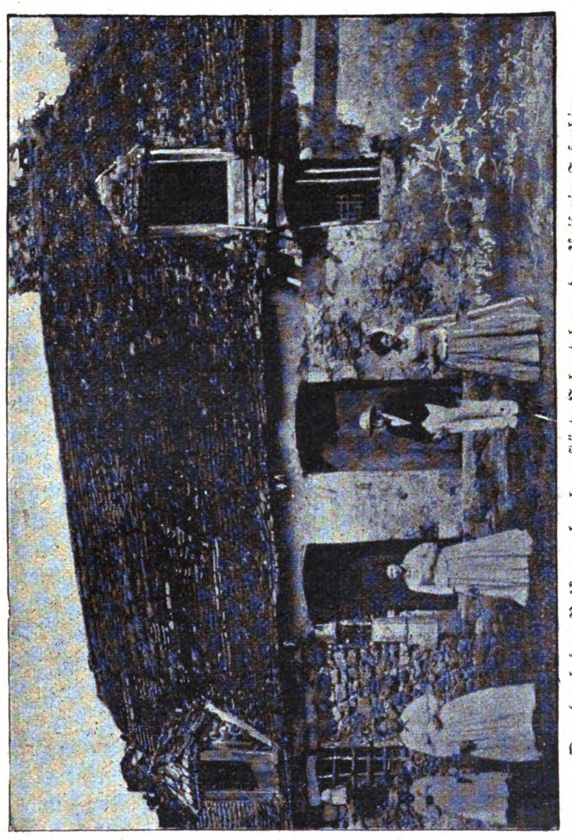
Mulattische Eingeborene von Martinique.

deren Glanz und Klarheit durch das Dunkel der Nacht noch gehoben wurde. Um der Umgebung die Furcht zu benehmen, gab mein Oheim an, das rühre von brennenden Häusern und Landgütern her, welche die Landleute aus Angst verlassen hätten. Dann legte er sich nieder und schlief tief.

Aber der Hofraum, von dem aus man zum Zimmer gelangte, hatte sich bereits mit Asche und Bimssteinen so stark angefüllt, daß bei längerem Aufenthalt in dem Schlafzimmer der Ausgang versperrt worden wäre. Er wurde deshalb geweckt und begab sich zu Pomponianus und den übrigen zurück, die gewacht hatten. Man beriet nun gemeinsam, ob man im Hause bleiben oder ins Freie gehen sollte, denn das Haus wankte unter den häufigen und entsetzlichen Stößen und schien, gleichsam aus seinen Fugen gehoben, bald hierhin, bald dorthin zu schwanken und dann wieder in seine frühere Stellung zurückzukehren. Unter freiem Himmel wiederum fürchtete man das Niederfallen der Bimssteine, obgleich dieselben leicht und ausgebrannt waren. Man wählte jedoch bei Abwägung der Gefahren das letztere, da bei den einen ein Vernunftgrund den anderen, bei den anderen eine Furcht die andere besiegte. Man legte sich Kissen als Schutz gegen die herabfallenden Steine auf den Kopf und band sie mit Tüchern fest. Anderswo war bereits heller Tag, hier aber herrschte noch Nacht, finsterer und dichter als sonstige Nächte; viele Fackeln und mannigfacher Lichtschein milderten kaum die Finsternis. Man beschloß, an die Küste zu gehen und aus der Nähe festzustellen, ob das Meer etwa schon befahrbar wäre; es war aber noch schrecklich und feindselig. Hier legte sich mein Oheim über ein ausgebreitetes Tuch, verlangte nochmals kaltes Wasser und trank. Aber die Flammen und der Schwefelgeruch, die sie bedrohten, trieben ihn in die Flucht und schreckten ihn auf. Auf zwei Diener gestützt, erhob er sich, sank aber sofort wieder zurück: ich vermute, daß der dicke Dampf ihm den Atem benahm und die Luftröhre, die bei ihm von Natur schwach, eng und häufig entzündet war, verschloß. Als es endlich am dritten Tag wieder hell geworden war, fand man seinen Leichnam ganz unverletzt, noch in seiner Kleidung; er glich mehr einem Schlafenden, als einem Toten."

Jahrhunderte vergingen, ehe die Menschheit wieder durch eine ähnlich gewaltige Katastrophe aus ihrer Ruhe emporgeschreckt wurde. Das war das Lissaboner Erdbeben, das 60 000 Menschen das Leben kostete und in acht Minuten den größten Teil der Stadt zerstörte. Goethe schreibt darüber in

„Wahrheit und Dichtung“: „Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im Tiefsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das



Das durch den Vulkanausbruch zerstörte Geburtshaus der Kaiserin Josephine, Gemahlin Napoleons I., in St. Pierre.

Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe

schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast wird zum Teil vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. 60000 Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgener oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür ... Vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet."

Interessant ist, daß ein französischer Brigade-General in der vor etwa 100 Jahren erschienenen Beschreibung seiner Reise nach Martinique berichtet, daß die Wirkung des Lissaboner Erdbebens auch auf dieser Insel verspürt worden sei. „An dem nämlichen Tage stieg bei Martinique plötzlich das Meer, ohne daß ein Wind oder eine Springflut voranging, und überschwemmte zu drei verschiedenen Malen die Burg Trinité. Der Unterschied zwischen dem Erdbeben zu Lissabon und der Ueberschwemmung zu Martinique beträgt vier Minuten; und wenn diese Bewegung sich bloß den Wassern mitteilte, so machte das Wasser 1600 französische Meilen in 4 Minuten."

Die größte Zahl von Menschenopfern seit den schrecklichen Tagen von Pompeji und von Lissabon verlangte von allen vulkanischen Katastrophen diejenige, welche sich im Jahre 1883 auf der kleinen Insel Krakatoa, die zwischen Java und Sumatra liegt, abspielte. Dr. Wilhelm Meyer giebt in seinem soeben erschienenen Buche „Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen" folgende anschauliche Schilderung dieses Ereignisses:

„Wir haben es unter unseren Augen erlebt, daß die Erde ganz von selbst berstet. Im August 1883 geschah dies bei dem kleinen Vulkan auf der Sundastraße Krakatoa, an einer Stelle, die schon unter See lag, so daß das Wasser nun in

den glühend flüssigen Schlund sich ergießen konnte. Das Meer hat des Wassers viel, aber noch mehr des Feuers ist in den Tiefen der Erde, und beide umarmten sich nun im wilden Titanenkampf. Die Feuerschlünde warfen das Meer in die Wolken empor, aber das Meer stürzte sich wütend zurück auf den Vulkanriesen und suchte ihn zu erdrosseln. Auf und ab strömte Feuer und Wasser zugleich zwischen Himmel und Erde. Welches der Elemente wird siegen? Das emporstürmende Meer erzeugte eine ungeheure Welle, die an den Ufern der Sundastraße 100 Fuß hoch war. Sie verwüstete alle Städte in der Umgebung des Vulkans und ertränkte 50000 Menschen. Die Welle ging, zwar kleiner und kleiner werdend, je mehr sie sich ausbreiten konnte, um den ganzen Erdball herum; in einem einzigen Tage hatte sie von jeder Seite her den halben Umkreis vollendet. Sie raste noch einmal so schnell über die Ozeane hin, wie der Schall durch die Luft getragen wird."

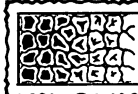
Wenige Tage vor jener Katastrophe auf Krakatoa wurde das vielbesuchte Seebad Casamicciola, das auf dem lieblichen Eiland Ischia in der Nähe von Neapel so entzückend gelegen ist, durch ein furchtbares Unglück heimgesucht, nachdem es schon am 4. März 1881 durch ein Erdbeben verwüstet worden war. An einem lichten Sommermorgen durchzuckten Blitze die Luft, der Donner rollte. Mehr als 2000 Häuser waren eingestürzt, und unter ihren Trümmern fanden gegen 3000 lebensfrohe Menschen ein frühes Grab. Fast scheint es, als wenn der schlafende Gott Vulkan, dem die alte Mythologie bezeichnenderweise die Göttin der Schönheit, die Venus, als Gattin beigesellt hat, wenn er erwacht und schlaftrunken seine Glieder reckt, gerade die schönsten Punkte der Erde für sein Zerstörungswerk aussucht; wo Mutter Natur am üppigsten ihre Gaben ausgestreut hat, da tritt er mit seinem Klumpfuß hin und läßt seine feurigen Schlote rauchen.

Auch die Insel Martinique, von der die jüngste Schreckenskunde über den Ozean zu uns drang, ist ein paradiesisches Stückchen Erde, das nur glückliche Bewohner zu kennen schien und alle fremden Besucher entzückte. Entdeckt von Kolumbus am Martinstage des Jahres 1502, also vor vierhundert Jahren, ist Martinique die zweitgrößte der sogenannten „Kleinen An-

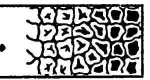
tillen", jener Inselgruppe, welche in Verbindung mit den „Großen Antillen", deren größte die junge Republik Kuba ist, in einem weit geschwungenen Bogen das mittelamerikanische Binnenmeer (Karibisches Meer) ostwärts abschließt. Martinique ist die einzige Kolonie, welche Frankreich in Amerika besitzt, während die benachbarte Insel St. Vincent von Engländern besiedelt ist, und hat eine Größe von 988 Quadratkilometern und eine Einwohnerzahl (vor der Katastrophe) von etwa 176000 Menschen, darunter meist Mulatten und Negern und ungefähr 10000 Europäern. In der Mitte der Westküste liegt die Hauptstadt Fort-de-France mit 15000 Einwohnern; einige Kilometer nördlich die Haupthandelsstadt der Insel, Saint-Pierre, mit 30000 Einwohnern. Vom Meer aus sah letztere Stadt, wie ein Reisender noch kurz vor der fürchterlichen Katastrophe berichtet, mit ihren hellgestrichenen Häusern und roten Ziegeldächern, das blaue Meer davor, die grünen Berge dahinter, sehr malerisch aus. Die Straßen waren breit, sauber und gut gehalten, und mehrere freie Plätze waren mit hohen Königspalmen bepflanzt, die ihre gefiederten Wipfel hoch über den Hausdächern im Winde wiegten. Am Strande zog sich eine breite Promenade mit schattigen Mangobäumen hin, weiter hinab sah man eine verfallene Ruine, deren kahle Mauern fast ganz von dem grünen Pflanzenmeer überwogt waren. An den Spitzen der beiden Landzungen, die sich weit ins Meer hinausstreckten und so die Bai und den Hafen von St. Pierre bildeten, erhoben sich steile Felsen, bald gleich ins Meer fallend, bald einen schmalen Streifen Landes am Strande freilassend, wo dann ein üppiger Garten grünte. Und die weite Bai selbst war von kleinen Segelschiffen mit weißen Segeln oder von noch kleineren Ruderbooten belebt, ein ebenso schönes wie friedliches und idyllisches Bild. Unter den Häusern fielen besonders das bischöfliche Palais und das Regierungsgebäude nebst großen, hübschen Baracken für die Truppen auf; ferner die Kathedrale und ein ziemlich großes Theater, in dem drei Monate lang jeden Winter eine französische Truppe starkbesetzte Vorstellungen gab. Hinter den Hügeln, nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, lag der berühmte Botanische Garten, ein ansehnliches Stück stehen gelassenen Urwalds mit Kulturversuchen tropischer Gewächse aller Erdteile. Hier war an Sonntag-

nachmittagen der Sammelpunkt der feinen Welt, während ein aus Dilettanten bestehendes Bläserorchester konzertierte. In der Nähe erhob sich auf grüner Rasenfläche das weiße Marmordenkmal der Kaiserin Josephine, die, in St. Pierre als Tochter des Hafenkapitäns Tascher de la Pagerie geboren und früh mit dem Vicomte Beauharnais, dem Sohne des Marquis Beauharnais, des Gouverneurs von Martinique, vermählt, nach dessen Tode die vielbeneidete Gattin des Konsuls und späteren Kaisers Napoleons I. wurde. Das Blut der schönen, anmutigen und geistvollen Kreolin fließt noch heute in den Adern manches Herrscherhauses — dem ersten Kaiser der Franzosen schenkte sie freilich keine Nachkommenschaft, aber ihre Kinder aus erster Ehe, Hortense und Eugen, wurden von dem mächtigen Imperator wie eigene betrachtet und demgemäß verheiratet.

Schon zu Zeiten Josephines gab der Mont Pelé, der in einer Höhe von 1350 Metern die reizvolle Landschaft der Insel überragt, drohende Anzeichen seiner im Inneren wühlenden, unheimlichen Thätigkeit. Aber seit seinem unbedeutenden Ausbruch im Jahre 1851 galt er für erloschen oder doch für harmlos. Er war bis oben mit Vegetation besetzt, in seinem Krater lag ein See, und sein Kegel war ein beliebter Ausflugsort. Da plötzlich erwachte der schlummernde Riese und ergoß eine glühende Lavaschicht über die blühende Stadt. In einer Breite von 300 Metern barst die Erdoberfläche und eine 150 Meter hohe Feuersäule, also so hoch wie der Kölner Dom, stieg aus dem Riß empor. Am letzten Himmelfahrtstage war's, da wurden an 30000 Menschen mit einem Schlage von der Erde weggewischt. Und auf den Nachbar-Inseln erhoben sich die anderen schlummernden Riesen und suchten es dem erfolgreichen Kollegen nachzumachen. Tausende fielen auf St. Vincent dem Vulkan Soufrière zum Opfer; und wer weiß, ob nicht bald die ganze Inselgruppe, die zweifellos einer früheren Revolution des Erd-Inneren ihre Entstehung verdankt, infolge neuer vulkanischer Erhebungen in das Meer zurücksinken wird? Oder sollte auch hier neues Leben aus den Ruinen blühen, wie einst in Pompeji und Herkulanum?



Deutsche Dichtergrüße.



Der Liebe Obdach.

Hermann Kletke.

Die Liebe baut, ein thöricht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden,
Hier hofft sie gegen Frost und Wind
Ein freundlich Obdach einst zu finden.

Doch eine Herbstnacht war genug,
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfosten zu zerstören.

Nun irrt sie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erschöpft, im wüsten Wetter,
Und sammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

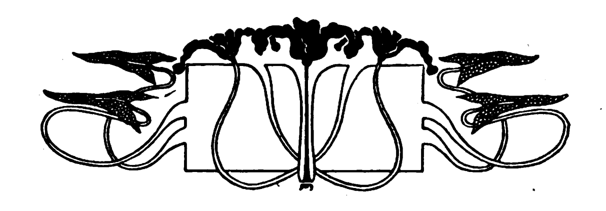
Ein Wort der Liebe.

F. Brunold.

So du ein Wort der Liebe hast,
Verschließ' es nicht im Herzen;
Brich es als Blütenzweig vom Ast
Zur Kühlung bittrer Schmerzen.

Laß es als Friedenshauch sofort
Von deinem Munde fließen,
Gleich Heimatsgruß, gleich Mutterwort
Wird es den Wandrer grüßen.

Es ist die Welt des Hasses voll,
Es bluten rings die Wunden;
Ein Wort, das aus dem Herzen quoll,
Macht manch ein Herz gesunden.



Huldas erstes Liebesleid.

Eine lustige Geschichte von **Alwin Römer.**

(Nachdruck verboten.)

I.



ie steht mir denn der Mohnblumenkranz auf meinem neuen Hute, Ingeborg?" fragte mit augenscheinlichem Wohlgefallen an ihrem Spiegelbilde eine junge Dame ihre ältere Schwester, die eines jener holden, ruhigen Gesichter hatte, bei deren Anblick man unwillkürlich an stille, klare Waldweiher zu denken pflegt, aus denen einem der blaue Sommerhimmel entgegenleuchtet.

Es waren die Töchter des Fabrikdirektors Taucher. Hulda, die jüngere, war erst vor wenigen Tagen aus einer großstädtischen Pension in das kleine Hagenberg zurückgekehrt, und that sich als flotter Backfisch in möglichst altklugen Aeußerungen und legeren Manieren gütlich, von der heimlichen Zuversicht erfüllt, dadurch daheim allen gründlich zu imponieren.

„Wie soll er dir stehen?" lächelte Ingeborg amüsiert.

„Träumerisch, was? — So ganz: ‚Mein Herz ist wie die dunkle Nacht!' oder: ‚Ich hab' dich im Traume gesehen!' Nicht?" erkundigte sich Hulda pathetisch.

„Mädel, bist du denn von Sinnen? Ich glaube, du schnappst wirklich nächstens über."

„Na, was denn? Man wird doch noch seine Stimmungen haben dürfen! — Hast du übrigens 'was zu besorgen? Ich gehe nämlich in die Stadt!"

„Nicht, das ich wüßte!"

„Gar nichts? Kein Lanolin oder so 'was aus der Apotheke?"

„Weshalb denn gerade aus der Apotheke?" fragte Ingeborg mit einem leisen Erröten und bückte sich hastig auf ihre Stickerei nieder.

„Ja, weißt du denn das nicht oder verstellst du dich bloß?" ereiferte sich der Backfisch. „In der Löwenapotheke ist doch jetzt der entzückendste Mensch von ganz Hagenberg! Das Ideal von einem Provisor! Schlank, aber stattlich, mit Augen wie die Kornblumen und einem Schnurrbart wie ein Flügeladjutant! Zum Anknabbern nett! Und dabei spricht er so —"

„Höre 'mal, Hulda, das ist geradezu albern von so einem jungen Ding, wie du bist, wenn ich es nicht frivol nennen soll!"

„Herrgott, hab dich nur nicht. Man wird doch nicht mit Scheuklappen geboren wie 'n Droschkengaul!" entgegnete Hulda, brach aber sofort in ihrer Verteidigung ab, als die Mutter durch eine Seitenthür eintrat.

„Nun, wohin schon wieder, Prinzessin Rührnichtsan?" fragte Mama erstaunt. „Wenn ich doch einmal sähe, daß du eine Arbeit zur Hand nähmest oder dich in der Wirtschaft nützlich machtest?"

„Ihr seid ja immer schon fertig, wenn ich morgens herunterkomme!"

„Ja, um zehn Uhr! Allerdings. Du mußt eben früher heraus!"

„Ach, ich schlafe aber immer so himmlisch! Wie ein Mehlsack, sag' ich dir, Muttchen! Und in der dummen Pension habe ich nie so recht ausschlafen können!" klagte sie übermütig.

„Lange sehe ich's nicht mehr mit an!" meinte Mama Taucher schwach. „Du mußt dich doch an eine feste Ordnung gewöhnen! — Was hast du denn jetzt vor?"

„Bummeln, Muttchen!"

„Hulda, was für ein entsetzliches Wort für ein junges Mädchen!“ entrüstete sich Mama.

Hulda zuckte nur die Achseln.

„Wie soll man denn dazu sagen?“ bemerkte sie indigniert.

„Promenieren, Kind!“

„Ich will aber nicht promenieren! Ich will bummeln! Das ist ganz etwas anderes, was ich dir nur leider nicht gleich auseinander setzen kann. Man muß es fühlen —“

„Na, höre 'mal —“

„Adieu, adieu! Einen Kuß, Muttchen! Adieu, Ingeborg!“

Und wie ein Wirbelwind war sie hinaus, ehe Mama wieder zu Worte gekommen war. Im Hausflur lief ihr die Köchin über den Weg, ein altes Faktotum der Familie, mit der sie auf ziemlich vertrautem Fuße stand.

„Annemarie,“ tuschelte sie ihr zu, „brauchen wir keinen Fliederthee oder Hoffmannstropfen oder dergleichen?“

„O Frölen, malen Sei den Düwel nich an de Wand! Gott sei Lob und Dank, dat wi alle wedder sau schön in Gang sünd!“ wehrte die brave Seele ab.

„War denn wer krank?“ fragte verwundert Hulda, der man nichts davon in die Pension geschrieben hatte.

„Ich un de Harre!“ bestätigte Annemarie. „Ich harr' et in die Knaken un hei kunn vör Koppweihdag nich ut de Ogen kieken!“

„Papa?“

„Jäwoll! Doktor Miesebeck hätt mi Druppen verschrewen un Vadding en Pulver, wil hei nich slapen künn: äwer nix hett hulpen. Ich häw dunn 'mal bannig swiẞt un Vadding hätt Balderjahnsthee drunken — na, un nu sinn wi jo wedder tau Paß! Erst wull de Harre jo nich rann; äwer as dei Pulver tau Enn' wiren, harren sei dat äwer Dag vergäten, un abends jot dat wie mit Mollen vun'n Hewen und blitzte un dunnerte dortüschen: da wull hei Dörten nich na 'n Aftheke jagen un drunk ehm doch! Un fein hett hei slapen nah, un man 'n poar Dag, wir ook de Koppweihdag furt! Un hier steht noch immer de leere Pulverschachtel!“ berichtete sie und hob triumphierend ein kleines Kästchen vom Flurtisch.

Hulda fühlte in diesem Moment einen ingeniösen Gedanken durch ihr junges Haupt blitzen. Eifrig hatte sie sich des Kästchens bemächtigt, und ans Fenster tretend, studierte sie mit sichtlichem Interesse den Erneuerungsvermerk Doktor Miesebecks auf der Etikette.

„Waren die Pulver teuer?“ fragte sie möglichst harmlos.

„Dei Pulver nich; äwer dei Druppen! Föfteihn Groschen hätt de olle Quark kost't! Dei Pulver man drei!“

„Famos!“ murmelte vergnügt der Backfisch und ließ die Schachtel in ihre Kleidertasche verschwinden. Dann wandte sie sich mit einem kurzen Gruß der Hausthür zu. —

„Das muß eine merkwürdige Pension sein, in der Hulda war!“ klagte Mama Taucher, die ihrer Jüngsten aus dem Fenster nachblickte. „Onkel Albert konnte sie nicht genug empfehlen. Aber man sieht doch, wie das Kind wieder gekommen ist! Ganz verwildert!“

„O ja, ein bißchen forsch ist sie!“ meinte lächelnd die sanfte Ingeborg.

„Ungezogen ist sie! Ausdrücke hat sie wie ein Korpsstudent und Allüren —“

„Schade, daß sie kein Junge geworden ist, nicht?“ fragte schelmisch das Mädchen und streichelte der erregten Mama die Wangen. „Aber gräm' dich nur nicht, Muttchen, sie wird schon wieder zahmer werden!“

Hulda schritt indes eilig dem nahen Städtchen zu, um dort ein wenig zu schwatzen, zu naschen, Schaufenster zu mustern und sich über die lieben Mitmenschen älterer Jahrgänge ein ganz klein wenig lustig zu machen: lauter angenehme Thätigkeiten, die sie mit dem Kollektivbegriff „Bummeln“ kurz und umfassend zu bezeichnen liebte. Natürlich brauchte sie eine verwandte Seele, die ihr dabei half. Geteilte Freude ist nun einmal doppelte Freude! Gott sei Dank war die Klavierstunde ihrer alten Busenfreundin Martha Görner gerade vorüber, und so konnten sie denn Arm in Arm, durch die Straßen Hagenbergs flanierend, ihr Jahrhundert in die Schranken fordern, soweit es in dem kleinen, bescheidenen Neste vertreten war.

Langsam steuerte Hulda mit der Erkorenen ihres Herzens der Löwenapotheke zu.

„Kommst du mit hinein?“ fragte sie nach längerem Nachsinnen plötzlich.

„In die Apotheke?“

Hulda nickte.

„Wieder Lakritze kaufen?“ fragte Martha.

Ueberlegen schüttelte die andere das Haupt, daß die Stirnlöckchen tanzten.

„Reglisse?“ erkundigte sich gespannt die Freundin; denn das war eine Leckerei, die bei ihr höher in Gunst stand! Aber auch der Ankauf von Lederzucker oder Reglisse wurde mit einer erhabenen Geste verneint.

„Ich muß ein Rezept machen lassen!“ sagte sie endlich. „Pulver für Papa. Und wir warten so lange, bis es fertig ist!“

„O, das ist ja riesig nett!“ rief erfreut Martha. „Das heißt: ich meine nicht, daß dein Papa krank ist — aber —“

„Er ist ja auch gar nicht mehr krank; es ist nur vorsichtshalber, weißt du.“

Und damit klinkte sie die Ladenthür zur Apotheke auf, unbekümmert um den wilden Blick des vergoldeten Gypslöwen über dem Eingang, der eine seiner Vordertatzen drohend gegen sie erhoben zu haben schien.

Leider war der „schöne Provisor“ nicht allein hinter dem Ladentisch. Krüger, der Besitzer der Offizin, hantierte gleichfalls zwischen den Kästen und Büchsen umher. Aber den wollte sie schon hinauskriegen; allerdings mit einer neuen Flunkerei, die ihr doch einen Moment lang Gewissensbisse verursachte.

„Wie lange dauert es?“ erkundigte sie sich, das Schächtelchen dem Provisor einhändigend.

„Zehn Minuten etwa!“ erklärte mit liebenswürdigem Lächeln Engelbert Sachse, der Huldas ganzes Herz gewonnen, und seine Augen hafteten mit einem unverkennbaren Ausdruck von Freude auf dem leise errötenden Antlitz des hübschen Backfisches.

Ach, wie sich Hulda von diesem Blick beseligt fühlte! Sie ahnte nicht, daß dieser arge Provisor aus ihren Zügen das Antlitz der Schwester grüßen sah, das Antlitz Ingeborgs, der er beim letzten Kasinoball in einer lauschigen Ecke ewige Treue geschworen!

Der Provisor bekam keinen kleinen Schreck.

„Welche Aconitpulver?“ fragte er entsetzt.

„Nun, die für den alten Rauschebart!“

„Die extra starken?“

„Ja, ja!“

„Haben sie denn dort fertig gelegen?“

„Die ersten zwei!“

„O je, die werd' ich doch nicht mit in die Schachtel für den Direktor Tauscher gethan haben?“ rief Engelbert Sachse aufgeregt.

„Herrgott, Mensch, das wäre ja fürchterlich!“ schrie Krüger und fiel, vom Schreck überwältigt, auf einen halbinvaliden Stuhl, der sogleich mitächzte, als treffe auch ihn das mögliche Unglück bis ins Mark.

Der Provisor wühlte währenddessen zwischen allen Schachteln und Büchsen herum, ohne die vermißten Wachtmeisterrationen zu entdecken.

Zweifellos hatte er sie mit zu den Antifebrinpulvern des Vaters seiner Ingeborg gepackt, der sich davon sicherlich eine schwere Vergiftung zuzog.

Dann lebe wohl, Ingeborg! Fahre hin, Konzession! Versink' in Nebel, goldene Zukunft!

„Ja — ich — ich eile sofort hinaus und lasse mir die Pulver zurückgeben! Vielleicht hat er noch keins davon genommen!“ stammelte er, blaß wie der Tod.

„Fort! Fort nur! — Schnell! Aber nehmen Sie Gegenmittel mit! Brechmittel! — Essig! — Schnell doch!“ stöhnte der Apotheker, und in wilder Hast raffte der Provisor ein paar Fläschchen an sich, vergrub sie in seinen Hosentaschen und stürmte dann, den Hut seines Chefs aufs Haupt stülpend, zur Ladenthür hinaus. Da der alte Herr einen ziemlich dicken Kopf sein eigen nannte, so rutschte der Hut dem armen Engelbert nach und nach immer tiefer, sodaß er schließlich wie ein angeheiterter Zechbruder aussah und von etlichen unternehmungslustigen Hagenberger Schlingels als solcher mit Schreien und Jubeln verfolgt wurde. Aber das beachtete er kaum. Rastlos wie Damon, der Tyrannen-Attentäter, jagte er dahin, um seinen Schwiegervater vor dem Gifte zu erretten, wie jener einst den opfermutigsten aller Freunde vor dem Tode am Kreuz.

„Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor —“ Wahrhaftig, der letzte goldene Stuhl der Lebenspenderin küßte just die blinkende Blitzableiterspitze auf dem hohen Fabrikschornstein, da klinkte er die eiserne Gitterthür auf, die zur Wohnung des Direktors führte.

„Der Herr Direktor zu sprechen?“ schnaubte er, beinahe atemlos, Annemarie an. „Oder — oder — hat er — liegt er schon?“

„Ihren Namen?“ fragte sie mißtrauisch.

„Sachse, Provisor aus der Löwenapotheke!“ sagte er ungeduldig. „Schnell nur, wo finde ich ihn?“

„Ich weit nich, ob hei tau spräken is! Gahn Se man so lange hier herinner!“ erklärte Annemarie überaus gelassen. Wat de verrückte Kirl wull, möcht' woll'n Strämel Tid häwwen! dachte sie und öffnete eines der Vorderzimmer.

„Drußen is'n Minsch, de Sei spräken wull, Herr Direktor!“ meldete sie dann, in das Zimmer tretend, wo Papa Taucher just ein Plauderstündchen mit seiner Gattin und Ingeborg abhielt.

„Wie heißt er denn?“ fragte Taucher nicht sehr erbaut von der Störung.

„Sachse! seggt hei, un hei wir Provisor in die Löhmaptheke!“

„Nanu? Was mag der denn wollen?“ murmelte er und wandte sich der Thür zu. Doch noch ehe er sie hinter sich hätte schließen können, fühlte er sich im dämmerigen Hausflur von zwei weichen Armen umfangen, und an sein Ohr tönte es zaghaft und hold verschämt:

„Papa, ich — glaube, ich weiß, was er will!“

„Aber höre 'mal, Ingeborg!“ rief der Vater halblaut; denn der Sinn dieser prophetischen Kundgebung war ihm sofort klar geworden. „Was sind denn das für Geschichten?“

„Ach, lieber Papa, sei doch nicht böse! Wir — kennen uns schon ziemlich lange! Aber weil seine Aussichten so schlecht waren, hatten wir keinen Mut, euch etwas zu sagen!“ schluchzte sie.

„Und jetzt?“ fragte er, sich zur Barschheit zwingend.

„O, jetzt wird er die Konzession bekommen haben, auf die wir warten wollten! Zu einer neuen Apotheke in Wilden-

thal! Das ist nämlich lange nicht so teuer wie eine alte kaufen!"

„So? — Na —"

„O, Papa, sei nicht schroff gegen ihn! Wir haben uns so lieb! — Und er ist so gut!"

„Natürlich!" spottete er gutmütig. „Aber nun laß mich endlich 'mal los, damit ich mir den jungen Herrn ansehen kann!"

Gehorsam ließ sie die Arme von seiner Schulter sinken; doch der innige Blick ihrer schönen, seelentiefen Augen blieb an seinem Antlitz haften, bis sich die reservierte Strenge seiner Züge in ein leises, freundliches Lächeln löste.

Ein paar Augenblicke später stand er dem ruhelos im Zimmer umherwandernden Provisor gegenüber.

„Guten Abend, Herr Direktor!" klang es hastig von seinen Lippen. „Entschuldigen Sie meinen Ueberfall; aber mir ist das Malheur passiert, Ihrer Fräulein Tochter verkehrte — das heißt, es kann auch eine andere Schachtel gewesen sein; indessen glaube ich doch, es ist die Ihrige!" —

„Meine Tochter? Eine Schachtel? Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstanden habe, aber —"

„O Gott, ich bin so verwirrt; verzeihen Sie, wenn ich ein bißchen durcheinander rede. Die Sache handelt sich um Ihre Pulver, die Ihnen Doktor Miesebeck verschrieben hat!"

„Die Kopfschmerzenpulver?"

„Ganz recht! Haben Sie schon davon genommen?"

„Aber selbstverständlich!"

„Allmächtiger Himmel! Es sind zwei starke Aconitpulver darunter. Hoffentlich hat keins davon obenauf gelegen! Nehmen Sie auf alle Fälle schnell ein Gegenmittel. Ich habe alles Nötige eingesteckt!"

„Ja, glauben Sie denn, daß sich nach beinahe drei Wochen noch irgend welche nachteiligen Folgen einstellen können?" fragte erstaunt der Direktor.

Fast schien es ihm, als ob der Mann da vor ihm ein wenig geistig gestört sei, und ein Schreckgefühl, seiner Ingeborg wegen, wollte ihn überrieseln.

„Nach drei Wochen?" rief da Engelbert aufhorchend.

„So haben Sie von den neuen Pulvern noch keins gebraucht? O, dann ist alles gut!“

„Von welchen neuen Pulvern denn, Herr Provisor? Ich bin ja seit vierzehn Tagen vollständig gesund! — Sie sind sicher in einem Irrtum befangen!“

„Nein, nein, durchaus nicht, Herr Direktor! Ihr Fräulein Tochter war ja selbst da vor etwa anderthalb Stunden!“

Papa Taucher wußte nicht, ob er dem Mann glauben konnte. Sollte Ingeborg seine Pulver als Vorwand zu einem Rendezvous benutzt haben? Es war ja nicht unmöglich, aber wahrscheinlich doch auch nicht!

„Wir wollen die Sache gleich aufklären!“ sagte er und öffnete die Thür zum Wohnzimmer, in dem soeben die Lampe angezündet war. „Bitte, treten Sie näher!“

„Guten Abend!“ stammelte Engelbert Sachse mit einer höflichen Verbeugung vor der künftigen Schwiegermama und Ingeborg; und klopfenden Herzens wartete die letztere, die auch Mama soeben ein Geständnis abgelegt hatte, der Dinge, die nun kommen mußten.

„Der Herr — hm —“

„Sachse!“ ergänzte artig Engelbert.

„Der Herr Sachse hat mir soeben verraten, daß du vorhin meine Pulver hast erneuern lassen! Wenn das so ist, was ich allerdings unerklärlich fände, so gieb ihm die Schachtel zurück, denn es hat eine Verwechselung — nicht wahr, Herr Provisor? — damit stattgefunden!“ sagte Papa Taucher mit hörbarem Groll.

„Ich?“ fragte Ingeborg, erstaunt von ihrem Vater zu dem Geliebten blickend. „Davon weiß ich wirklich nichts, Papa!“

Aber Engelbert Sachse ließ sie auch kaum ausreden. Schon vorher hatte er verlegen lächelnd sein Haupt geschüttelt, aber den Vater aus Wohlerzogenheit nicht unterbrochen.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor; Fräulein Ingeborg“ — er wurde rot wie ein Krebs, als ihm der Name entschlüpft war — „Fräulein Ingeborg war es auch nicht, es war Fräulein Hulda!“

„Hulda?“ fragten Papa und Mama Taucher wie aus einem Munde, während ein Zug leiser Bestürzung über Ingeborgs Antlitz glitt.

„Wo ist das Mädel?“ forschte der Direktor streng.

„Sie ist nachmittag zur Stadt gegangen!“

„Zu wem?“

„Zu niemand! Sie wollte — spazieren gehen!“ gab die Mutter beklommen Auskunft Beinahe hätte sie „bummeln“ gesagt!

Schon wollte sich ein Wort der Rüge über die schlechte Aufsicht von des Vaters Lippen ergießen, da drückte jemand energisch die Stubenthür auf, und das von der frischen Abendluft entzückend gerötete Antlitz Fräulein Huldas wurde sichtbar.

„Guten Abend!“ sagte sie lustig; denn noch war ihr der Provisor nicht zu Gesicht gekommen.

„Du erscheinst wie gerufen, mein Töchterchen!“ erkärte mit nicht gerade Vertrauen erweckendem Humor der Vater. „Komm’ doch ’mal etwas näher!“

Als sie zögernd den Fuß vorsetzte, wurde sie Engelbert Sachse gewahr, und ihre Augen bekamen darob einen so starren Ausdruck, als habe sie ein leibhaftiges Gespenst erblickt.

„Sag’ ’mal, für wen hast du denn vorhin meine Pulver noch ’mal machen lassen?“ inquirierte der Vater.

Sie wurde abwechselnd blaß und rot.

„Nun?“ herrschte er sie an. „Wirst du antworten?“

„Für — für mich!“ stotterte sie endlich.

„Für dich? — Ja, weshalb denn?“

„O — ich — ich schlafe so schlecht!“

„Hulda!“ klagte jetzt Mama entsetzt, „wo du keinen Tag vor zehn aus den Federn kommst? Schäme dich, so zu lügen!“

„Es ist gut,“ unterbrach sie ihr Gatte, „ich weiß jetzt Bescheid! — Wo hast du die Pulver?“

„Hier!“ sagte Hulda kleinlaut und kramte aus einer Ansammlung von Handschuhen, Knöpfen, Fingerhüten und Pfefferminzplätzchen die Schachtel zu Tage.

„Nehmen Sie, bitte, die Pulver gleich an sich, Herr Provisor! Wie Sie sehen, ist noch kein Unglück damit geschehen! — Aber seien Sie künftighin vorsichtiger!“

„Besten Dank, Herr — Herr Direktor! Und ich verspreche Ihnen —“

„Ich glaube es! Haben Sie sonst noch einen Wunsch?"

„Augenbicklich — nein! — Leben Sie wohl!"

Und mit hochrotem Kopfe, aber doch noch schnell einen zärtlichen Blick mit der enttäuschten Ingeborg wechselnd, schritt er hinaus.

„Du bist ja ein nettes Mädel!" begann gleich danach der Direktor seine Strafpredigt. „Schämst du dich nicht, mit fünfzehn Jahren solche Albernheiten zu begehen? Denn deine ‚Schlaflosigkeit' ist doch nichts als eine dreiste Flunkerei, um — na — ich will dich nicht weiter zum Lügen animieren: denn die Wahrheit sagst du mir ja doch nicht! Aber so viel kann ich dir schon verraten; zu Hause behalt' ich dich nicht! Und in dem Pensionat, wo wir dich diesmal unterbringen, wird gearbeitet, daß die Knochen rasseln! Am Kochherd, am Nähtisch und am Waschfaß! Darauf kannst du dich verlassen!"

Hulda stand da wie versteinert. Der Trotz in ihr ließ keine Muskel zucken, keine Thräne rinnen. Dieser Barbar von Vater hätte die Tiefe ihres Schmerzes ja doch nicht zu würdigen vermocht! Aber als er sich nun seiner Aeltesten zuwandte, und auch ihr eine Lektion zu teil werden ließ, löste sie sich allmählich aus ihrer Erstarrung und horchte immer gespannter auf.

„Auch du, Ingeborg," sagte nämlich der Vater ernst, „hast nicht recht gethan, als du ohne unser Wissen mit diesem wildfremden Menschen ein Verhältnis anknüpftest! Ein Mädchen deines Alters und deiner Erfahrung ist nicht imstande, allein zu prüfen, ob jemand es ehrlich meint und einen angenehmen und zuverlässigen Charakter hat, ganz abgesehen von der pekuniären Seite einer solchen Angelegenheit!"

„Glaube mir, Papa, er ist eine Seele von Mensch —"

„Das sagen alle Verliebten!"

„Und wenn er die Konzession bekommt, ist auch seine Existenz gesichert!"

„Man kann auch in einer Apotheke verhungern, wenn man Pech hat! Und außerdem hat er ja die Konzession noch nicht einmal!"

Hier war es Hulda endgültig klar geworden, daß es sich um Engelbert Sachse handle, und ein erstes, unbezwingliches Schluchzen stieg nun in ihr auf.

O, diese abscheuliche Ingeborg! Ihr kein Sterbenswort von dem allen anzuvertrauen! Wie gern hätte sie sonst von Anfang an auf ihn verzichtet! —

Unbemerkt schlich sie zur Thür hinaus, und leise heulend stieg sie die Treppe zu ihrem Stübchen empor. —

Papa Taucher war eben dabei, die schlimmen Seiten des Apothekerberufs mit einem wahren Fanatismus ans Licht zu ziehen, als Annemarie noch einmal erschien und meldete, „dat de snurrige Minsch allwedder doa wär." Und richtig folgte ihr Engelbert Sachse auf dem Fuße. Freudig bewegt, schwenkte er einen blau versiegelten Brief in der Hand und erklärte:

„Sie fragten mich vorhin, Herr Direktor, ob ich sonst noch einen Wunsch hätte, was ich verneinen mußte, weil dieser Brief bis dahin noch nicht in meinen Händen war! Dieser Brief enthält nämlich —"

„Ihre Konzessionserteilung zu der neuen Apotheke in Wildenthal!" unterbrach ihn schmunzelnd Papa Taucher.

„O, so wissen Sie schon alles? Und weisen mich nicht zurück?"

Ingeborg ließ ihre Augen nicht vom Gesicht des Vaters, der an ihr vorübersah und die zärtliche Macht dieser Blicke doch fühlte.

„Ich will mein Kind nicht unnötig auf die Folter spannen!" sagte er lächelnd. „Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer und legen Sie uns Ihre Verhältnisse klar. Wenn uns diese zusagen, so sollen Sie uns willkommen sein!"

Mit einem Jubelruf stürzte Ingeborg an die Brust des Vaters, der leise lächelnd drohte: „Du hast ja ein felsenfestes Vertrauen zu diesem Giftmischer, noch sind wir nicht so weit!"

Aber nach einer Viertelstunde herzklopfenden Bangens führte er ihr den Glückstrahlenden fröhlich nickend in die Arme, während Mama Taucher sich eine vorwitzige Thräne aus den Augen wischte. —

Oben in ihrem Stübchen saß immer noch Hulda mit auf die Arme gelegtem Haupt und weinte. Da that sich leise die Thür auf, und Annemarie schritt durch die Finsternis auf das enttäuschte Backfischchen zu.

„Wat heste denn, miene lütte Deern?" fragte sie, wie sie es früher so oft gethan, und streichelte leise das weiche Ge-

ringel an des Mädchens Haupt. Aber Hulda hätte um nichts in der Welt das zarte Geheimnis ihres Herzens preisgegeben.

„Ich soll wieder in Pension, Annemarie!“ schluchzte sie, verschiedentlich dabei vom Bock gestoßen. „In eine alte, schlechte, strenge Pension!“

„O, min armes Kinning!“

„Aber ich gehe nicht hin! Auf keinen Fall! Lieber werde ich barmherzige Schwester!“

„Ach, du lieber Gott, min säutes Herze! Man doch nich glik! Trockne di man irst 'mal de Ogen ut un gah runner! Swesting hätt' sich eben verlobt un Vadding is nah'n Keller un holt wecke von de Buddels mit de dicken Goldproppen, de so dull knallen. — Künnst de nich 'n lütten Vers uppsagen? Dat wir doch sihr hübsch vun di!“ redete Annemarie. Das Backfischchen wurde nachdenklich und hörte auf zu weinen.

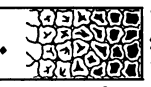
„Ja, wenn ich einen schönen Rosenstrauß hätte!“ meinte sie endlich, sichtlich Interesse an dem Gedanken gewinnend; denn Sekt gab Papa wirklich sehr selten.

„Den Strauß will wi woll kriegen!“ tröstete die Alte; und Hulda fing an, in ihr Taschentuch zu hauchen und es gegen die verweinten Augen zu drücken, damit das Scheusal, der Löwen-Provisor, nicht sehen sollte, wie sehr sie geweint hatte, wenn er auch nicht wissen konnte, daß es sogar Thränen, um ihn selbst geflossen, waren.





Deutsche Dichtergrüße.



Bekehrung.

Marie Stona.

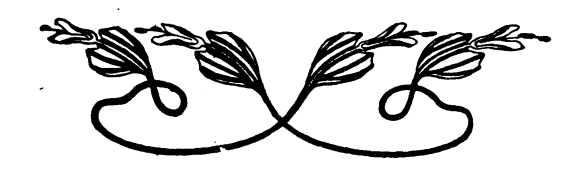
Du lächelst, und ein rosig Licht
Seh' plötzlich ringsum ich ergossen,
Wie wenn der junge Tag anbricht
Aus Blütenwolken, lenzumflossen.

Du lässest deinen sanften Blick,
Den wundervollen, auf mir weilen,
Und für mich giebt's kein Mißgeschick,
Das er nicht hieße rasch enteilen.

Du sprichst, und deine kleine Hand
Traulich vergessend in der meinen,
Führst du mich in ein Zauberland,
Das keine Augen kennt, die weinen.

Soll ich bekehrt von hinnen gehn,
So komm' in meiner letzten Stunde,
Und alles mag mit mir geschehn,
Um einen Kuß von deinem Munde.





Das Einkommen der Monarchen.

Von Dr. **Rudolf Curtius.**

Wenn der Sonnenkönig Ludwig XIV. von Frankreich auf dem Gipfelpunkte seiner souveränen Macht in hochmütigem Selbstgefühl den Ausspruch thun konnte: „L'état c'est moi!“ (Der Staat bin ich!), so war das keine Phrase. Thatsächlich erstreckte sich die Allgewalt des absoluten Monarchen auf alle Teile des Staates, auf Leben und Privateigentum der Unterthanen. Welchen Gebrauch die Vertreter des Ancien régime von diesem Herrenrechte gemacht haben, zeigt die Geschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert.

Heutzutage besteht in allen monarchischen Kulturstaaten eine Civilliste oder Krondotation, das heißt eine festgesetzte Summe, welche der Landesherr zu seinem standesmäßigen Unterhalt, insbesondere zur Bestreitung seiner Hofhaltung alljährlich aus den Staatseinkünften bezieht. Denn überall hat sich im Laufe der staatlichen Entwickelung das Bedürfnis herausgestellt, den fürstlichen Hofhalt mit seinen Einkünften und Ausgaben vom Staatshaushalt zu trennen.

Wie laut auch die Prachtbauten vergangener Jahrhunderte daran erinnern, daß die Prunkliebe manches Herrschers nicht im richtigen Verhältnis zur finanziellen Leistungsfähigkeit seines Landes stand, so hat es doch in germanischen Ländern nie als

ein positives Recht gegolten, wonach der Fürst die Staatseinkünfte als ein seiner Willkür unterworfenes Privatvermögen betrachten dürfe. Die Ausgaben der Fürsten wurden vielmehr schon in den frühesten Anfängen des mittelalterlichen deutschen Feudalstaates aus bestimmten Domänen, den Kron-, Staats- oder Kammergütern, und aus dem Ertrag der damit verbundenen Gerechtsame bestritten. Der Fortschritt der Zeit und die Ausbildung der ständischen Verfassungen drängten aber darauf hin, von diesen Einkünften, aus welchen auch der regelmäßige Aufwand für die Regierung bezahlt werden mußte, eine bestimmte Summe zur freien Verfügung des Herrschers gesetzlich festzustellen und von den übrigen Staatsgeldern abzusondern.

Auf diese Weise entstand die Civilliste, welche allerdings nicht ausschließlich aus barem Gelde zu bestehen braucht, sondern mit welcher gewöhnlich noch eine Krondotation an Schlössern, Anlagen, Kostbarkeiten und Juwelen verbunden ist, an welchen der Monarch das Nutzungsrecht hat. Der Name Civilliste stammt aus England. Dort wurden im Jahre 1688 zum ersten Male 120000 Pfund Sterling (2400000 Mark) jährlich für den Unterhalt des königlichen Hauses festgesetzt, und da in dieser Summe noch zahlreiche, vom Könige an nicht anderweitig dotierte Beamte der Civilverwaltung zu leistende Zahlungen mit inbegriffen waren, wurde dieser Betrag im Staatshaushalt als „civil list" eingestellt, ein Ausdruck, der sich heutzutage überall Bürgerrecht erworben hat.

Der große Friedrich, welcher seine königliche Würde als die „première magistrature de cet état" und sich selbst als den obersten Beamten seines Staates bezeichnete, handelte auch dementsprechend. Er war der erste unter den absolut regierenden Monarchen des Ancien régime, der sich freiwillig auf eine bestimmte Summe, nämlich 220000 Thaler, beschränkte, aus welcher er seine Haushaltung und die unumgänglichen Geschenke bezahlte. Die Sparsamkeit des großen Königs ging manchmal zwar etwas ins Kleinliche, war aber niemals von egoistischen Motiven beeinflußt. Wenn er glaubte, dies dem Ansehen seines Staates oder seiner königlichen Würde schuldig zu sein, schreckte er auch nicht vor bedeutenden Ausgaben zurück, wie z. B. damals, als er den über die Verarmung seines Staates während der langen

Kriegszeiten spottenden Gegnern durch den kostspieligen Bau des Neuen Palais bei Potsdam zeigen wollte, daß es ihm nicht an Gelde fehle.

Des großen Königs Neffe und Nachfolger, der prachtliebende Friedrich Wilhelm II., teilte freilich wenig die ideale und ernste Auffassung, welche sein ruhmvoller Oheim von der Monarchenpflicht hatte. Er verbrauchte den von Friedrich für den Notfall angesammelten Staatsschatz für sich und seine Umgebung und entnahm für seinen Bedarf noch außerdem beliebige Summen aus den Staatseinkünften, so daß nachweislich während seiner nur elfjährigen Regierung 100 Millionen Thaler für die königliche Hofhaltung verbraucht wurden. Zu Preußens Glück kehrte sein Sohn Friedrich Wilhelm III., dessen persönliche Ansprüche nie über diejenigen eines reichen Privatmannes hinausgingen, zur friedericianischen Einfachheit zurück. Nach den schweren Kriegen des napoleonischen Zeitalters am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, durch welche das vorher blühende Land verarmt war, bedang er sich die jährliche Summe von nur 2½ Millionen Thalern aus, welche auf die von Friedrich Wilhelm I. als „Kronfideikommiß“ der hohenzollernschen Familie hinterlassenen Güter als vom Staate zu zahlende Rente eingetragen wurden. Zu dieser staatlichen Geldleistung traten noch die Einkünfte etlicher Privatgüter, welche der große Kurfürst unter der Bezeichnung als „Hausfideikommiß“ seinen Nachkommen hinterlassen hatte. Außer diesem und dem Kronfideikommiß, dessen Betrag sich um eine Kleinigkeit verändert hatte und jetzt genau 7719296 Mark aufs Jahr beträgt, hinterließ der sparsame Monarch bei seinem 1840 erfolgten Tode noch ein Privatvermögen von 6 Millionen Thalern, aus welchem er unter dem Namen „Krontresor“ eine Familienstiftung machte, deren eine Hälfte als „Notpfennig der Familie Hohenzollern“ keineswegs im Kapitale geschmälert werden darf, während die Zinsen der ganzen Stiftung dem jedesmaligen Träger der preußischen Krone zur bedingungslosen Verfügung stehen.

Als dann später mit der wachsenden politischen Bedeutung des preußischen Staates auch die repräsentativen Verpflichtungen des Monarchen einen größeren Umfang annahmen, wurde auch eine weitere Erhöhung der Civilliste notwendig. Durch ein

Gesetz vom Jahre 1858 wurde daher eine zusätzliche Dotation von einer halben Million Thalern bewilligt, welche wenige Jahre darauf um eine weitere Million Thaler und endlich im Jahre 1889 unter Kaiser Wilhelm II. nochmals um 3½ Millionen Mark erhöht wurde. Das Gesamteinkommen des preußischen Königs beträgt demnach, soweit es aus Staatsmitteln herrührt, 15719296 Mark, zuzüglich des wechselnden Erträgnisses der obenerwähnten Stiftung des großen Kurfürsten.

In seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser erhält der König von Preußen trotz der mit dem Glanze der Kaiserkrone verbundenen bedeutenden Mehrausgaben vom Reiche keinerlei Bezüge. Der alte Kaiser, welchem die Schaffung einer Reichscivilliste in der Geburtsstunde des neuen Deutschen Reiches mehrfach nahe gelegt wurde, lehnte die Idee derselben stets mit der Begründung ab, daß er die Ausübung seines kaiserlichen Amtes als ein nobile officium, als eine Ehrenpflicht der deutschen Nation gegenüber betrachte, und auch die vor wenigen Jahren neuerlich erfolgten Anregungen in der gedachten Richtung sind aus den gleichen Gründen abgelehnt worden.

Erscheint die obengenannte Summe auf den ersten Blick sehr bedeutend, so kommt man doch zu einem anderen Urteil, wenn man die hiervon zu bestreitenden zahlreichen Ausgaben betrachtet. Die genaue Summe der einzelnen Posten entzieht sich natürlich bei den meisten Beträgen der öffentlichen Kenntnis. Hierher gehört zunächst der persönliche Unterhalt der engeren Familie, von deren Mitgliedern nur der jeweilige Kronprinz als Inhaber des Thronlehens Oels bei Breslau selbständige Einnahmen in Gestalt der Erträgnisse dieses ausgedehnten Herrschaftsbesitzes hat. Außerdem sind aus der Civilliste sämtliche übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zu unterhalten, sowie die heiratenden Prinzessinnen auszustatten, das bedeutende Defizit der Hoftheater zu decken, von denen nur dasjenige in Wiesbaden sich mit einem festen Zuschuß begnügen muß, während die beiden, bezw. drei königlichen Bühnen in Berlin und diejenigen in Kassel und Hannover für ihre die Einnahmen um fast 1½ Millionen Mark übersteigenden Mehrausgaben in vollem Umfange die Civilliste in Anspruch nehmen. Des weiteren sind dann noch die zahlreichen königlichen Schlösser

zu unterhalten, Hausbeamte und Dienerschaft zu besolden und endlich noch die hohen Repräsentations- und Reisekosten zu begleichen, so daß die finanzielle Lage der Civilliste, verglichen mit dem Einkommen anderer großer Monarchen, welche obendrein über ein seit Jahrhunderten angesammeltes, bedeutendes Familienvermögen verfügen, durchaus nicht als übermäßig glänzend bezeichnet werden kann.

Wenn wir nunmehr zu den anderen deutschen Bundesstaaten übergehen, so muß vorweg bemerkt worden, daß bei vielen derselben Civilliste und Apanagen als getrennte Posten in den Staatshaushaltsrechnungen eingestellt sind, und daß zum Teil auch noch besondere Aufbesserungen gezahlt werden, so daß erst aus der Zusammenrechnung dieser Summen sich der wahre Betrag der von dem Staate an das betreffende Fürstenhaus erfolgenden Geldleistungen ergiebt. Andererseits giebt es in vielen, namentlich den kleineren und kleinsten Bundesstaaten überhaupt keine offizielle Civilliste, sondern es ist der Ertrag ehemals dem Staate gehöriger Domänen und Nutznießungen dauernd zum Unterhalte der Dynastie bestimmt. In diesen letzteren Fällen — es gehören hierher Anhalt, Lippe-Detmold, beide Mecklenburg, beide Reuß, Sachsen-Altenburg, Schaumburg-Lippe und Waldeck — ist der staatliche Aufwand für die regierende Familie natürlich nicht genau festzustellen. Dasselbe gilt aber auch noch für eine Reihe anderer deutscher Bundesstaaten, in denen sich das Einkommen des Monarchen aus einer Civilliste in bestimmter Höhe und dem ganzen oder teilweisen Erträgnisse von Krondomänen zusammensetzt.

Nächst Preußen besteht die höchste Civilliste der Größe der Bundesstaaten entsprechend in Bayern, wo als Civilliste im engeren Sinne 4231044 Mark und für die Reichsverwesung durch den Prinzregenten 1172116 Mark, zusammen also 5404160 Mark aus Staatsmitteln gezahlt werden. Im Königreich Sachsen belaufen sich die entsprechenden Summen auf 3142300 Mark und 612083 Mark, zusammen also auf 3754383 Mark, in Württemberg auf 2008769 und 99642, zusammen also auf 2108441 Mark; im Großherzogtum Baden erhält die Dynastie an Civilliste und Apanagen samt Aufbesserungen zusammen 1876269 Mark, in Hessen 1331857 Mark. Dem Prinzregenten von Braunschweig stehen Bezüge in Höhe

von 1125323 Mark zu, der Großherzog von Oldenburg erhält als Civilliste den Betrag von 255000 Mark und ebensoviel aus dem Reinerträgnis der Krondomänen, zusammen also 510000 Mark, während die Civilliste des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach den Betrag von 960000 Mark erreicht. Bestimmte Civillisten giebt es außerdem noch in Schwarzburg-Rudolstadt mit zusammen 304932 Mark, in Schwarzburg-Sondershausen mit 500000 Mark, ferner in Sachsen-Koburg-Gotha mit 300000 Mark, zu denen noch 544000 Mark aus den Ueberschüssen der Domänenkasse treten, zusammen also 844000 Mark, und in Sachsen-Meiningen, wo sich das Einkommen des Herzogs aus 394286 Mark Civilliste und 427940 Mark, als Hälfte der Domänenüberschüsse, zusammensetzt, und in Summa 822226 Mark beträgt.

Bei den übrigen deutschen Staatsoberhäuptern, die auf den Ertrag eines Domanialvermögens angewiesen sind, läßt sich das Einkommen bei dem Herzog von Sachsen-Altenburg genauer abschätzen, welcher zwei Drittel der Erträgnisse des auf 24 Millionen Mark geschätzten Domanialvermögens, also rund 600000 Mk. beträgt. Dem Herzog von Anhalt steht statt der Civilliste ein Teil der Domänen mit einem jährlichen Reinertrage von rund 1050000 Mark zu. In den beiden mecklenburgischen Großherzogtümern gelangt über die Finanzen wenig und über den Aufwand der regierenden Familien nichts in die Oeffentlichkeit. Eine nicht unanfechtbare Schätzung beziffert jedoch die Ansprüche der Schwerinschen Linie an die Staatsmittel auf jährlich rund 1200000 Mark, während die entsprechende Summe beim Hause Mecklenburg-Strelitz auf rund 400000 Mk. taxiert wird.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch hinzugefügt, daß der Statthalter von Elsaß-Lothringen 200000 Mark Repräsentationsgelder und 15000 Mark Reisekosten bezieht, während die ersten Bürgermeister von Hamburg, Lübeck und Bremen außer ihren Senatorengehältern nur geringfügige Zulagen erhalten.

Von den Civillisten außerdeutscher Fürsten interessiert natürlich zunächst diejenige des verbündeten Donaureiches Franz Josef I., der von jeder der beiden Reichshälften 4650000 Gulden, zusammen also 9300000 = 15810000 Mark, erhält, was für

die außerordentlich zahlreiche Herrscherfamilie (über 70 Erzherzöge und Erzherzoginnen) gewiß nicht viel ist. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß gerade diese Dynastie ungeheuer reich ist. Das Privatvermögen des Kaisers wird nach billigen Schätzungen allein auf 300 Millionen Mark geschätzt, während der Thronfolger sich im Besitze der großen, schon vor zwei Menschenaltern auf 80 Millionen Mark geschätzten und seitdem bedeutend gewachsenen Esteschen Erbschaft befindet, und andere Mitglieder der Familie ebenfalls kolossale Vermögen besitzen.

Fast ärmlich sind dem gegenüber die Einnahmen des dritten Mitgliedes des Dreibundes, des Königs von Italien, der sich mit 13 Millionen Mark begnügen muß. Während alle anderen Civillisten die Neigung zum Steigen haben, haben die Vorgänger des jetzigen Monarchen in den Notzeiten Italiens wiederholt selber eine Reduktion der Civilliste veranlaßt.

Im Gegensatz zu den Einrichtungen der großen Festlandsstaaten, wo die Krone aus der Civilliste auch den Aufwand sämtlicher Prinzen und Prinzessinnen zu bestreiten hat, ist das Einkommen des englischen Königs lastenfrei, und es liegt dortselbst dem Parlamente die Pflicht ob, für die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses von Fall zu Fall zu sorgen. Diese besonderen Apanagen belaufen sich gegenwärtig auf etwa 4 Millionen Mark, während die verstorbene Königin Viktoria für ihre Person 8½ Millionen Mark und die Erträgnisse des Herzogtums Lancaster mit 1½ Millionen, zusammen also rund 10 Millionen Mark bezog.

Materiell so ziemlich am glänzendsten gestellt ist der Kaiser von Rußland, welcher 35 Millionen Mark aus Staatsmitteln bezieht. Außerdem befindet sich die regierende Familie in Rußland im Besitze eines unschätzbaren Privatvermögens, zu welchem, um nur ein Beispiel anzuführen, die erträgnisreichen Platinbergwerke Transbaikaliens gehören.

Der Präsident der französischen Republik erhält gegenwärtig samt allen Nebenbezügen etwa 1½ Millionen Mark. Der königliche oder kaiserliche Thron hat den Franzosen im Vergleich damit natürlich bedeutend mehr Geld gekostet. Nach der grenzenlosen Verschwendung der Staatsgelder unter Ludwig XIV., dem Regenten Herzog von Orleans und unter Ludwig XV. ward

die Civilliste des unglücklichen Königs Ludwig XVI. im Jahre 1790 auf 25 Millionen Frank = 20 Millionen Mark festgesetzt. Seine Vorgänger hatten aber die Staatsfinanzen zu sehr zerrüttet, so daß eine geordnete Finanzwirtschaft zunächst sich wenig fühlbar machte und so fiel das Haupt des unschuldigen Ludwigs XVI. wenige Jahre darauf als ein Opfer der Verschwendungssucht seines Ahnen, des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV.

Der erste Napoleon ließ sich nicht weniger als 26 Millionen Mark pro Jahr während seiner Kaiserzeit aus den Staatskassen bezahlen. Daß aber der ewig geldbedürftige Bonaparte, dessen große Verwandtschaft ihm Unsummen verbrauchen half, damit nicht sein Auskommen fand, ist bekannt. Im Gegensatz dazu wußten die Orleans, deren an Geiz grenzende Sparsamkeit und Gewinnsucht nicht wenig dazu beitrug, ihren Sturz im Jahre 1848 vorzubereiten, von der Civilliste sehr bedeutende Ersparnisse zu machen, dank deren sie noch heute eine der reichsten Familien Europas sind. Das bald darauf folgende zweite Kaiserreich trat wieder in die Fußstapfen des ersten, und die glänzende Hofhaltung Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie brauchte die dafür vom Lande bewilligte Civilliste von 32 Millionen Mark reichlich auf.

In der Türkei wurden früher 10 Prozent aller Staatseinnahmen an die kaiserliche Hofhaltung abgeführt. Heute beträgt die Civilliste nominell 16 Millionen Mark. Kenner der türkischen Finanzwirtschaft versichern jedoch, daß thatsächlich mindestens 40 Millionen Mark jährlich für die Bedürfnisse des Sultans aufgehen.

Von den übrigen größeren Monarchen Europas erhalten der König von Spanien 8 Millionen Mark, derjenige von Belgien 3600000 Mark, die Königin von Holland 2100000 Mark, der König von Portugal 2367000 Mark, der König von Schweden-Norwegen 2017650 Mark. Dänemark zahlt seiner regierenden Familie 1380000 Mark einschließlich der Apanagen, Griechenland 1060000 Mark, Serbien 960000 Mark und Luxemburg 160000 Mark.

Das auf nur 200000 Mark bemessene Einkommen des Präsidenten der amerikanischen Union kann mit den Civillisten der europäischen Monarchen nicht in Vergleich gestellt werden,

weil ihm der Staat außer der Wohnung im „Weißen Hause“ noch sämtliche anderen Bedürfnisse in natura zur Verfügung stellt.

Von asiatischen Fürsten hat nur der Kaiser von Japan eine genaue fixierte Civilliste im Betrage von 10900000 Mark. Der Khedive von Aegypten bezieht ungefähr die Hälfte dieses Betrages, nämlich 5 1/2 Millionen Mark.

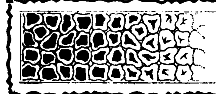
Nicht uninteressant dürfte eine Betrachtung darüber sein, in welcher Höhe die Bevölkerung der verschiedenen Staaten pro Kopf durch die Civilliste ihrer Monarchen belastet wird.

	Einkommen in Mark:	Einwohner:	Pro Kopf Mark:
Preußen	15719296	31855123	0,50
Bayern	5403106	5818544	0,93
Württemberg	2108441	2081151	1,01
Sachsen	3754383	3787688	0,99
Baden	1876269	1725464	1,09
Hessen	1331857	1039020	1,28
Braunschweig	1125323	434213	2,59
Oldenburg	510000	373739	1,37
Sachsen-Weimar	960000	339217	2,83
Schwarzburg-Rudolstadt . .	304932	88685	3,44
Schwarzburg-Sondershausen	500000	78074	6,41
Sachsen-Koburg-Gotha . .	844000	216603	3,91
Sachsen-Meiningen . . .	822226	234005	3,51
Sachsen-Altenburg . . .	600000	180313	3,33
Anhalt	1050000	293298	3,58
Mecklenburg-Schwerin . .	1200000 (?)	597436	2,01 (?)
Mecklenburg-Strelitz . . .	400000	101540	3,96
Elsaß-Lothringen	215000	1640986	0,14
Oesterreich-Ungarn . . .	15810000	46335687	0,34
Italien	13000000	31856675	0,42
Großbritannien	14000000	40707796	0,34
Rußland	35000000	130911691	0,27
Frankreich	1500000	38517975	0,04
Türkei	40000000	24515500	1,64
Spanien	8000000	18119500	0,43
Belgien	3600000	6669732	0,54
Portugal	2367000	5049729	0,47

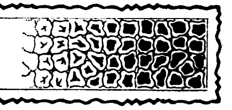
Holland	2100000	5074632	0,41
Schweden-Norwegen . . .	2017650	7174418	0,26
Dänemark	1380008	2299564	0,60
Griechenland	1060000	2433806	0,44
Serbien	960000	2413694	0,40
Montenegro	200000	227841	0,88
Luxemburg	160000	217583	0,74
Japan	10900000	46026406	0,24
Aegypten	5500000	19755295	0,29

Die vorstehende Uebersicht zeigt, daß im allgemeinen in kleinen Staaten die Civilliste den einzelnen Staatsbürger schwerer belastet als in großen. Am schwersten hätten darunter eigentlich die 15180 Einwohner von Monaco zu tragen, deren Fürst trotz der kleinen Einwohnerzahl ein Einkommen von mehreren Millionen Mark hat. In Wahrheit aber ist kein Land so frei von Steuern wie dieses, weil eben — ich will mich höflich ausdrücken — die „weniger Klugen“ nicht alle werden, welche ihr Geld nach der Spielbank in Monte Carlo, ins Fürstentum Monaco tragen, denn die Verpachtung der Spielbank wirft dem Fürsten ein so glänzendes Einkommen ab, daß seine Staatsbürger wenig von Staatssteuern wissen.





Allerlei.



Unter der Linde.

Von Leon Vandersee.

Nach der Fernen Glanz und Schlummer
Zog ich wandernd fort von hier,
Doch wie Heimweh trug ich's immer
Nach dem Lindenbaum und dir!

Die Linde ist so recht der Haus- und Familienbaum des deutschen Volkes. Wenn solch alter Baum reden könnte — gar manches wüßt' er uns zu erzählen. Fröhliches und Trauriges — von beiden hat er wohl vieles gesehen. Unter der Linde fand sich Herz zu Herz — unter der Linde ging manch Glück in Scherben.

Einsam zu trauern scheint der Lindenbaum in kalten, schaurigen Winternächten, er klagt und seufzt, wenn der Nordwind durch seine Krone rauscht; aber an weichen, warmen Mondscheinabenden geht ein Flüstern und Klingen durch seine Zweige. In solchen Nächten ist der Lindenbaum verloren in süßen Träumen, längstverklungene Zeiten steigen vor ihm auf und verbinden sich für ihn mit Bildern der Gegenwart. „Da die Götter noch die schöne Welt regierten," behauptete schon der Lindenbaum einen wichtigen Platz. Hertha, der lieblichen Frühlingsgöttin, war er geweiht. Im Rauschen der Linden hörte der Germane die Stimmen seiner Gottheiten, in sein innerstes Leben griff der Lindenbaum hinein. Seine traditionelle Verehrung zeigt sich besonders in religiöser Beziehung. Mit Vorliebe stellte man Heiligenbilder an seinem Stamm auf und baute Kapellen in seiner geheiligten Nähe. Der Sage nach verwandelte die Liebesgöttin Lainia aus Mitleid ein Liebespaar in die beiden Linden des Dorfes Jauninen bei Ragnit, von denen die eine die Tochter eines heidnischen Preußen, die andere ein Ordensritter war, die sich nicht heiraten durften.

Noch grünt und blüht bei Nordhausen die altersgraue Merwigs-, Märchen- oder Merchenslinde, unter welcher der Frankenkönig Recht sprach. Eine herrliche Linde zu Görlitz bewahrt das Gedächtnis an einen armen Knappen, der unschuldig hingerichtet worden war. Am Tage vorher beteuerte er seine Unschuld, riß ein Lindenzweiglein vom Grabe seiner Mutter und rief: „So wahr diese Linde aus den Wurzeln Zweige, aus den Zweigen Wurzeln treiben wird, so gewiß werde ich unschuldig dem Tode überliefert." Und siehe da: aus dem Lindenzweiglein ward ein gewaltiger Baum, der den kommenden Geschlechtern Zeugnis von der Unschuld des Knappen ablegte.

Eine große Bedeutung hat noch heute die Dorflinde. Den Vätern war sie wert, und die Söhne ehrten sie mit scheuer Ehrfurcht. Lindenblütenthee trinkt der Bauer als unfehlbares Mittel in allen Krankheiten, und sterbend weist er in Zeiten der Not auf den altersgrauen Baum.

Eine Linde vor der Thür bringt Segen, und tief in der Nacht sieht man Kranke und Hinfällige unter das Laubdach heiliger Linden pilgern, um dort Genesung zu erflehen. Von dem Baume, der ihn schützte, hatte der Lindenhof seinen Namen.

Auch unsere Friedhöfe sind von Linden beschattet, sie sind das Sinnbild treuer Liebe. Ihre Beziehungen zum Hause und zur Familie überdauern das Leben des einzelnen. Stirbt die Familie aus, dann vergeht auch der Lindenbaum. So führten z. B. die Familien Linné, Lindelius und Tiliander ihre Namen einer Ueberlieferung gemäß nach einer dreistämmigen Linde. Die Familie Lindelius starb aus, und der eine Stamm verdorrte. Nach dem Tode der Tochter Linnés hörte der zweite Stamm auf zu grünen, und als der letzte Tiliander starb, war die Kraft der Linde dahin, auch der letzte Stamm verdorrte.

A. von Schulenburg berichtet uns von einer uralten Linde bei Süderheistede, die jahraus, jahrein in wundervoller Blüte stand. Von dieser Linde ging die Rede, daß, solange die Freiheit blühe, auch der Wunderbaum grünen werde. Als daher die Freiheit der Ditmarschen gebrochen war, verdorrte der Baum. Doch wenn eine Elster mit fünf weißen Jungen darin nisten wird, soll das Land wieder frei werden. Derselbe Volksglaube lebt in Friesland, während eine Oldenburger Sage verkündigt, daß drei große Schlachten am Ende der Welt gekämpft werden, nämlich auf dem Sintfeld, am Birnbaum bei Werl und an den Fürstner Linden. Von dem Kaltenbaum bei Vohenstrauß in der Oberpfalz, einer Linde, weissagte die Sibylla Weiß, wenn ein Ast daran so groß geworden sei, einen spanischen Reiter zu tragen, werde eine große Schlacht, die viele Dinge entscheide, geschlagen werden. Von der gewaltigen Linde vor dem Schlosse Dillenburg schreibt sich eigentlich der Freiheitskampf der Geusen wider die Spanier her, denn unter ihr empfing Wilhelm der Stille im Jahre 1508 die niederländischen Gesandten. Nach einer alten Ueberlieferung wohnt unter einer Linde auf der Burg zu Nürnberg Karl der Große, der erste aller deutschen Kaiser. In Potsdam aber, dem Königsschlosse gegenüber, an der Seite nach der Teltower Brücke, steht eine altersschwache Linde. Sie ist gestützt, mit Reifen gebunden, dennoch grünt sie alle Jahre. Es ist die Bittschriftenlinde, wohin alle die gingen, welche Friedrich dem Großen Anliegen vorzubringen hatten.

Manch altes Geschlecht führt eine Linde im Wappen, und überall, in Gedichten und Volksliedern, in der alten und neuen Litteratur spielt der Lindenbaum eine Rolle. Heinrich Heine nennt ihn „den Lieblingsbaum der Liebenden“ und vergleicht die Form des Lindenblattes derjenigen des Menschenherzens.

Also stand die alte Linde,
Liebdurchdrungen, sonndurchblitzt,
Und wir haben in die Rinde
Einst ein flammend Herz geritzt.
Nach der Fernen Glanz und Schimmer
Zog ich wandernd dann von hier,
Doch wie Heimweh trug ich's immer
Nach dem Lindenbaum und dir!

Was kostet der Kampf zweier Panzer? 100000 Mark in der Minute würde nach den Berechnungen eines englischen Blattes der Kampf zweier erstklassiger, moderner Panzer kosten! Wenn zwei erstklassige Schlachtschiffe, wie die „Majestic“, das Flaggschiff des englischen Kanalgeschwaders, und „Le Carnot“, das große französische Panzerschiff, einen einstündigen Kampf miteinander ausfechten würden, ohne weder ihre großen noch kleinen Geschütze zu schonen, und wenn sie so manöveriert werden, daß alle Zerstörungsapparate bedient werden, würden sie sich einander Geschosse und Bomben im Werte von 5916000 Mark zuwerfen. Wenn zu dem Preise von 98600 Mark pro Minute gekämpft wird, so ist das sicherlich eine kostspielige und aufregende Sache. Bei dieser Berechnung arbeiten jedoch noch nicht alle Geschütze beider Schiffe mit äußerster Anspannung, denn alle Kanonen können beim Kampf zweier Schiffe natürlich nicht gebraucht werden. Wenn alle Kanonen so schnell als möglich abgefeuert werden, würde die für Pulver und Granaten ausgegebene Summe noch größer sein, sie würde den ungeheuren Betrag von 6814000 Mark erreichen. „Majestic“ repräsentiert dabei einen Wert von 20000000 Mark, „Le Carnot“ von 20140176 Mark; das erstere Schiff ist mit 757, das letztere mit 625 Matrosen bemannt. Dazu kommen 10000000 Mark für den Inhalt der Pulverkammern, sodaß also über 50000000 Mark im Spiele sind. „Majestic“ ist mit 54 Kanonen bewaffnet, die mit ihrer Ausrüstung 5648000 Mark kosten, die 42 Kanonen von „Le Carnot“ sind 5397200 Mark wert. Die schwersten Geschütze des „Majestic“ sind vier zwölfzöllige, die jedes 1100000 Mark kosten und Panzergranaten mit der Schnelligkeit von zwei in der Minute werfen; jede Granate wiegt 850 engl. Pfund und hat eine Ladung von 167 $^1/_2$ Pfund rauchlosem Schießpulver; das Wurfgeschoß kostet im ganzen 1600 Mark. Diese vier Geschütze würden zu dem Preise von 12800 Mark pro Minute „sprechen“ und in dieser Zeit 2684 Kilogramm Granaten dem Feind zuschleudern. Außerdem hat das Schiff zwölf sechszöllige Schnellfeuergeschütze zu je 75000 Mark, die 100 Pfund schwere Granaten schleudern. Diese Granaten kosten pro Stück 280 Mark und das Gewicht der Salven während einer Minute würde 4 $^1/_2$ Tons betragen. Mit den 18 Zwölfpfündern, die pro Stück 11100 Mark kosten, könnte es in einer Minute 216 Granaten im Werte von 12960 Mark schleudern; die 12 Dreipfünder zu je 8300 Mark würden jeder in der Minute 30 Granaten werfen, was weitere 7200 Mark ausmacht, und die 8 Maximgeschütze würden zum Preise von 560 Mark pro Minute 145 Pfund Blei auswerfen. Die Geschütze werden in Frankreich nicht so billig fabriziert, und die schwimmenden Kriegsmaschinen sind infolgedessen teurer als die englischen. In einem schnellen einstündigen Kampfe würde „Majestic“ 346 Tons Granaten und „Le Carnot“ 316 Tons Metall auf den Feind feuern. Aber dabei dürfen nicht alle Kanonen mit der möglichen Geschwindigkeit arbeiten.

Die Perlenfischerei im persischen Meerbusen wird mit Hilfe von Tauchern getrieben, die sich noch immer, trotz der Be-

strebungen der europäischen Kriegsschiffe, aus Sklaven von der afrikanischen Ostküste rekrutieren. Die größeren Fahrzeuge haben eine Besatzung von zwanzig bis fünfundzwanzig Mann, von denen die Hälfte Taucher sind. Jeder von diesen wird, mit Steinen beschwert, mit einer starken Leine um den Leib, in die Tiefe versenkt. Die Nasenlöcher des Mannes werden mit einer hölzernen Klammer geschlossen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Um die losgelösten Muscheln zu sammeln, führt er einen kleinen Korb aus Netzwerk mit sich, und wenn dieser gefüllt ist, oder er atmen muß, zieht er die Leine und wird aufgeholt. Hier ruht er einige Minuten, während der er sich an der Bootsreling festhält, aus dem Wasser kommt er aber mehrere Stunden nicht heraus. Die Ausbeute ist eine sehr verschiedene und richtet sich keineswegs nach der Zahl der Muscheln. Die Fischereiplätze wechseln oft, und die Tiefe, in die getaucht wird, variiert sehr. Doch überschreitet sie nie achtzehn Faden. Der Perlenhandel ist meistens in den Händen der Araber und Hindus. Seine Centrale ist Bombay, wo der Umsatz 1899 nicht weniger als dreißig Millionen Rupinen betrug.

Fahrräder mit Segeln. Daß das Segel nicht allein zum Vorwärtstreiben von Fahrzeugen im Wasser verwandt wird, haben wir an den vielen Eisjachten, Eisschlitten und Schlittschuhläufern mit Segeln gesehen, die wir im Winter überall auf dem Eise treffen. Doch auch in Verbindung mit dem Fahrrade hat das Segel sich bewährt. Kurz bevor der südafrikanische Krieg ausbrach, hatte sich der Radsport in Bloemfontein, der Hauptstadt des Orangefreistaats, außerordentlich stark entwickelt. Die mehrere Hunderte Kilometer große Ebene, die sich flach nach allen Seiten um die Stadt ausbreitet, lieferte ein ausgezeichnetes Feld zur Ausübung dieses Sportes. Ein erfinderischer Einwohner kam da auf den Gedanken, einen kleinen Mast und ein Segel vor seinem Fahrrad mit Hilfe eines einfach konstruierten Apparats anzubringen. Ohne die geringste Anstrengung konnte er so über die ganze Ebene hinfliegen. Die Erfindung arbeitete tadellos, selbst bei Seitenwind, die Segelfahrräder wurden allgemein beliebt, und man nannte sie scherzend die Freistaatenflotte. Doch sind sie selbstredend nur dort zu verwenden, wo man weit ausgedehnte, vegetationslose Flächen hat. In Europa dürfte sich dieser Sport deshalb schwerlich einbürgern.

Im britischen Parlament existieren noch ganz eigentümliche Zustände. So war es bis vor wenigen Jahren durchaus notwendig, daß die Volksvertreter einen hohen, schwarzen Cylinder trugen. Erst Lord Rothschild hat diese Sitte abgeschafft, indem er eines Tages mit einem grauen Cylinder im Oberhause erschien. Die Entrüstung war allgemein, Rothschild kümmerte sich aber nicht darum, und so dauerte es nicht lange, daß andere seinem Beispiele folgten und sich von dem schwarzen Cylinder lossagten, so daß man heute während der Parlamentssitzungen alle Arten Hüte, ja selbst Strohhüte trifft, mit denen die Abgeordneten ihre kahlen Köpfe gegen den Zug schützen. Wenig bekannt ist es, daß ein altes Gesetz es den Parlamentsmitgliedern verbietet, während der Sitzung beide Beine vom Fußboden zu erheben. Nur die auf der ersten Bank Sitzenden machen eine Ausnahme davon. Sie

dürfen die äußersten Teile ihrer unteren Extremitäten auf den — Tisch des Hauses legen. Zu diesen Freiheiten ist eine gekommen, die dem Abgeordneten Mason zu verdanken ist. Er verbringt seine Zeit zwischen den Abstimmungen nicht selten mit dem Stricken von Strümpfen. Er ist augenleidend und darf seine Augen nicht anstrengen. Wird ihm die Debatte zu langweilig, so setzt er sich im Nebenzimmer in eine Ecke, holt einen Strickstrumpf heraus und strickt bis zum Beginn der Abstimmung, zu der er sich dann wieder in den Saal begiebt.

Vom alten Dessauer. Trotz seiner rauhen Außenseite besaß der alte Dessauer ein tiefes Gefühl; er schämte sich selbst der Thränen nicht, wenn er sein Herz bekümmert fühlte. So bei dem Tode seiner Frau, der herzigen Anna-Liese Fohse. Seine Kinder waren im Schloßpark versammelt, als das schmerzliche Ereignis eintrat; Leopold weilte an dem Sterbebette und betete. Plötzlich erschien er unter ihnen, während die Thränen ihm in den Bart rannen. — „Weint!" rief er ihnen zu. „Eure Mutter hat der Deuwel geholt!" — Als seine Lieblingstochter Luise — verheiratet an den Fürsten von Anhalt-Bernburg — zum Tod erkrankt war, wünschte sie, ihren Vater noch einmal sein Regiment kommandieren zu sehen. Kaum hatte er den Wunsch vernommen, so brach er von Halle auf. In Bernburg angekommen, kniete er nieder und betete laut schluchzend und mit Inbrunst: „Herr! ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt. Ich komme nicht oft, will auch so bald nicht wieder kommen. So hilf mir jetzt und laß meine Tochter gesund werden!" Hierauf führte er das Regiment auf den Schloßhof und kommandierte mit brechender Stimme einige Manöver. Die Fürstin bezeugte darüber viel Freude und ließ die Gemeinen mit Bier und Wurst, die Offiziere an der fürstlichen Tafel bewirten; der Vater aber hielt es im Schlosse nicht aus, er schlich sich zur Saalbrücke und weinte heftig. Später äußerte er öfter, wenn sein Schwiegersohn ihn zu sich einlud: „Ich mag den Ort nicht wieder sehen, wo meine Luise hat sterben müssen!"

Bosheit. Bekannt ist, daß sich Caprivi als Organisator der Marine große Verdienste erwarb. Wie scheel man jedoch seinerzeit in Marinekreisen auf die Ernennung eines Generals, also einer Landratte, zum Chef der Admiralität sah, bezeugt folgende boshafte Anekdote. Eines Tages beschloß der neu ernannte Chef der Admiralität, auch einmal die Flotte zu inspizieren und bestieg zu diesem Zwecke ein Kriegsschiff älterer Konstruktion, das sich gerade im Kieler Hafen befand und als Schulschiff diente. Nachdem er alles zu seiner Zufriedenheit befunden hatte, verlangte er auch den Kohlenvorrat in Augenschein zu nehmen, worauf man ihn in einen kleinen Raum neben der Küche führte. Verblüfft sah der General-Admiral den engen Raum mit dem winzigen Kohlenhaufen und fragte endlich gedehnt: „Ja, ist das alles? Wie weit wollen Sie denn eigentlich damit kommen?" — „Excellenz, wir befinden uns auf einem Segelschiff!" war die mit kaum verhaltenem Zucken um die Mundwinkel gegebene Antwort.

Origineller Milchverkauf. Sehr originell wird der Milchverkauf in Carácas, der Hauptstadt Venezuelas, gehandhabt. Die

Milchkuh wird in den Straßen herumgeführt, begleitet von dem Kalbe, dem eine Kappe über das Maul gezogen ist. Wer Milch kaufen will, bringt Gläser oder andere Gefäße heraus auf die Straße. In diese Gefäße wird die Milch direkt hineingemolken, während das Kalb traurig dasteht und zusieht. Man hat die Kühe in Venezuela noch nicht so weit bringen können, daß sie Milch geben, ohne daß das Kalb dabeisteht. Einen Vorteil hat aber die Methode: Man erhält meist unverfälschte, reine Milch. Bisweilen sollen aber auch dabei Betrügereien verübt werden, indem der Melkende aus einem im Aermel verborgenen Schlauch Wasser hinzusetzt.

Das größte Thermometer der Welt befindet sich in Paris. Es ist in einem Kirchturm angebracht und hat eine Länge von dreizehn Metern. Das Thermometer ist mit gefärbtem Wasser angefüllt und giebt die Veränderungen der Temperatur auf das Genaueste an. Da die einzelnen Grade der Skala infolge der großen Länge des Thermometers weit voneinander liegen, kann man selbst das geringste Steigen und Fallen genau beobachten.

Raucher-Anekdoten. Sir Walter Raleigh, der den Tabak nach Europa brachte, war, trotz der Verbote gegen das Rauchen, diesem so ergeben, daß er in seinem Zimmer mächtige Wolken um sich verbreitete. Einst hatte er einen Diener von seinen ländlichen Besitzungen zu sich nach London berufen und ihm aufgetragen, eine Schale Wasser in sein Kabinett zu bringen. Der Diener trat ein und sah, wie sein Gebieter Rauch aus dem Munde blies. Entsetzt goß der Unerfahrene ihm das Wasser über den Kopf, während er rief: „Hilf, Himmel! der Herr brennt!" — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, besaß unter seiner Dienerschaft einen Neger, den er dazu verwandte, Aufträge über Land zu besorgen. Der Schwarze war bald in der Umgegend von Berlin als Leibläufer bekannt; dennoch betrachteten ihn die Landleute als etwas Ungewöhnliches mit Neugier. Einstmals ging er, aus seiner Pfeife rauchend, wieder bei einem staunenden Bauer vorüber. Salim — das war sein Name — bot dem Landmann, dessen Staunen falsch verstehend, die Pfeife an. Entsetzt trat der andere zurück und rief: „Ne, gnäd'ger Herr Düwel, ik frete kein Füer." (Nein, gnäd'ger Herr Teufel, ich fresse kein Feuer.)

Ueber die Maaßen. Als im Jahre 1810 die Schauspielerin Fräulein Maaßen in Berlin engagiert war und daselbst ungemein gefiel, wurde der Schauspielerin B. eines Tages eine Rolle abverlangt, um sie der Maaßen zuzuteilen. Die B. geriet darüber so in Wut, daß sie erklärte, sie könne den Abend nicht spielen. Der Theaterarzt stattete ihr einen Besuch ab und schrieb ins Attest: „Demoiselle B. hat sich so über die Maaßen geärgert, daß sie heut unmöglich auftreten kann."

Der witzige Schuster. Als Kaiser Friedrich als Kronprinz in Kassel weilte, brachten ihm am letzten Abend seines Aufenthaltes die vereinigten Sängerbünde ein Ständchen. Er ließ den Vorstand ins Palais kommen, um seinen Dank abzustatten. Unter diesen Herren befand sich auch ein Schuhmachermeister Pfaff. Nach vollzogener Vorstellung sagte der Kronprinz scherzend: „Nun, Sie werden nächstens

eine arge Konkurrenz bekommen!" — „Wieso, Kaiserliche Hoheit?" — „Da hat sich ja jemand gemeldet, der will Zeugstiefel für die ganze Armee liefern!" — „Zeugstiefel, Kaiserliche Hoheit, eignen sich nur für die Franzosen!" — „Wieso?" — „Ja, in Zeugstiefeln läuft es sich besser!" Und große Heiterkeit lohnte den witzigen Schuhmachermeister.

Mittel gegen den Zorn. Manch einem, der leicht in Zorn gerät, hat man schon den Rat erteilt: Freund, zähle, bevor du deinem Zorne Raum giebst, die Knöpfe deines Gewandes! Auch in der heiligen Schrift finden wir mancherlei Mahnung, dem Zorn nicht Macht über uns zu geben. „Seid langsam zum Zorn!" heißt es da. — Ein ganz eigenartiges Mittel, sich von der inwendigen Hitze nicht übermannen zu lassen, besitzen die Söhne des himmlischen Reiches. Dieselben scheren sich bekanntlich den ganzen Kopf kahl, bis auf ein Büschel Haar, das sie zu einem Zopfe drehen. Je länger so ein Zopf, desto teurer und heiliger ist er dem Chinesen. Er behandelt ihn mit peinlicher Sorgfalt und hängt mit unbeschreiblicher Liebe an demselben, oder vielmehr der Zopf an ihm. Wehe daher dem Unglücklichen, der den Zopf eines anderen beleidigt, und dreimal wehe dem, der ihn etwa gar ausreißen wollte! Eine fürchterliche Rache würde seiner warten. Wenn daher zwei Söhne Chinas aneinander geraten, so haben sie vor allem Sorge um ihren Zopf und wickeln denselben fest um den kahlen Schädel. Diese Beschäftigung nimmt aber einige Sekunden in Anspruch, und während derselben legt sich häufig die erste Hitze, so daß manch eine Prügelei dadurch verhindert wird. So haben die Zöpfe denn auch ihr Gutes.

Die Katze als Foltermittel. Ein Inquisitionsmittel in Persien ist die — Katze. Man bindet sie dem Verbrecher, der zum Geständnis gebracht werden soll, auf den nackten Rücken und schlägt nun tüchtig auf sie los. Das Tier vergilt nun natürlich demjenigen, an dessen Körper es gefesselt ist, mit Kratzen und Beißen die Schmerzen, die es selbst erdulden muß. Nun wird der Verdächtige gefragt, ob er sich schuldig bekenne. Beharrt er beim Leugnen, so wird die entsetzliche Prozedur von neuem vorgenommen, bis der Angeklagte endlich gesteht, was man von ihm verlangt. Fast keiner widersteht dieser Tortur und unterwirft sich lieber der Strafe für das wirklich begangene oder bloß angedichtete Verbrechen.

Vom Druckfehlerteufel. Eines der wundersamsten typographischen Versehen trug sich unter der Regierung Ludwig Philipps zu Eines Morgens las man im „Constitutionnel": Seine Majestät haben Herrn Thiers zu sich entboten und ihn mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Der bedeutende Staatsmann beeilte sich, dem Könige zu antworten: „Ich bedaure nur das eine, Ihnen nicht wie einem Kapaun den Hals umdrehen zu können." Zwei oder drei Seiten weiter hin las man folgende Mitteilung: Die Nachforschungen der Polizei sind von Erfolg gekrönt gewesen. Der Mörder der Rue du Pot-de-Fer wurde in einem verrufenen Haus festgenommen. Vor den Untersuchungsrichter geführt, hatte der Bösewicht die Frechheit, diesen Beamten mit Schimpfworten zu überhäufen und ihm zuzurufen: „Gott und die Menschen sind meine Zeugen, daß ich niemals einen anderen Ehrgeiz

gehabt habe, als den, treu und umsichtig Ihrer Person und meinem Vaterland zu dienen!“ Ein verhängnisvoller Irrtum hatte die Worte des Mörders Herrn Thiers in den Mund gelegt.

Das „Franzosenpferd“ in Dresden. Als die Verbündeten am 27. August 1813 einen Angriff auf Napoleons Heer in und bei Dresden unternahmen, gab der Kaiser dem linken Flügel unter Mortier den Befehl, aus dem Ziegelthore auszurücken. Die zum sogenannten Ziegelschlage führenden Straßen füllten sich so sehr mit Truppen, Geschützen und Pulverwagen, daß der Zug ins Stocken geriet und im Gedränge eines der vielen Pferde, die einen schweren Pulverwagen zogen, unglücklich stürzte und ein Bein brach. Rasch drangen die Bedienungsmannschaften in einen offenen Thorweg ein, wo sie aus der Stallung eines Dresdner Bürgers ohne weitere Umstände ein Pferd herauszogen und dasselbe zur Aushilfe mit vor den Pulverwagen spannten. Während der Besitzer, namens Johann Schindler, gegen den Raub protestierend, dem davonfahrenden Munitionswagen nacheilte, schlug eine russische Stückkugel in dem Augenblick in den Wagen ein, wo derselbe den Schlag des Ziegelthores passierte. Der Wagen brannte sofort, die Platzkugeln, die er enthielt, begannen zunächst einzeln zu explodieren und töteten zwei Pferde vom Gespann. Die beiden andern aber bäumten zurück und jagten, sich umwendend, mit dem brennenden Wagen in die Stadt hinein. Dem wilden Laufe der von Todesangst gepeitschten Rosse mußte die im Marsch begriffene Mannschaft weichen. Unaufhörlich flogen explodierende Kugeln aus dem furchtbaren Gefährt auf, das Verderben speiend durch die Straßen rollte und die Menschen in die Häuser scheuchte. Von den springenden Geschossen wurde jetzt noch eins der Pferde getötet und vom Wagen hinweggeschleudert. Zur gräßlichen Feuerprobe aber schien das übrig gebliebene Pferd des Johann Schindler verurteilt zu sein, das jetzt allein den sich unaufhörlich entlastenden Wagen hinter sich herschleppte und bereits aus mehreren Wunden blutete. Keiner vermochte das unglückliche Wesen zu befreien. Schon zerrte es seine Last der Elbwiese zu, als die Soldaten mit Entsetzen einen Mann gewahrten, der dem Wagen gefolgt ist und jetzt an ihn heranspringt. Im Nu hat er die Zugleinen durchschnitten und das befreite Pferd mit sich fortgerissen. Im nächsten Augenblick fliegt der Wagen mit furchtbarem Krachen in die Luft und wirft seine noch übrige Ladung weit über die Elbe bis zur Bär-Bastei in der Neustadt. Wie durch ein Wunder gerettet, steht Johann Schindler unversehrt neben seinem nur leicht verletzten Tier, das dankbar die bebenden Nüstern an seine Schultern drückt und von seinem Retter in seinen Stall zurückgeführt wird. Allgemeiner Beifall der Dresdener Bürgerschaft ehrte den wackeren, unerschrockenen Mann, der sein Leben für sein Tier in die Schanze schlug, für die kühne That. Man bekränzte Johann Schindlers Hauspforte, und sein bald von seinen Wunden genesenes Pferd genoß noch jahrelang als „Franzosenpferd“ wohlverdiente Berühmtheit.

Menschliche Arbeit unter der Erde. Die Arbeit, die von den Menschen in den Tiefen der Erde ausgeführt wird, unter-

schätzt man oft in hohem Grade. Nach Angabe des Bergingenieurs Dr. Naumann arbeiten nicht weniger als drei Millionen Menschen unter der Erde. Die Mineralien und andere, nützlichen Zwecken dienenden Stoffe, die von ihnen alljährlich an das Tageslicht befördert werden, haben ein Gewicht von mehr als 16000 Millionen Centnern und einen Wert von 8 Milliarden Mark. Da viele von den dicht unter der Oberfläche der Erde liegenden Schätzen bereits ausgegraben sind, und ein Eindringen in tiefere Schächte aus diesem Grunde und, weil man manche Mineralien nur in den Tiefen findet, notwendig ist, so hat die Bohrtechnik schwerere und immer schwerere Aufgaben zu lösen. Erstaunlich sind die Tiefen, in die es den Menschen geglückt ist, einzudringen. Ein Bohrloch in Paruschowitz erreicht eine Tiefe von 2003 Meter. Die größte Tiefe, in der Menschen zur Zeit arbeiten, befindet sich im Staate Michigan. Sie ist in der Hekla-Mine und beträgt 1502 Meter. Ein noch tieferes Bergwerk ist in den Goldminen von Transvaal geplant. Es soll bis zu einer Tiefe von 3700 Metern geführt werden. Da die Temperatur in dieser Tiefe so hoch sein muß, daß Menschen dort nicht mehr arbeiten können, müssen besondere Ventilationseinrichtungen getroffen werden, vermittelst welcher man frische und kalte Luft von der Erdoberfläche in die Tiefe bringt und die Hitze des Erdinnern hinausbefördert. Auch zum Transport des gewonnenen Grubenerzes müssen eigene Anlagen konstruiert werden, denn die Stahldrahttaue mit einer Länge von 3700 Metern würden schon so schwer werden, daß sie ihr eigenes Gewicht nicht mehr tragen können. Man beabsichtigt deshalb, den pneumatischen Transport anzuwenden, der seit 1878 in anderen sehr tief liegenden Bergwerken eingeführt ist, und das Erz mittelst komprimierter Luft an die Oberfläche zu befördern.

Eine Erinnerung an Blücher. Die berühmte Künstlerin Händel-Schütz befand sich im Herbst des Jahres 1815 in Breslau. Die Stadt war mit Rekonvaleszenten gefüllt. Da beschloß die edle Frau, zum Besten der Krieger, die fürs Vaterland ihr Blut vergossen, eine Abendunterhaltung zu veranstalten. Es gelang ihr, eine Einnahme zu erzielen, wie sie das Theater bisher noch nicht aufweisen konnte. Bald darauf kam Blücher nach Breslau, und als er erfuhr, was die Händel-Schütz für seine „Jungens“ gethan, lud er sie zur Tafel. Sie kam. Als sie die Serviette erhob, fand sie unter derselben ein Geschenk, unschätzbar durch den Geber und ganz eigentümlich nach dem damaligen Geist der Zeit. Es war eine einfache Kette, an der die silbernen und goldenen Denkmünzen der gewonnenen Schlachten hingen. Jedes Gepräge war die Rückerinnerung an einen großen Moment, an einen schwer errungenen Sieg. Das Halsband hatte die Nationalfarben aller derjenigen Völker, die in diesem Wettkampfe Allierte waren. Die Ohrgehänge waren im Geschmack des Mittelalters, sowie auch die Ringe, auf denen ernste Totenköpfe grinsten. Als die Künstlerin freudig überrascht dem Geber ihren Dank aussprach, bemerkte sie doch zugleich, es fehle noch etwas am Schmucke. Der alte Graukopf verstand die Anspielung auf sein Haar. „Nichts da!“ sagte er. „Die englischen Ladies haben mich schon arg genug geplündert!“ Da bildete Weiberlist gegen

den Helden, der die Franzosen geschlagen, keck eine Verschwörung. Die Sängerin hatte durch Hilfe der Wirtin eine Schere erhalten. Sie nahte sich schmeichelnd dem Kriegergreise, und indem sie ihn auf die Wange küßte und den weißen Schnurrbart streichelte, war der Raub geschehen — eine kleine Locke des silberweißen Haares in ihrer Hand. Vater Blücher schmollte nur leise, durch den Kuß versöhnt, und bedauerte nur scherzend, daß er denselben nicht fünfundzwanzig Jahre früher erhalten habe. Dieser Schmuck und diese Locke zierten später den Leichnam der großen Künstlerin auf der Totenbahre, und beides kam, laut der letzten Bestimmung der Sängerin, als kostbares Erbe in die Hände ihres Schwiegersohnes, der den Befreiungskrieg noch mitgekämpft hatte.

Grévy, der Kaffeefreund. Grévy, der frühere Präsident der französischen Republik, liebte eine Tasse guten Kaffees außerordentlich. Eines Tages jagte er mit einem Freund. Als die beiden Herren sich abgespannt fühlten, kehrten sie in einen Dorfkrug ein. „Frau Wirtin," fragte Grévy, „haben Sie Cichorien im Hause?" — „O gewiß, mein Herr!" — „Würden Sie die Güte haben und mir Ihren ganzen Vorrat bringen!" Die gute Frau kam mit fünf oder sechs Paketen und legte sie auf den Tisch vor die Jäger. „Mehr haben Sie nicht?" — „Ja, Frau," schrie die Magd, die sich im Zimmer befand, „wir haben noch Cichorien in dem aufgerissenen Päckchen!" — „So bringe es den Herren!" befahl die Wirtin. Das Mädchen gehorchte. „Das ist nun aber alles, was Sie besitzen?" — „Ich habe kein Körnchen mehr!" — „Schön!" schmunzelte Grévy. „Jetzt machen Sie uns zwei Tassen Kaffee!"

Ob es wahr ist? Eines Tages fragte man Sir Hugh Walton, der zur Zeit Jakobs I. englischer Gesandter in Venedig war, was ein Gesandter sei. Ohne sich zu bedenken, erwiderte der Diplomat: „Ein ehrlicher Mann, der in das Ausland geschickt wird, um da zum Vorteil seines Vaterlandes zu lügen."

Boote, die ohne Mannschaft segeln können. Ein Engländer namens Konsterdine hat den kühnen Gedanken gehabt, ein Segelboot zu bauen, das ohne einen einzigen Mann Besatzung gegen den Wind kreuzen, Segel setzen und wieder einziehen, kurz gefaßt, alle Bootsmanöver von selbst ausführen kann. Es ist begreiflich, daß der Mechanismus außerordentlich verwickelt und deshalb auch schwer zu beschreiben ist. Wir wollen nur erwähnen, daß eine Art Log, das vom Boote aus ins Wasser hinabhängt, derartig mit dem Segel verbunden ist, daß es dieses je nach der geringeren oder größeren Fahrtgeschwindigkeit mehr oder weniger in die Höhe zieht. Bei der Einstellung des Mechanismus kann man vorausbestimmen, wie viele und wie lange Drehungen das Boot machen soll. Man kann ihn auch so einstellen, daß das Boot, nachdem es eine gewisse Strecke zurückgelegt hat, ganz wendet und nach dem Ausgangspunkte zurückkehrt. Die Segel stehen in der Weise mit dem Steuerruder in Verbindung, daß dieses sich nach der Segelstellung richtet und die Drehungen richtig ausführt. Das Modell zu Konsterdines selbststeuernder Yacht „Nydia" soll bereits zufriedenstellende Proben ihrer Brauchbarkeit abgelegt haben. Aber selbst,

wenn dieses selbststeuernde Boot noch so sinnreich ausgedacht ist, wird es doch schwerlich etwas anderes, als ein interessantes Spielzeug sein. Von weit größerem Interesse sind einige Versuche, die in Buckinghamshire in England ausgeführt wurden. Der Schwede Orling und der Engländer Armstrong haben gemeinsam ein neues System von Telegraphen ohne Draht entwickelt, bei dem sich die elektrischen Wellen nicht durch die Luft, sondern durch die Erde und das Wasser fortpflanzen. Mit Hilfe dieses Systems, das die Erfinder „Armore-System nennen, können sie auf kurze Abstände (nur wenige hundert Meter) telegraphieren und telephonieren, aber es ist ihnen mit seiner Hilfe auch geglückt, vom Lande aus ohne ein sichtbares Bindeglied ein Boot ohne Mannschaft zu steuern, das draußen auf einem kleinen See von einem Motor vorwärts bewegt wurde. Das Steuerruder wird von einem Mechanismus gedreht, der sich von elektrischen Schwingungen beeinflussen läßt, die durch das Wasser zum Boote hinausgeleitet werden. Kann man aber heute schon ein kleines Motorboot vom Lande aus auf einige hundert Meter Entfernung steuern, so darf man die Möglichkeit nicht bestreiten, daß man vielleicht schon in wenigen Jahren imstande sein wird, von einer sicheren Station am Lande ein Torpedo oder eine andere Höllenmaschine auszusenden und sie in einem Abstande von einigen tausend Metern gegen ein feindliches Kriegsschiff zu lenken. Damit würden aber wesentliche Umwälzungen in unserer Küstenverteidigung verbunden sein.

Der Pariser „Mont de piété“. Eine der interessantesten öffentlichen Einrichtungen in Paris ist der „Mont de piété“, das öffentliche Leihhaus, im Volksmunde „Ma tante“ genannt. Es ist wohl die größte Leihanstalt der Welt. Die Anzahl und Werte der täglich dorthin gebrachten oder „nach einer vorübergehenden Verlegenheit“ wieder abgeholten Gegenstände sind erstaunlich. Augenblicklich verleiht Frankreichs und Algiers Mont de piété jährlich 50 Millionen Francs auf 5 Millionen Pfänder. Der Durchschnittswert ist also 10 Francs, doch finden sich Gegenstände von weit geringerem Wert, während sich unter ihnen andere weit kostbarere befinden. Das höchste Darlehen, das je auf ein Pfand gegeben ist, beträgt 385000 Francs. Das Pfand ist ein Halsband von Diamanten und Perlen, das nach einigen Monaten wieder eingelöst wurde. Das Thermometer der Pariser für das „öffentliche Elend“ liegt in der Rue des Blancs Manteaux und in der Rue des Francs Bourgois, in seinem Aeußern weicht es aber sehr von dem Zustand ab, in dem es sich bei seiner Gründung 1777 befand. Man findet hier alle denkbaren und undenkbaren Sachen, am meisten wohl Uhren, Broschen und Statuen. Am wunderbarsten ist aber die Kollektion Fahrräder, die allein einen ganzen, großen, durch zwei Etagen gehenden Saal füllen.

Streitsüchtige Fische. In Siam findet man häufig einen Süßwasserfisch, den die Eingeborenen ganz ebenso, wie wir die Goldfische, in Aquarien halten. Wenn zwei dieser Fische sich treffen, beginnt sofort ein Kampf, und stellt man einen kleinen Spiegel in das Aquarium, so versucht der Fisch, sein eigenes Spiegelbild anzugreifen. Die Fischkämpfe sind bei den Siamesen sehr beliebte Volksbelustigungen, und für

die Erlaubnis, sie veranstalten zu dürfen, wird eine hohe Steuer erhoben. Wenn der Fisch ruht, werden seine Farben matt. Sobald er aber gereizt wird, beginnt er, in der glänzendsten Farbenpracht zu schillern.

Ein nicht gerissener Witz. Der Possendichter Kalisch erhielt häufig von ihm sonst fremden Leuten Einladungen zu Gesellschaften; man wollte sich mit seiner und sonstiger Berühmtheiten Anwesenheit den übrigen Gästen gegenüber brüsten. Kalisch wußte das und nahm daher höchst selten an. Einst ging ihm auch seitens eines durch Spekulation reich gewordenen Börsenmannes eine derartige Einladung zu, und da der Dichter voraussetzte, daß er bei dieser Gelegenheit Stoffe und Figuren für seine Stücke finden werde, so machte er eine Ausnahme und fand sich bei der bewußten Festlichkeit ein. Wie wurde ihm aber zu Mute, als der Gastgeber sich während des Soupers plötzlich erhob, an sein Glas klopfte und die denkwürdigen Worte sprach: „Meine verehrten Herren und Damen! Wir haben die Genugthuung, den berühmten Humoristen, Herrn David Kalisch, in unserm Kreise zu sehen. Derselbe wird uns gleich das Vergnügen machen, einen Witz zu reißen!" Zornglühend erhob sich der also Provozierte und rief: „Einen Witz werde ich nicht reißen, aber aus werde ich reißen!" Und damit warf er seine Serviette hin, den Stuhl beiseite und stürmte aus dem Zimmer und aus dem Hause. Das lange Gesicht des Festgebers soll unbezahlbar, das Vergnügen der Gäste über den nicht gerissenen Witz großartig gewesen sein.

Adam und Eva. Adolphe Adam, der Komponist des „Postillons von Longjumeau", des „Brauers von Preston" usw., erhielt im Jahre 1840 ein Libretto „Eva" zugesandt, um dessen musikalische Ausstattung er von dem Verfasser ersucht wurde. Adam fand den Text nicht geeignet und teilte dies dem Poeten mit. Er begann mit den Vorzügen, dann fuhr er fort: „Trotzdem kann ich Ihr Libretto nicht gebrauchen und darf mich, obgleich Adam, nicht von der Eva verführen lassen, da sonst das Publikum als zischende Schlange auftreten könnte. Sie sehen also ein, es geschieht nicht ohne Grund, daß ich Ihre Eva Ihnen zurückgebe."

Musikalische Spinnen. Man hat schon lange gewußt, daß die männlichen Spinnen bestimmter Arten aus dem Geschlechte Theridium imstande sind, einen surrenden Laut hervorzubringen, während die weiblichen Spinnen vollständig stumm sind. Ihr Stimmapparat besteht aus einer harten, sägeartigen Kante unten am Hinterkörper, die sich gegen den gleichfalls harten hintersten Teil des Bruststückes reibt. Der englische Zoologe Balduin Spencer hat auf einer Expedition in das Innere Australiens eine Art Spinnen gefunden, die zur Nachtzeit einen brummenden Laut hören ließ. Er erkannte sie als zu den Prictés crassipes gehörend. Das Tier wird 5 cm lang und gräbt 40—60 cm lange Gänge in die Erde. Am Ende dieser Gänge findet man einen Raum, der der Spinne zum Aufenthalt dient. Von diesen Spinnen führte Spencer einige Dutzend in Zinn- und Holzschachteln mit sich und beobachtete sie. Anfänglich zeigten die Tiere sich sehr träge. Nach einigen Tagen wurden sie aber lebhafter, und als er eine von ihnen, ein Weibchen, mit einem Strohhalm neckte, erhob sich das Tier auf den

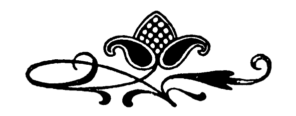
Hinterbeinen und brachte einen leisen, pfeifenden Laut hervor, wobei es das Fühlhorn gegen den Oberkiefer rieb. Gleichzeitig machte es einige wütende Angriffe gegen den Strohhalm. Bei näherer Untersuchung fand Spencer am Fuße jedes Fühlhorns eine aus harten Zacken bestehende Art Kamm, der mit einem kugelförmigen Knopf endete. Dieser Kamm ist so eingerichtet, daß er bei der Vor- und Rückwärtsbewegung gegen einen bestimmten Teil des Oberkiefers gerieben wird, der mit mehreren in scharfen Spitzen auslaufenden Zacken versehen ist. Den auf diese Weise hervorgebrachten Ton kann man, wenn die Spinne sich in einem stillen Raum in einer Schachtel befindet, auf gut 3 m Entfernung hören.

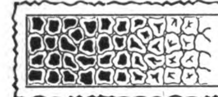
Unbekannte Sterne. Der berühmte Astronom Leverrier war nach Rußland gekommen und wurde vom Zar Nikolaus zur Hoftafel gezogen; da er aber kein Russisch konnte, so war er sehr einsilbig. Der Kaiser wandte sich an Puschkin, der sich in seiner Nähe befand, und fragte: „Alexander Sergeiwitsch, was mag Leverrier fehlen? Er scheint sehr verdrossen.“ Sogleich antwortete der Dichter, indem er auf die dekorierten Generäle deutete: „Jedenfalls ist er verwirrt über den Anblick so vieler ihm unbekannter Sterne.“

Eigenartige Kunstwerke. Zur Zeit der Königin Elisabeth lebte in England ein Goldschmied namens Marc Scaliot, der seiner Monarchin eine ganz sonderbare Kette verehrte. Sie war so zart, elastisch und leicht, daß man sie um den Leib einer Fliege binden konnte, ohne daß dieser dadurch das Fliegen unmöglich wurde. Mit ihm wetteiferte Oswald Nodhingerns, ein Elfenbeinschnitzer, der ein Pfefferkorn aushöhlte und aus Elfenbein fünfzig höchst zierliche Tellerchen schnitzte, die sämtlich darin Platz hatten. Ein ähnliches „Kunstwerk“ verfertigte Johannes von Mittelbach für Papst Paul V., nur mit dem Unterschiede, daß er sogar siebzig Tellerchen in dem Pfefferkorn unterbrachte. Claudio Gallo schnitzte für Hippolyt von Este einen zollhohen Baum, auf dessen Aesten Vögel saßen. Mit Hilfe einer Wasserkunst bewegten die kleinen Sänger die Flügel und zwitscherten munter, bis zuletzt eine Eule aus der Baumkrone hervorkam, bei deren Erscheinen sofort allgemeine Ruhe eintrat.

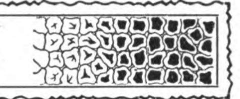
Stubenarrest. Zu den eigenartigsten Strafen gehört der Stubenarrest, der in gewissen Ständen verhängt wird und dessen Verbüßung darin besteht, daß die betreffende Persönlichkeit ihre Wohnung nicht verlassen und keine Besuche empfangen darf. Die Strafe kommt heute merkwürdigerweise nur noch bei Schülern, Offizieren, Beamten, Prinzen und Hofschauspielern vor, und die Gründe, aus denen sie verhängt wird, sind sehr verschieden. In Internaten werden die Schüler wegen Unfleißes oder Vergehens gegen die Disziplin mit Stubenarrest bestraft und dürfen an den Spielen und Erholungsstunden ihrer Mitschüler nicht teilnehmen. Das Militär-Strafgesetzbuch dagegen schreibt als offizielle Strafe den Stubenarrest gegen Offiziere und obere Militärbeamte vor. Dieser Stubenarrest kann die Dauer von vierzehn Tagen erreichen und dadurch verschärft werden, daß er in einem besonderen Offizier-Arrestzimmer verbüßt werden muß. Eine solche Verschärfung ist indes nur

gegen Rittmeister, Hauptleute und Subaltern-Offiziere anwendbar. Die Prinzen der regierenden Häuser können vom Familienoberhaupt, dem betreffenden Regenten, ebenfalls mit Stubenarrest bestraft werden, und häufiger, als man glaubt, wird selbst in Deutschland von diesem Strafmittel Gebrauch gemacht. Gar manche Unpäßlichkeit eines Prinzen, von der der Hofbericht meldet, ist auf einen Stubenarrest zurück zu führen, der vom Regenten verfügt wurde. Besonders streng mit der Verhängung von Stubenarrest war in Preußen Friedrich Wilhelm III., und mehr als einmal bekam der geistvolle Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., diese Strafe, weil er seinen Witz nicht zurückhalten konnte. Zwei Vergehen von ihm, die ihm Stubenarrest einbrachten, haben sich als historische Anekdoten erhalten. Der erste spielte auf dem Wiener Kongresse. Bei einer Hoftafel, bei welcher der gutmütige, aber keineswegs geistvolle Kaiser Franz von Oesterreich den Vorsitz führte, wurden Rätsel erzählt; als aber die Reihe an den Kaiser kam, erklärte er: „Mir fallt halt nix ein.“ Als die Reihe des Rätselaufgebens an den Kronprinzen von Preußen kam, stellte er die Frage, wer der größte Baumeister sei, und gab als Lösung: „Kaiser Franz, denn dem fällt nichts ein.“ Die Belohnung für diesen Witz waren drei Tage Stubenarrest, die Friedrich Wilhelm III. sofort über seinen Sohn verhängte. In einem andern Falle gab es sogar acht Tage Stubenarrest, weil der Kronprinz sich eine Verspottung der Paradesoldaten erlaubt hatte. Zu den Paraden, die damals in Berlin Unter den Linden stattfanden, erschienen die Soldaten so steif in Uniform, Gamaschen, Lederzeug und Gürtel eingezwängt, daß sie sich in der That nicht bücken konnten. Der Kronprinz, der auf der Parade vor Eintreffen des Königs erschienen war, legte ein Goldstück neben den rechten Flügelmann und forderte ihn auf, dasselbe aufzuheben. Der Mann war nicht imstande, sich in der Paradeadjustierung zu bücken, und der Kronprinz bemerkte sehr sarkastisch: „Das sind preußische Soldaten, und mit denen will man Schlachten schlagen!“ Die Bemerkung wurde dem Könige hinterbracht und kostete die oben erwähnte Strafe. Wenig bekannt ist es, daß alle königlichen Beamten, soweit sie bei Hofe beschäftigt sind, ebenso alle Hofschauspieler und Hofopernsänger unter einem besonderen Gericht stehen, welches wegen Nachlässigkeit im Dienst, wegen Insubordination, Beleidigung von Vorgesetzten, Versäumnis und Verspätung ebenfalls Stubenarrest verhängen darf. In jeder Hauptstadt Deutschlands findet man gewöhnlich ein besonderes Arrestlokal, welches für die Verbüßung dieser Art Stubenarrest eingerichtet ist.



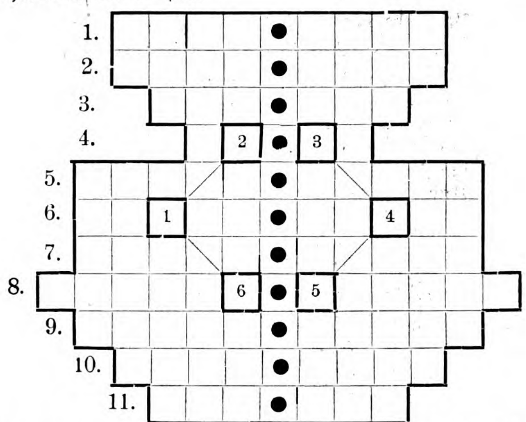


Rätsel-Ecke.



Füll-Rätsel.

Die punktierte Mittelreihe der richtig gefüllten Figur nennt abwärts gelesen einen berühmten Feldherrn des 30jährigen Krieges, die stärker umrahmten Felder ergeben den Zahlen nach gelesen den Schlachtenort, wo er fiel.



a an ar bur co da der e el folk ful gou gun hüt kö le le lê ler lo me ness nig pail ri ron se sen sko sta suf te thor u var wald wein zar zin.

1. Drama von Shakespeare. 2. Stadt in Frankreich. 3. Deutscher Opern-Komponist. 4. Heim der Waldbewohner. 5. Drama von Gutzkow. 6. Deutscher Fluß. Bismarcksches Schloß. 7. Berühmter Bildhauer. 8. Beliebte Weinsorte. 9. Kaiserlich russisches Lustschloß. 10. Französischer, kürzlich gestorbener Lustspieldichter. 11. Englische Grafschaft.

Citaten-Rätsel.

Eine bekannte Stelle aus einem Goetheschen Gedichte besteht aus sechs Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden sechs Citaten enthalten sind:

1. Wenn eines Menschen Seele du gewonnen.
2. Wie weit er auch die Stimme schickt, nichts Lebendes wird hier erblickt.
3. Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
4. Was die Faust nicht thut, das thut der Geist.
5. Kein Mensch darf für einen Zweiten Erfahrungen machen.
6. Alle Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Homonym.

Ich hab', obwohl beliebte Speise,
So manchem schon den Tod gebracht.
Wer mich nicht kennt, der nehme weise
Vor mir sich jederzeit in acht.

Auch bin ich an dem Baum zu sehen,
Bald zart und weich, bald rauh und hart.
Ein jeder würde mich verschmähen,
Als eine Kost in dieser Art.

Ich gebe einem niedern Wesen
Im tiefen Grund der See Revier;
Zum Reinigen bin ich erlesen,
Das Kind schon ist bekannt mit mir.

Ich frist' mein Leben durch Verheeren;
Weh' dir, stell' ich mich bei dir ein.
Hütt' und Palast kann ich zerstören,
Und bin ein Ding ganz winzig klein.

Auflösungen aus Band XII.

Auszähl-Rätsel: Vaterland. — Die Zahl ist 5.

Magisches Buchstaben-Quadrat:

V	E	N	U	S
E	R	A	T	O
N	A	D	I	R
U	T	I	C	A
S	O	R	A	U

Tausch-Rätsel: Ludwig, Ulm, Degen, Wiesel, Iller, Gulden, Fenster, Erfurt, Ufel, Engel, Rose, Brüssel, Augen, Corfu, Honig. — Ludwig Feuerbach.

Scherzrezept: Rüdesheimer.

Diamant-Rätsel:

```
         B
      L  I  D
   C  A  S  S  E
B  I  S  M  A  R  CK
   C  L  A  R  A
      U  R  I
         CK
```



